

# **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 2.1951**

Landesgeschichtl. Vereinigung  
Berlin  
1951

Jahrbuch  
für  
brandenburgische  
Landesgeschichte

1951

**Jahrbuch**  
für  
**brandenburgische Landesgeschichte**  
**2. Band**

Herausgegeben  
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung  
für die Mark Brandenburg e. V.  
von  
Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

Berlin  
1 9 5 1

Auslieferung durch die Fontane-Buchhandlung,  
Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

Genehmigt durch die Amerikanische Militärregierung Berlin (13.627)



# I N H A L T

|  |    |
|--|----|
| Dr. Günter Stein:  |    |
| Berlins Stadtmauer (mit 4 Abbildungen) . . . . .   | 1  |
| Erich B. Zornemann:  |    |
| Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes . . . . .  | 4  |
| Gertrud Schacht geb. Mengel:   |    |
| Meine Erinnerungen an Theodor Fontane . . . . .  | 9  |
| Dr. Mario Krammer:   |    |
| Aus Theodor Fontanes Jugendland . . . . .  | 10 |
| Dr. Hermann Fricke:  |    |
| Dobbertin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte . . . . .  | 20 |
| Dr. Berthold Schulze:  |    |
| Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation,<br>besonders in Brandenburg . . . . .         | 20 |
| Prof. Dr. Willy Hoppe:   |    |
| Biesenthal. Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim (m. 2 Skizzen) . . . . .                             | 26 |
| Harry Methling:  |    |
| Das Wunderblut von Wilsnack . . . . .  | 30 |
| Dr. Emil Schwartz:   |    |
| Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg  |    |
| I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des<br>Bistums Kammin . . . . .                  | 35 |
| II. Der Prozeß des Prenzlauer Kaland gegen Dorothea Sander<br>(1537 - 1543) . . . . .                        | 37 |
| Max Krügel:  |    |
| Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (m. 3 Abb. u. 3 Skizzen) . . . . .                               | 39 |
| Dr. Georg Klünder:   |    |
| Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 . . . . .   | 47 |
| Prof. Dr. Hermann Mitgau - Göttingen:  |    |
| Alt-Frankfurter Studententrachten (mit 4 Abbildungen) . . . . .  | 69 |
| Bücherschau:   |    |
| Dr. Kurt Meyer, Alt-Berliner politisches Volkstheater (1848 - 1850) . . . . .                                | 75 |
| Walter Stengel, Quellenstudien zur Berliner Kulturgeschichte: Spiele,<br>Masken, Tierliebhabereien . . . . . | 75 |
| Paul Ortwin Rave, Wilhelm von Humboldt und das Schloß zu Tegel . . . . .                                     | 76 |
| Mario Krammer, Alexander v. Humboldt. Mensch — Zeit — Werk . . . . .   | 76 |
| Personen-, Sach- und Ortsverzeichnisse . . . . .   | 77 |



## Berlins Stadtmauer

Im Sommer 1948 wurden im Stadtzentrum von Berlin, das durch Luftangriffe schwer gelitten hatte, Enttrümmerungsarbeiten durchgeführt. Dabei stieß man im Zuge der Neuen Friedrich- und Waisenstraße auf starke und hohe Mauerreste, die mit Sicherheit zur mittelalterlichen Befestigung Berlins gehören<sup>1)</sup>. Berliner Tageszeitungen brachten Fotos und kurze Notizen darüber. Zwei Reihen alter, kleiner Häuser, die gegen Osten von der Neuen Friedrichstraße, gegen Westen von der Waisenstraße begrenzt wurden, trug man bis auf einige Halbruinen vollkommen ab. Die dabei zwischen ihnen zufällig freigelegten Mauerzüge, deren Erhaltung von zuständiger Seite veranlaßt wurde, sind die Reste des mittelalterlichen Mauerzuges, der an der Ostseite des alten Berlin vom mittelalterlichen Stralower Tor (heute Stralauer — Schickler Straße) am Grauen Kloster vorbei bis zum mittelalterlichen Oderberger Tor (heute Königstraße) führte. In nachmittelalterlicher Zeit waren von beiden Seiten Häuser an diese Mauer gebaut worden<sup>2)</sup>, wobei das Äußere der Wehranlage durch An- und Umbauten, Durchbrüche oder Verputz z. T. erheblich verändert wurde, die Bausubstanz als solche aber in großen Teilen erhalten blieb.

Die Mauerreste beginnen etwa 55 m nördlich der Stralauer Straße und ziehen sich in sanfter Krümmung nordwestlich immer parallel zum Verlaufe der Neuen Friedrichstraße bis in die Nähe der Klosterkirche hin. 5 m hinter dem Hause Waisenstr. 3 beginnt mit seinem südlichen Ende (Abb. 1) ein 61,50 m langer Mauerzug, der nach 28,40 m um wenig die anfängliche Richtung nach Osten verläßt (Abb. 2). In dieser Richtung folgt nach einer Unterbrechung von 8,60 m ein zweiter Trakt von 15,90 m, dem sich ein drittes, 6,10 m langes Mauerstück direkt anschließt. Hier endet die Mauer wiederum, um sich nach 14,50 m nur auf der Feldseite, also von der Neuen Friedrichstraße aus, zugänglich, an der Stadtseite aber von den Häusern Waisenstr. 14, 15 (Gasthaus „Zur letzten Instanz“) und 16 verbaut, weiterhin fortzusetzen. Dieser vierte Trakt, der hinter einem kleinen Gebäude neuesten Datums (etwa 22 m lang) verschwindet, wird nach diesen 22 m, einer weiteren Unterbrechung von etwa 8 m (zur Parochialstraße gehöriger Zugang) sowie weiteren etwa 21 m, nun aber wieder westwärts gerichtet, in einem fünften, 13,50 m langen Mauerstück greifbar (Abb. 3). Dann sind bis zur Südseite der Apsis der Klosterkirche, d. h. also auf etwa 75 m, keine Mauerreste über der Erde sichtbar. Weiterhin wurde im Zuge der mittelalterlichen Stadtmauer kein Mauerwerk mehr gefunden.

Die Höhe der erhaltenen Mauerteile ist sehr unterschiedlich. Sie beträgt auf der Stadtseite am südlichen ersten Mauertrakt etwa 4 m, nach 28,50 m Länge etwa 4,50 m und am Ende dieses Mauerzuges dann nur noch 2,33 m. Der zweite, 15,90 m lange Mauerrest ist sehr niedrig, die größte Höhe beträgt hier auf der Stadtseite 0,90 m. Das daran anschließende dritte Stück ist an der Stadtseite 4,35 m hoch. Der vierte, nur an der Feldseite freiliegende Mauertrakt von 25,10 m Länge ist dort bis zu 4,90 bis 5 m, das fünfte und letzte Stück von 13,50 m Länge an der Stadtseite bis etwa 3 m hoch.

Die Mauerstärke beträgt knapp über dem heutigen Niveau der Stadtseite am ersten und fünften Mauertrakt 1,10 m, in 2 m Höhe 1 m, die Stärke des dritten (nur aus Backsteinen bestehenden und der äußeren Schichten beraubten) Stückes unten 0,72 m, in 2 m Höhe 0,65 m, über 4 m Höhe nach einem Absatz im Mauerwerk nur noch 0,35 bis 0,40 m, wobei jeweils noch 0,15 m (verlorene Steinschicht [0,14 m] + Fuge

[0,01 m] zuzuzählen wären. Als Baumaterial kamen der Feldstein und der Backstein zur Verwendung: der Feldstein in unregelmäßigen, verschieden großen Brocken meist in den unteren Teilen des Mauerwerks, z. T. als Füllmauerwerk, der Backstein (im „Klosterformat“ mit durchschnittlichen Abmessungen von 28×14×9—10 cm, meist im sogenannten gotischen Verband [2 Läufer, 1 Binder])<sup>3)</sup> in den oberen Teilen der Mauer (siehe Skizze). Durch nachmittelalterliche und neuzeitliche Anbauten ist das Mauerwerk sehr verunklärt, auch sind Feldstein- und Backsteinmauerweise nicht immer in einer bestimmten Höhe scharf voneinander getrennt, sondern greifen ganz verschieden ineinander über (Abb. 4).

Am ersten Mauertrakt überwiegt auf der Feldseite der Feldstein als Baumaterial, während auf der Stadtseite der Feldstein als Sockel anfangs auf 9 m Länge 2,45 m hoch, anschließend 1,40 m, 2,20 m und 0,50 m hoch erhalten ist. Darauf folgen in der Regel eine Rollschicht und mehrere Backsteinschichten (Abb. 2), von denen gewöhnlich je neun auf den steigenden Meter kommen. Hier ist auch Feldstein als Füllmaterial verwendet worden. Die Backsteine liegen im „gotischen“ Verband, doch wechseln stellenweise auch jeweils drei Läufer mit einem Binder (siehe Skizze A). Der nördlich folgende niedrige zweite Mauerzug besteht an der Feldseite aus Feldsteinen, an der Stadtseite ist er größtenteils mit neuzeitlichem Mauerwerk verblendet. Stellenweise sind auch mittelalterliche Backsteine sichtbar. — Der daran anschließende dritte Mauerteil — wegen seiner Höhe von über 4 m von dem vorigen unterschieden — besteht nur aus Backsteinen, die sauber im „gotischen“ Verband vermauert sind. Auf der Feldseite lassen die abgebrochenen Binder erkennen, daß dort die äußeren Schichten in nachmittelalterlicher Zeit abgetragen worden sind. Auf der Stadtseite sind



Abb. 1. Mauerstück 1 (Stadtseite)

vom heutigen Niveau 36 Schichten (= 4 m) zu zählen, während welcher die Mauer in ihrer Stärke von unten 0,72 m bis 0,65 m in 2 m Höhe und bis etwa 0,58 m in der 36. Schicht abnimmt, wobei zu jeder Schicht 0,15 m zuzuzählen sind, um auf die ursprüngliche Mauerstärke zu kommen. Über dieser Schicht ist ein deutlicher Absatz an der Stadtseite zu erkennen, während sich die Mauer um weitere drei Backsteinschichten an der Feldseite, etwa 0,35 m—0,40 m (+ 0,15 m) stark fortsetzt, offenbar der Rest einer Brüstungsmauer, die einen auf dem Absatz aufsetzenden, nach hinten auskragenden Wehrgang gedeckt haben wird, für dessen Vorhandensein etwa 0,30×0,20 m große und etwa 0,20 m tiefe Balkenlöcher im Abstand von 0,40 m voneinander in Höhe der 35. und 36. Schicht Zeugnis ablegen können. Gleichem Zweck könnten ähnliche Balkenlöcher an der Stadtseite des ersten Mauerzuges gedient haben, die sich dort ebenfalls am Mauerabsatz, aber nur in 3,55 m Höhe — über einem Feldsteinsockel von 2,20 m und 12 Backsteinschichten — befinden (Abb. 2, oberhalb des Backsteinmauerwerks und unterhalb des Verputzes undeutlich zu erkennen). — Der vierte, an der Feldseite über 25 m lange zugängliche Mauerzug besteht nur aus Backsteinen. Die äußeren Schichten sind bis in 2—2,50 m Höhe verloren, setzen aber durch ihre Binder mit den hinteren Schichten in Verband gehalten darüber an (vgl. dazu Skizze C). Zählt man die unten sichtbaren Schichten des inneren Mauerwerks und die oben erhaltenen vorderen Schichten, dann kommt man auf 44 bis 46 Schichten über dem heutigen Niveau der Feldseite, das 0,30—0,40 m höher als das der Stadtseite ist, man kommt also auf etwa 5 m Höhe der Mauer auf der Feldseite. Hier sind auch drei (später vermauerte) Schießscharten sichtbar. Sie beginnen über der 35. Schicht, also in knapp 4 m Höhe, sind etwa 0,45 m hoch und 0,10 m breit. Sie sind in unregelmäßigen Abständen voneinander angebracht; von der ersten zur zweiten Scharte mißt man 4 m, von der zweiten zur dritten 2,50 m. Eine Reihe von quadratischen vermauerten Öffnungen, die auf der 29. Backsteinschicht aufsetzen, 0,45×0,45 m messen und in regelmäßigen Abständen von etwa 0,60 m angebracht sind, wird man nicht als mittelalterlich ansehen dürfen. — Das fünfte und letzte Mauerstück, nach Norden in Richtung der Apsis der Klosterkirche verlaufend (Abb. 3), besteht wiederum größtenteils aus Feldsteinen mit verhältnismäßig wenigen Backsteinresten.

Ob die Ummauerung der bereits 1237 nachgewiesenen Stadt Berlin schon 1247 bestanden hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Als 1290 die Apsis der Klosterkirche errichtet wurde, ist die Stadtmauer offensichtlich an dieser Stelle verändert worden, sie war also schon vorhanden, und zwar hier in nächster Nähe der aufgefundenen Mauerreste. Um 1319 ist die Befestigung jedenfalls mit Sicherheit als fertiggestellt nachzuweisen. Man wird den Beginn der Ummauerung daher in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datieren können. Diesem Mauerring, dem die aufgefundenen Reste nur angehören können, sowie seinem vorgelegten Graben wurde wahrscheinlich Anfang des 15. Jahrhunderts ein Wall (auf dem jetzt die Neue Friedrichstraße entlangläuft) und ein zweiter Graben vorgelegt. Auf dem Memhardt'schen Stadtplan von 1652 ist dieser Zustand der Befestigung gut zu erkennen. Erst nach Errichtung der barocken Festungsanlagen wurde die mittelalterliche Stadtmauer überbaut; das zeigt bereits der Plan von Johann Bernhard Schultz von 1688, auf dem die Mauer mit ihrem uns hier interessierenden Zuge bereits zwischen zwei Häuserzeilen verschwunden ist<sup>5)</sup>.

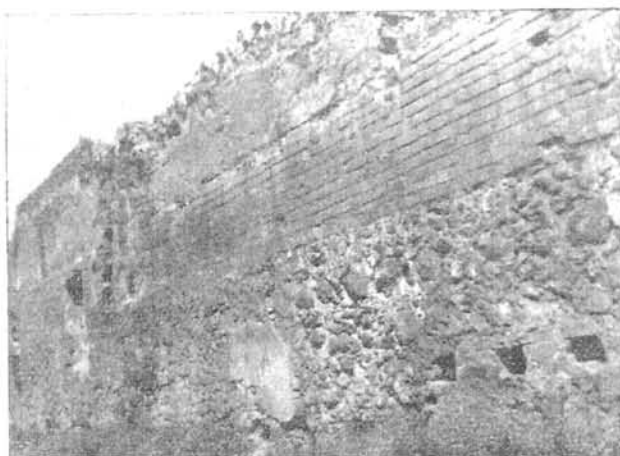


Abb. 2 Mauerstück 1 (Stadtseite)

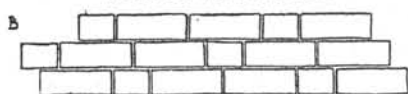
Was uns an spärlichen Einzelheiten über das Äußere der mittelalterlichen Ringmauer überliefert ist, paßt zum Befund der Reste, so daß sich, wenigstens für diesen Teil des Mauerringes, Holtzes Angaben im großen und ganzen bestätigen lassen: „unten fast durchweg aus großen, fest vermauerten Feldsteinen, oben aus Backsteinen bestehend, war sie, wie wir aus den Resten erkennen, meist 6 Fuß (etwa 1,80—2 m) dick“. In der Einschränkung „fast durchweg“ wird offensichtlich der jetzt bestätigten Tatsache Rechnung getragen, daß die Mauer streckenweise auch unten nur aus Backsteinen bestand. Holtze fährt dann fort: „nicht überall jedoch, hinter dem Grauen Kloster z. B. . . . zeigte sie (nämlich die Mauer, wie man bei Ausschachtungen 1858 feststellte) sich in einer Stärke von höchstens 3 Fuß (etwa 0,90 bis 1 m)“. Diese Angabe trifft auf unsere Mauerreste zwischen Grauem Kloster und Stralauer Straße mit ihren unteren Mauerstärken von 0,87 m, 1 m und 1,10 m durchaus zu. Über die Mauerhöhe macht Holtze keine Angaben, sie läßt sich aber annähernd erschließen. Nach dem Befund scheint — vielleicht nur streckenweise — ein Wehrgang etwa 3,50—4 m über dem heutigen Niveau der Stadtseite (also 3,20—3,70 m über dem Niveau der Feldseite) aufgesetzt zu haben, die Mauer muß also an der Feldseite noch etwa 1,50—2 m höher gewesen sein, um die Verteidiger zu decken. Dazu paßt, daß am vierten Mauerstück in 4 m Höhe der Feldseite Scharten zu sehen sind, die auch Holtze erwähnt. Eine Krenelierung scheint daher nicht vorhanden gewesen zu sein. Die durchschnittliche Höhe der Mauer wird also etwa 6 m (über dem heutigen Niveau) betragen haben, im Mittelalter etwa 7 m.

Von einem Rundturm, den Holtze an der Stelle des Durchganges von der Neuen Friedrichstraße zur Parochialkirchgasse (heute Parochialstraße) ansetzt, also zwischen unserem vierten und fünften Mauerstück, ist über der Erde nichts erhalten. Auch von den drei von Holtze erwähnten und auf dem Memhardt'schen sowie auf dem La Vigne'schen Plan (hier aber mit anderen Abständen voneinander) erkennbaren halbrunden Weichhäusern auf der Strecke zwischen Stralower Tor und Grauem Kloster lassen sich keine Reste nachweisen, obwohl zumindest eines — das südlichste — von den dreien auf den noch erhaltenen ersten, 61,50 m langen Mauerzug fallen müßte. Drei nur etwa 30 cm tiefe Nischen (von 2,80—3,75 m Länge und vermutlich etwa 2,50 m Scheitelhöhe der stichbogigen Überwöl-

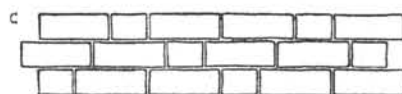
### Mauerverbände



Mauerstück 1 (Stadtseite)



Mauerstück 1 (Feldseite)



Mauerstück 4 (Feldseite)



Abb. 3. Mauerstück 5 (Feldseite)  
Im Hintergrund die Ruine der Klosterkirche

bung) auf der Stadtseite können kaum mit diesen Weichhäusern in Verbindung gebracht werden; denn diesen Nischen entsprechen auf der Feldseite keine Verzahnungen, die auf abgebrochene Türme schließen ließen. Wo solche Verzahnungen auf der stark verunklärten Feldseite sichtbar sind, darf man vielleicht die von Holtze erwähnten Strebpfeiler vermuten. Hier könnte eine genaue Bauaufnahme Klarheit bringen.

Versucht man nun, die Befestigung Berlins auf Grund der gefundenen Überreste mit anderen märkischen Stadtbefestigungen in einen gewissen zeitlichen Zusammenhang zu bringen, so ist das mit Schwierigkeiten verbunden; denn wir haben hier auf diesem verhältnismäßig kurzen Abschnitt der ganzen Umwallung verschiedene Materialzusammensetzungen, nicht etwa einen gleichmäßig durchgehenden Feldsteinsockel mit aufgehendem Backsteinmauerwerk. Ganz aus Backsteinen erbaute Trakte wechseln ab mit solchen, die Feldsteinsockel in verschiedener Höhe zeigen, oder solchen, die vorwiegend aus Feldsteinen erbaut sind. Es ist daher nicht anzunehmen, daß die Mauerreste, so wie wir sie jetzt vor uns sehen, in einem Arbeitsgang entstanden sind, noch daß sie von Anfang an durchgehend Feldsteinsockel und Backsteinoberteil aufwiesen. Auf Grund des Baumaterials lassen sich jedoch einige Schlüsse ziehen.

Naturgemäß fand der Feldstein als in der Mark überall zur Verfügung stehender Findling früher im Wehrbau Verwendung als der Backstein, der zwar schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts eingeführt und im Sakralbau verwendet wurde (Jerichow, Havelberg), im Wehrbau aber und speziell bei Stadtbefestigungen erst um 1300 in Übung kam<sup>1)</sup>. M. Nova unterscheidet daher mit Recht zwei größere Perioden im mittelalterlichen märkischen Stadtmauerbau, die eine, die vornehmlich nach 1220 unter der Regierung Johanns I. und Ottos III. mit Feldsteinummauerungen einsetzt — vorher haben allerdings schon Stendal und Tangermünde (um 1150) Feldsteinmauern —, die andere, die

unter der Regierung Waldemars d. Gr. nach 1300 vornehmlich mit Backsteinummauerungen beginnt. Wie aber auch weiterhin der Gebrauch des Feldsteins nicht ganz aus der Übung kam, so war auch die Verwendung des Backsteins vorher schon bei Turm- und Mauerecken, bei Torhäusern, Mauernischen, bei Verblendung im Innern von Turmgeschossen usw. üblich (Bernau, Landsberg a. d. Warthe). Bei den Befestigungen unter Karl IV. und unter den ersten Hohenzollern findet dann fast ausschließlich der Backstein Verwendung (Tangermünde). Wegen der ungleichmäßigen Verteilung des Baumaterials ist also eine gleichzeitige Entstehungszeit desgleichen eine anfängliche Zusammensetzung aus Feldsteinsockel und Backsteinoberteil nicht anzunehmen. Vielmehr dürfte die Berliner Stadtmauer des 13. Jahrhunderts ebenso wie die der nahegelegenen Städte Bernau, Strausberg und Altlandsberg (alle um die Mitte des 13. Jahrhunderts ummauert) nur aus Feldsteinen bestanden haben. Das in verschiedener Höhe aufsetzende Backsteinmauerwerk wird Erneuerungen und Ausbesserungen des 14. Jahrhunderts zugeschrieben werden müssen. Das gleiche gilt auch für die Mauerteile, deren Mauerwerk durchweg aus Backsteinen besteht. Vergleichbar ist dafür ein Rest der Stadtbefestigung des nahegelegenen Spandau, das in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ummauert wurde. Anlaß zur Ausbesserung der Berliner Stadtmauer könnten die — wenn auch nur kurzen — Belagerungen durch die Dänen unter Waldemar IV. 1349 und durch Ludwig d. Ä. 1351, aber natürlich auch spätere Ereignisse, weniger wahrscheinlich der Stadtbrand von 1380 oder die Fehde mit den Johannitern 1435, gewesen sein. Leider läßt das Fehlen von Ziegelstempeln keine genauere Datierung zu. Immerhin kann mit gewisser Sicherheit angenommen werden, daß die aus Feldsteinen errichteten Mauerteile der ersten Befestigung aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die aus Backsteinen errichteten Stücke dem 14. Jahrhundert zugehören.



Abb. 4. Mauerstück 1 (Feldseite)

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Daß an dieser Stelle die alte Stadtmauer zu suchen ist, geht aus der Literatur eindeutig hervor, es ist auch ohne weiteres aus der Straßenführung der Altstadt ersichtlich. — Vgl. dazu F. Holtze, *Gesch. d. Befestigung von Berlin* (1860) S. 5 und Plan (2. Auflage 1874 in: *Schr. V. f. G. Blns. H. 10*). R. Bormann, *Die Bau- u. Kunstdenkmäler von Berlin* (1893) S. 142. — <sup>2)</sup> Wahrscheinlich um 1680: *Der Burgwart* 21, 1, 1920, S. 7 (Voigt). — <sup>3)</sup> Zu Backsteinformaten und Backsteinverbänden im mittelalterlichen märkischen Wehrbau vgl. M. Nova,

*Die Stadttore der Mark Brandenburg im Mittelalter*, *Beitr. z. Bauwissenschaft* H. 15 (1919) S. 19. — <sup>4)</sup> Nach Nova a.O. S. 14 soll dies schon Anfang des 14. Jahrhunderts geschehen und auch auf dem Vorwall eine steinerne Mauer errichtet worden sein, wofür sich jedoch sonst keine Anhaltspunkte finden. — <sup>5)</sup> H. Jahn, *Bln. i. Todesjahr d. Gr. Kurf.* (1935), *Schr. V. f. G. Blns. H. 55*. — H. Schierer, *D. Befestigung Blns. z. Z. d. Gr. Kurf.* (1939) ebda. H. 57. — <sup>6)</sup> Nova a.O. S. 17 f.



Erich B. Zornemann:

## Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes

Wilhelm Raabe ist am 8. September 1831 in Eschershausen geboren und hat bis zum elften Lebensjahre seine Jugend in Holzminden an der Weser, ab 1842 im Nachbarstädtchen Stadtoldendorf und seit Ostern 1845 in Wolfenbüttel verlebt. Der Dichter, der durch seine intime Kenntnis der antiken Dichtung den humanistischen Feinschmecker in der gleichen Weise für sich gewinnt, wie er den mit diesem Bildungsgut nicht vertrauten Leser verwirrt oder gar zurückschreckt, konnte als Schüler dem Studium der alten Sprachen keinen Geschmack abgewinnen und ist in dieser Hinsicht ein schlechter Schüler gewesen.

Wir haben aber das große Glück, noch ein Aufsatzheft des Tertianers aus dem Jahre 1847 zu besitzen, dessen Arbeiten von der großen Kraft seiner Phantasie und seiner Stilkunst Zeugnis ablegen, so daß sein Deutschlehrer unter einen dieser Aufsätze, mit dem Thema „Die Schwalben und die Sperlinge“, schreiben konnte: „Dieser Aufsatz ist mit dem allergrößten Fleiße gearbeitet und berechtigt bei fortgesetzter Anstrengung zu den schönsten Hoffnungen für den Verfasser“. Wie stark sich dies Lob in des Jungen Innerstes eingegraben hat, beweist 17 Jahre später ein Satz im „Hungerpastor“, wo Hans Unwirsch den ersten Bogen seines schriftstellerischen Versuches zerreißt und sich dabei in einer Stimmung befindet, die nicht „zu den schönsten Hoffnungen“ für die Zukunft berechtigte. Der junge Raabe ist in seiner Reizbarkeit auch ein sogenannter „schwieriger Schüler“ gewesen. Er mußte wegen seiner völlig unzureichenden Leistungen in den Hauptfächern eines humanistischen Gymnasiums die Schule verlassen, ohne Aussicht, den Abschluß zu erreichen.

In einer kleinen alten Residenzstadt nippenburgischen Gepräges ist das für den Sohn eines altingesessenen Beamtenengeschlechtes eine unverzeihliche Entgleisung. Nur das liebevolle Verständnis der Mutter macht es Raabe möglich, sich über das halb spöttische, halb mitleidvolle Achselzucken seiner Umgebung hinwegzusetzen. Er geht Ostern 1849 nach Magdeburg, um sich zum Buchhändler auszubilden.

In diesen vier Jahren bis Ostern 1853 muß er aber erkennen, daß die Wahl dieses Berufes verfehlt war. Was der 21jährige bei seiner Heimkehr nach Wolfenbüttel auszustehen hatte, wo die alten Schulkameraden zum Teil schon auf dem festen, von alters her vorgeschriebenen Wege in Amt und Würden sind, läßt uns im Jahre 1867 Raabe selbst in der Schilderung des Familienrates im „Abu Telfan“ nacherleben. Er nimmt die alten Studien wieder auf, hat jedoch abermals keinen Erfolg. Die Bestätigung eines erfolgreichen Abschlusses der Schule bleibt ihm versagt. So zieht er dann im April 1854 in Berlin ein und läßt sich als Hörer in die Liste der Studierenden der Friedrich-Wilhelms-Universität eintragen. Wir wissen, daß er hier die Vorlesungen des Ägyptologen Lepsius, des Geographen Ritter und des Philosophen Michelet regelmäßig besucht hat, sich im übrigen aber von dem ihm ungewohnten Getriebe einer großen Stadt einfangen läßt nach seinem Leitsatz:

„Über den Marktplatz zu schweifen,  
Durch die Gassen zu streifen,  
Licht aus Dunkel zu greifen,  
Das ist Dichterberuf!“

Wann bei Raabe die Wehen der Wegsucherkrise eingesetzt haben, können wir nur vermuten, vielleicht

beginnt diese Inkubationszeit schon in den Tertianerjahren, vielleicht erst in Magdeburg, das wird immer nur Vermutung bleiben können. Gewiß ist aber, daß diese Periode hier in Berlin ihr Ende erreicht, und wir wissen heute genau, daß das Datum des 15. November 1854 auf dem ersten Blatte der „Chronik“ keine Fiktion ist, daß also an diesem Tage, dem „Federansetzungstage“, sich Wilhelm Raabe seines Weges als Dichter in voller Klarheit bewußt wurde, und dürfen somit sagen: der Dichter Raabe wurde am 15. November 1854 in Berlin geboren.

Eine stattliche Reihe seiner Werke haben als landschaftlichen Hintergrund die Jugendheimat des Weserberglandes. In einem Briefe an seinen Landsmann O. Elster gedenkt Raabe des Ortes, aus dessen Nest einst „ein Rabe und eine Elster“ in die Welt gekrochen sind, und meint, sie wollten dieses Nest und seinen ganzen Raum wohl doch noch „in den Mund der Leute“ bringen<sup>9)</sup>. Ganz gewiß liebt der Dichter diese Jugendheimat, die noch dazu vom Herrgott mit so viel feiner Schönheit ausgestattet worden ist. Aber aus der Enttäuschung, die Feyerabend-Raabe beim Wiederaufsuchen der alten Heimat erlebt, klingt doch vernehmbar eine deutliche Distanzierung heraus. Die im Gesamtwerk niedergelegte Lebensbeichte — der Alte in Braunschweig hat ja stets auf Fragen nach seinem Leben geantwortet: „Das steht alles in meinen Büchern“ und niemals Frenssen- oder Thomas Mann-ähnlich irgend etwas über die Art der Entstehung seines Werkes weder öffentlich noch privat verlauten lassen — läßt ganz eindeutig erkennen, daß die Behandlung des in schwerer Wegsucherkrise tastenden Künstlers durch die nach dem Motto „Stramm, stramm, alles über einen Kamm“ marschierende Gesellschaftsschicht des heimatlichen Residenzstädtchens einen schmerzhaften Riß zwischen ihm und der Heimat gezogen hat, der nie ganz verharscht ist. Mir scheint, daß von diesem Blickpunkt aus betrachtet eine Erklärung dafür gefunden werden kann, warum der junge Dichter sich in seinem Erstling hinter der Maske eines alten resignierenden Mannes verbirgt. „Alles Verdrießliche hab' ich genossen“, das ist der Tenor der Lebensbegleitmelodie, mit der Raabe nach Berlin kam, wo er im Augenblick der Federansetzung am 15. November 1854 seine geistige Heimat gefunden hatte. In den „Akten des Vogelsangs“ heißt es an einer Stelle: „Man kann auch in einer Stadt wie Berlin noch immer in seinem stillen Märchenwinkel aufwachsen“ (XVII, 298). Und ich stelle anheim, ob nicht eine Parallele zu der Wachholderstimmung in der Stimmung des Dr. Fritz Langreuter aus den gerade in Raabes Jugendheimat spielenden „Alten Nestern“ zu finden ist: „Sonderbarerweise aber dachte ich in dieser hellen, schönen Nacht, auf dieser Wanderung durch das friedliche vergessene Heimatsdorf, nicht ohne ein Gefühl stiller Sicherheit an die große Stadt Berlin, meine kleine Stube und meine Tätigkeit, kurz an das Dasein, das mir dort zuteil geworden war. Es lag ein Gefühl von Wehmut darin, aber doch zugleich eine innerlichste Beruhigung: die andern alle konnten und durften heimkehren in das alte Leben, wann sie wollten, sie waren da zu Hause; ich aber nicht, oder doch nie mehr so, wie sie noch zu jeder Zeit sein konnten. Resignation nennt man das mit einem Fremdwort, das wir wohl nicht so leicht aus dem deutschen Sprachgebrauch loswerden. Die deutsche

Welt darf manchmal noch so süß in Mondenlicht und in weiche Redensarten gebettet liegen: wir wollen das scharfe, aber gesunde Wort festhalten und es uns durch kein anderes zu ersetzen suchen“. (XII, 217) . . . „Ich gehörte einfach nach Berlin und nicht nach Dorf Werden“ (259). Es ist überaus bezeichnend, daß bei einem Dichter, der vier Jahre in Magdeburg, acht Jahre in Stuttgart, von 1870 an bis zu seinem Tode in Braunschweig und nur zwei Jahre in Berlin gelebt hat, als Schauplatz seiner Dichtungen Berlin in seinem Werk einen so breiten Raum einnimmt. Ein kurzer Blick in das verdienstvolle, mit dem ihm eigenen Bienenfluß zusammengetragene und für jeden Raabeforscher unentbehrliche Raabexikon Heinrich Spieros zeigt das zur Genüge.

Gegen die Behauptung, daß Raabe zwar das alte Berlin der Zeit vor den 70er Jahren geliebt, aber die anwachsende Weltstadt nicht geschätzt habe, spricht die folgende Äußerung: „Die Tage in Pfisters Mühle waren vorüber, und Arbeit und Sorge der Gegenwart traten in ihr volles, hartes Recht . . . Wir waren auch in Berlin viel eher, als wir es dachten. Und obgleich es heute nicht mehr die Kirchtürme der Städte sind, sondern die Fabrikschornsteine, die zuerst am Horizonte auftauchen, so hindert das einen auch heute noch nicht, gesund, gesegnet und — soviel es dem Menschen auf dieser Erde möglich ist — zufrieden mit seinem Schicksale, ergeben in den Willen der Götter nach Hause zu kommen“ (XIV, 390).

Und wenn W. Fehse<sup>1)</sup> der kleinen, ruhigen Stadt der „Chronik“ das spätere Berlin „von jener flatterhaften Tünche, die die Großmannssucht der folgenden Jahrzehnte mit höhnischer Verachtung über alles strich, was Ausdruck ruhigen Wachstums war und dem bodenständigen Witz die bloße Schnoddrigkeit“ gegenüberstellt, so vergißt er, daß Raabe diese Großmannssucht und bloße Schnoddrigkeit nicht nur als herbe Kritik Berlin gegenüber, sondern an dem gesamten deutschen Volke übt. Das geht eindeutig aus dem Vorwort zum „Christ. Pechlin“ sowie aus dem Satz in den „Gedanken und Einfällen“ hervor: „Der Horizont des Geschlechtes, das nach 1870 gekommen ist, ist nicht weiter geworden“.

Als der Junker Hennig von Lauen von seinen Berliner Studien heimkehrt, ohne daß man, wie einst beim Heimkehrer Raabe, von irgendwelchen Früchten dieses Studiums etwas bemerken könnte, sagt die Mutter Adelheid: „Er hat wenigstens einmal frische Luft geschöpft!“ Raabe fährt zwar fort: „Was sie sich unter der frischen Luft eigentlich vorstellte, das mochte sie vor allen vier Winden verantworten“ (XIII, 272). Der erste Satz ist aber nicht von ungefähr im Druck besonders hervorgehoben. Wir können ihn als confessio des Heimkehrers Raabe aus dem Jahre 1856 deuten: die frische, weltweite Luft Berlins hatte ihm vergönnt, der muffigen Nippenburg-Luft der Heimat zu entrinnen und einmal frei aufzuatmen, den Atem der Befreiung, hatte ihm dazu verholfen, den ersten freien, frischen, bewußten Atemzug als Dichter zu tun.

Hier in Berlin wohnte Raabe zunächst bei einem Schneider Wuttke in der ersten Etage der Spreestraße Nummer 11, durchaus „herrschaftlich“; die in der „Chronik“ beschriebene Dichterdachstube bezieht er erst später in einer Wohnung der Oberwallstraße, wo der Mietherr wiederum ein Schneider war. Wie Wuttke zugleich das Amt eines „königlichen Tafeldeckers“ ausübte, so ist der Schneider Täuberich Pascha in dem 1865—67 geschriebenen Roman „Abu Telfan“ ein bei

Festlichkeiten beliebter Lohndiener. In der 1876—77 geschriebenen Erzählung „Deutscher Adel“ heißt es: „Mittelstraße Nr. 23 im vierten Stock wohnt die Witwe eines königlichen Tafeldeckers . . .“ (XI, 297).

Später bezog Raabe, als er für einige Wochen, 1. Oktober bis 17. November 1857, noch einmal Berlin aufsuchte, Wohnung in der Dorotheenstraße Nummer 72. Diese Straße bildet in dem 1893—95 entstandenen Roman „Die Akten des Vogelsangs“ den Schauplatz entscheidender Begebenheiten: im Vorderhaus der „außergewöhnlich elegante Schneiderladen (Herrenmoden)“ der Firma des Beaux, im Hinterhaus, drei Treppen hoch, „Studiosus Philosophiae Velten Andres“ als Untermieter der „Frau Fechtmeisterin Feucht“ (XVII, 280).

Im Jahre 1911 schreibt H. A. Krüger<sup>2)</sup>: „Von besonderen Anregungen aus der Nachbarschaft des ersten, nunmehr historischen (jetzt leider vernichteten) Hauses in der Spreestraße vermochte der alte Raabe mir nur noch einen Kesselschmied, namens Marquart, zu nennen, der im Keller wohnte und ein Mann vom Schlage des braven Tischlers Gottfried Karsten war. Im großen und ganzen schuf jedoch schon der junge Raabe meist ohne besonderes Modell in freier Phantasietätigkeit, blieb allerdings stets auf dem sicheren Boden einer scharfen Umwelts- und Menschenbeobachtung. In beiden Beziehungen blieb ihm der Berliner Aufenthalt in fruchtbarer und dankbarer Erinnerung, und von den ersten bis zu den letzten Werken lassen sich seine Spuren bei Raabe mehr oder weniger deutlich wahrnehmen“.

Das Bild des alten Kesselschmiedes Marquart wird in der „Chronik“ in knappen Strichen eingefangen: da lehnt der junge Schmied beim Tode Marias traurig in der niedrigen, zu seiner unterirdischen Werkstatt hinabführenden Tür und streicht sich beim Vorübertragen des Sarges „mit seiner schwarzen schwieligen Hand über die Augen“. Bei der Ausweisung des Dr. Wimmer zeigt er sich als verschwiegen-zuverlässiger Helfer: „In der Gasse steckt mir M. ein Billett zu und flüstert geheimnisvoll, nach dem Fenster des Doktors deutend: Das hat er zurückgelassen für Sie, Herr Wachholder!“ Er ist einer der wenigen Nachbarn, die dem greisen Johannes Wachholder noch geblieben sind: „... nur einzelne, wie zum Beispiel der alte Kesselschmied Marquart im Keller drunten, der heute wie vor so vielen Jahren lustig sein Eisen hämmert, haben sich erhalten in diesem ununterbrochenen Strom des Gehens und Kommens“. Alle Bewohner der Sperlingsgasse haben den Alten gern, nur der Pudel Rezensent nicht, „der den Feuerarbeiter haßt“, weil der ihm einst „den Maulkorb mit der Steuermarke um die beschnurrbartete Schnauze geschlossen“ hat. — Marquart war zur Zeit, als Raabe seine Chronik niederschrieb, 58 Jahre alt. Mit bürgerlichem Namen hieß er August Friedrich Wilhelm Knack und wurde am 5. August 1796 geboren und am 14. August in der Luisenstädtischen Kirche getauft. Als Nagelschmiedemeister ist er am 11. Mai 1865 in der Spreestraße 6 an Altersschwäche gestorben und am 15. Mai auf dem St. Petri-kirchhof begraben. Aus der ersten Ehe mit Karoline Wilhelmine, geb. Heinrich, die im Alter von 44 Jahren am 29. Dezember 1840 in der Spreestraße 6 an Schwind-sucht verstorben ist, gingen sieben Kinder hervor. Das Geschäft übernahm nach dem Tode des Vaters der Nagelschmiedemeister Hugo Karl August Lüders Knack, geb. am 22. Januar 1840. Das Haus ist bis zum Jahre 1925 im Besitz der Familie geblieben.

Es ist wie ein verwehtes Blatt der „Chronik“, wenn wir hören, daß des alten Marquart Enkel tödlich verunglückt ist, als er versuchte, seinen Hund vor den Rädern eines vorüberrollenden Kraftwagens zu retten.

Dem befreundeten Buchhändler Stülpnagel, der Vorsteher einer Leihbibliothek war und das Chronik-Manuskript dem damals schon kränkelnden Willibald Alexis vorlegte, hat Raabe in der Gestalt des Leihbibliothekars Achtermann ein Denkmal gesetzt in der Erzählung „Deutscher Adel“, die ursprünglich den Titel „Der Leihbibliothekar“ tragen sollte. Alexis sprach sich zwar lobend über das Werk aus, hat aber zu keinem Verleger verhelfen können. Den fand Raabe erst durch Stülpnagels Vermittlung in dem Berliner Franz Stage. Und der Berliner Ludwig Rellstab rehabilitierte durch seine lobende Kritik in der Vossischen Zeitung den Entleisteten sogar in der Wolfenbütteler Gesellschaft!

In meinem Raabeheimat-Städtchen Eschershausen habe ich mich in meinen Studentenjahren eifrig bemüht, für den Dichter zu werben, dessen Namen alle Eschershäuser voller Stolz im Munde führten, ohne aber die Werke ihres großen Ehrenbürgers zu lesen. Ich gedenke hier gern der Unterstützung durch den damals dort lebenden Apothekenbesitzer Erich Cruse, einen leidenschaftlichen Botaniker und Intimus von Hermann Löns. (Seine Apotheke ist übrigens von dem Raabe-Epigonen Kubel im Roman „Die Apotheke von Angerbeck“ liebevoll geschildert worden.) „Das Odfeld“ war diesem die heimatliche Landschaft bis in die kleinsten verborgenen Winkel durchforschenden Naturfreunde ein ewiger Stein des Anstoßes: er hat den höhlenreichen Ith immer wieder durchstöbert auf der Suche nach jener Höhle, in der sich am Kampftage die Flüchtlinge aus dem Kloster Amelunxborn versteckt halten, und hat sie nie gefunden. Seine abfällige Kritik schloß stets mit den Worten: „Solch eine Höhle, wie sie Raabe da schildert, gibt es im ganzen Ith nicht!“

Viele Jahre später hörte ich dann eine ähnliche Kritik von Heinrich Sohnrey, der fast wütend wurde, wenn er auf das „Odfeld“ zu sprechen kam, und geringschätzend meinte: „Im ganzen Odfeld stoßen Sie auf keinen einzigen echten Odfelder, alles Raabesche Phantasiegestalten in Haltung wie in Sprache. Herrgott, was hätte ich dem Alten da für Material besorgen können!“

Ein Cruse-Verwandter Berliner Apotheker würde auch gewiß arg enttäuscht sein, wenn er vergeblich nach dem Walde suchen würde, von dem herab Dr. Wimmer in der „Chronik“ . . . „den Maulkorb (seines Hundes) den Berg herunter der Stadt zu wirft“. „Die Chronik der Sperlingsgasse“ ist eben keine mit dem Sprachmaterial des Wortkünstlers eingefangene Topographie Alt-Berlins, wie überhaupt fast niemals Raum und Menschen im Werk des Dichters nach der Natur gezeichnet sind. Die Dinge dieser Welt gewinnen erst dann Interesse für Raabe, wenn er sie in Beziehung setzen kann zum Menschen seiner Phantasie. Er sieht die Natur- und Kulturlandschaft nicht geographisch, sondern historisch. Dafür ist ein Satz aus einem Abschnitt am Anfang der Chronik bezeichnend: „Ich liebe in großen Städten diese älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzublicken wagt; ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine<sup>3)</sup> an die Ecken gesetzt hat. Ich liebe diesen Mittelpunkt einer vergangenen Zeit, um welchen sich neues Leben in linien-

graden, parademäßig aufmarschierten Straßen und Plätzen angesetzt hat, und nie kann ich um die Ecke meiner Sperlingsgasse biegen, ohne den alten Geschützlauf mit der Jahreszahl 1589, der dort lehnt, liebkosend mit der Hand zu berühren. (I, 8.) „Der alte Geschützlauf“ in seiner Form und stofflichen Beschaffenheit bedeutet ihm wenig oder gar nichts, aber die Jahreszahl 1589! Die regt ihn an nachzugrübeln über „Geburt und Tod . . . Wiege und . . . Sarg“, über all das menschliche Schicksal, das dieser alte Geschützlauf im Wandel der Jahrhunderte hat an sich vorüberziehen sehen. Gewiß werden in seinem Werk gelegentlich ganz bestimmte Baulichkeiten erwähnt, aber doch nur so nebenbei, ohne daß er sich angezogen fühlt, sie in ihrer einmaligen Gestalt in seine Sprache zu bannen. So wird ihm der berühmte Weinkeller von Lutter & Wegner am Gänsemarkt zu „Butter und Wagner am Gänsemarkt“, so werden die beiden Gontardschen Kuppeltürme der Französischen und der Neuen Kirche und das Schauspielhaus nach Berliner Mundart zur „famosen Musenbude . . . zwischen dem Pfeffer- und Salzfasse“. (I, 77.)

Die Sperlingsgasse als gegebenes Objekt wird ihm erst vertraut durch die Schilderung ihrer, d. h. seiner Menschen, und dadurch erst gelingt es dem Dichter, diesen Teil Berlins ohne jeglichen Versuch photographisch-naturalistischer Kopie so im Wort widerzuspiegeln, daß . . . nun, daß die Stadt Berlin gar nichts Besseres tun konnte, als dieser Spreestraße den Namen Sperlingsgasse zu geben.

Berlin ist für Raabe die „Polis“ (XII, 87). Schon vor der Reichsgründung bezeichnet er sie in dem Ende 1867 bis Mitte 1869 geschriebenen Roman „Der Schüdderump“ als die Reichshauptstadt. Der Junker Hennig von Lauen, jener Junker, der einst in Berlin „frische Luft“ geschöpft hatte, faßt seine ersten Eindrücke von Wien „brummend“ in den Worten zusammen: „Es ist doch eine vornehme Stadt . . . Schade, daß wir sie nicht an unser Berlin anhängen können, wir würden dann, glaube ich, jedes andere Nest rund um den Erdball herum um mehrere Nasenlängen schlagen!“ (XIII, 286.)

Raabe gehört keineswegs zu den Leuten, die an Berlin stets etwas herumzumäkeln haben. Er nimmt „die dann und wann etwas verleumdete Stadt Berlin“ (XIV, 97) in Schutz. Sie ist durchaus nicht so verdorben, wie die guten Dutzend-Provinzler es haben wollen, die sich über das Sündenbabel aufregen und den Sündenpfehl, der dem Berliner selbst mehr oder weniger unbekannt ist, mit genießerischer Wollust auskosten, wenn sie einmal hier zu Besuch sind, um dann nach ihrem ausgeschöpften Sündenleben desto besser darüber schimpfen zu können. So ist für Raabe zum Beispiel Berlin auch nicht die geeignete Stätte, an der der ausgesuchte Schuft Dietrich Häußler im Trüben fischen könnte: im Gegenteil, er macht hier mit seiner Geschäftspraxis in kurzer Zeit Pleite! (XIII, 36.)

Ganz klar und eindeutig wird Raabes Sympathie für Berlin, das heute angeblich „nunmehr als einsamer Trümmerrest weit vor der Ostgrenze des wirklichen Deutschland“<sup>4)</sup> liegen soll, durch die folgende Tatsache erhellt: die wenige Jahre nach der Reichsgründung entstandene Erzählung „Deutscher Adel“ mit ihrem von Kanteschem Ethos getragenen Leitmotiv „Frei durchgehen“ spielt in Berlin und ihre Helden sind Berliner! 1870 kehrt der Dichter in die Heimat zurück mit sehr zwiespältigen Gefühlen, die im „Dräumling“ ihren Niederschlag gefunden haben. Und da stehen die bezeichnenden Trostworte der Frau Agnes Fischarth im

Paddenaauer Sumpfbgebiet: „Ich bin aus Berlin und fürchte mich vor niemand, aber auch hier vor dem Sumpfe nicht“ (IX, 24).

Es würde zu weit führen und den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wenn hier alle aus dem Raabeschen Gesamtwerk geborenen Gestalten von Berlinern im einzelnen umrissen würden, als da unter anderen sind: Karl Achtermann, der Leihbibliothekar, und die beiden Gastwirte Louis Butzemann sen. und jun., der Phantast Paul Ferrari, der vor Paris verwundete Ulrich Schenck, oder der „urechte“ Berliner Dr. Wedehop, der allerdings wie so manche echtberliner Type zu den „Zujereisten“ gehört und von dem es heißt: „Alter Schwedel!“ sagte Wedehop, und ganz Neuvorpommern, seine engere Heimat, trat in dem Wort breitgrienend zutage.“ (XI, 262.) Dem Urtyp des waschechten Berliners hat Raabe ein eigenes Werk gewidmet: „Villa Schönow. Eine Erzählung“, geschrieben 1882—83, mit ihrem Helden, dem „weiland Sergeanten im 7. Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 60, Herrn Hofschiederdeckermeister Wilhelm Schönow.“

Wie dieser wackere Sturmgesele eingeführt wird, ist ein Meisterstück Raabescher Kompositionstechnik. Im ersten Kapitel verstummt eine lustig plaudernde Jungmädchengesellschaft jäh, „ein fremdes, unbekanntes Weinen in der Nebentube“ (XIII, 7) ist die Ursache. Die junge Gastgeberin horcht an der Tür. „Im nächsten Momente jedoch richtete sie sich schon wieder empor, warf einen ganz nährisch aus getäuschem Mitleid und Verdruß gemischten Blick im Kreise umher und rief: „Nun, so was! . . . Herr Schönow ist's! . . . Nur Herr Schönow aus Berlin! . . . Uh, der alte Krokodil!“

Erst im 4. Kapitel erfährt der Leser dann zu seiner Überraschung, was „der alte Krokodil, dieser Schönow“ für ein sturmerprobter wackerer Bursche ist, von Herzen gutmütig, feinführend und vornehm, aber aus Angst vor dem Überquellen seines weichen Herzens von jener kaltschnäuzig trockenwitzigen Art, die von oberflächlichen Beobachtern als „Berliner Schnoddrigkeit“ bezeichnet wird. Er ist empört darüber, daß man das Sterben seines alten Kriegskameraden zu einer Grundstücksspekulation ausnützen will, und versucht, dem Kameraden auf seine Weise zu helfen. Von dem, was ihn im Tiefsten bewegt, läßt er sich nichts anmerken. Am Stammtisch bei „Daemel“ sitzt der „hergelaufene, großschnäuzige Berliner Haselante“ (30) und legt los: „Hab' ick et mich doch gleich jedacht, det se mir den Nassauer, den Potsdamer, den Weltstädter, den Jardeleutnant und den alljemeenen deutschen Reiseonkel in eene Persönlichkeit ufmutzen werden! Wollen Sie jütigst auch was anderes nich dabei vergessen, wenn Sie mal vater- und mutterlos uf die Jrenze zwischen Moabit und Martinikenfelde aus die Taufe gehoben werden sollten, meine Herren; nämlich det wenn auch jroßartige, so doch merkwürdige Jefeühl, als eijentliche Wiege man bloß den janzen Ersatzbezirk des siebten brandenburgischen Infanterierejimentes Numero sechzig — Ober- und Niederbarnim, Teltow und beiläufig ooch det bißken Städtcken Berlin — zu haben! . . . Wer hat da ebent det jroße Wort fallen lassen, Kameradschaft hin, Kameradschaft her?! Meine Herren, der vormalige Unteroffizier im siebten brandenburgischen Infanterierejiment und jetzige Landsturm und Berliner Hausbesitzer Schönow bemerkt Ihnen doch, daß Sie in diesem Falle ihn mit Ihre bekannte verdeckte Anspielungen uf die bekannte Ansiedelung am Strand der Spree doch nur bis an die Pelle kommen. Det süße Innerste kriejen Sie damit noch lange nicht raus . . . Und in diesen Sinne,

wie Joethe jesagt haben soll, trete ick immer als richtiger Berliner in jede Provinz, wo et sich um eenen Kameraden in Schwulibus handelt, möglichst feste uf, und wenn et sich ooch um die höchsten sittlichen Fragen in Hinsicht uf die Hosentasche handelt, wie Rothschild, Bleichröder und die übrigen Klassiker in det Fach sagen . . . Womit ick bloß sagen will, det man ja jedem seine persönlichen Jefeühle jerne hochachten und doch bei außerjewöhnliche Jelegenheiten von ihm verlangen kann, det er in einem speziellen jejebenen Fall einmal jroß und nicht bloß an seine anjeborene Privatränküne oder wie jesagt sein innigstes Portmonneh denkt. Ick hätte zum Exempel in Liebelottes Stelle jetzt nich det Kap'tal in de Hundstwerte jekündigt; und wat hab' ick denn anderes verböst, meine Herren, als det ick det offen ausgesprochen habe? Det er darauf sofort hinjing und nicht mehr sang, is mir für die alljemeene Jemütlichkeit hier am Tische zwar een Verlust; aber da könnte doch jeder kommen und gleich seine Jeije untern Arm nehmen, wenn zufällig 'ne neue Variation von die schöne Melodie: Seid umschlungen Millionen ufs Pult jelegt wird. Det ick jetzt mein Instrument darniederleje, hat einen anderen Jrund. Garçon, ankore eenen! Wat unser soeben leider hinjegangener Freund, wie ick vernahm, noch in die Tür Berliner Wind in mir nannte, habe ick vollkommen ausgejflötet — die reene Nachtijall nach Johanni. Wilhelm Schönow is mein Name, und — Daemels Ecke hat das Wort!“ (XIV, 31 ff).

Und dieses „vater- und mutterlos uf die Jrenze zwischen Moabit und Martinikenfelde aus die Taufe gehobene“ Berliner Volkskind verdankt alles, was es geworden ist, der Freundschaft und Hilfe einer Vertreterin der geistigen Oberschicht Berlins, der alten, ledigen Professorentochter Julia Kiebitz. „In diesem Augenblick gab es in der großen Stadt, alle ihre hunderttausend Kinder eingerechnet, nichts für das Märchen, das Ideal, die Welt jenseits der Alltagserscheidung mehr Stimmungsfähiges als wie dieses alte, wundervolle, von der Mama in der Wiege verlassene, vom Papa zu einer Närrin prädestinierte und vom götügen Schicksal zu Schönows bester Freundin, Gönnerin und Schutzbefohlenen gemachte Mädchen im obersten Stockwerk über dem laufenden Tage“ (XIV, 73).

„Über dem laufenden Tage“ steht auch die prächtige, erdnahe Gestalt der Berliner Mutter Maria Schenck, der ihr 1870 vor Paris liegender Sohn schreibt: „Es ist doch eigentlich jammerschade, daß es so wenig Mütter in der Welt gibt, die sich solche unsinnige Briefe schreiben lassen können“ (XI, 218).

Neben diesen Edelgestalten hat Raabe noch eine stattliche Reihe von Berlinerinnen in sein Werk gebannt. In wehmütiger Zartheit leuchtet unter den „armen Geschöpfen der Nacht“ das „Rotkäppchen“, „die Märchenprinzessin“, „der arme Gassenschmetterling“ (XV, 195). Unter den Frauen des Volkes erscheint die herzenswarme, wackere Zimmervermieterin und Wäscherin, die Witwe Brandauer, „Annenstraße Nummer vierunddreißig, vier Treppen hoch“. Als Hans Unwirsch ihr seinen Dank für ihre Fürsorge dem Fränzchen gegenüber abstaten wollte, wurde er — typisch für die Art der mütterlich sorgenden Berlinerinnen des Volkes — „grob angeschnauzt und gefragt: was er sich denke, ob solch ein liebes Fräulein einem nicht vom Himmel auf die Seele gebunden würde wie ein verlorenes Königskind!“ (I, 619). Ein verwandter Typ ist in der handfesten, warmherzig-derben Krankenpflegerin „Madam Blanka Naucke“ im „Deutschen Adel“ gezeichnet (XI, 304—06).

Auch das „dämonische“ Berliner Weib fehlt nicht, freilich in der wohltemperiert-humorigen Art Raabes mit leichtem Schmunzeln der Skepsis allem Teuflich-dämonischen gegenüber gestaltet. „Es war unbedingt ein Verlust für die Frage nach dem Dämonischen in der Welt, daß Eckermann und Goethe Frau Helene Schönow nicht gekannt hatten; die beiden Herren würden ihre Ansicht über das Nichtvorkommen des Dämonischen in der Stadt Berlin sonst sicherlich bedeutend modifiziert haben“ (XIV, 82).

Ohne Bedenken billigt Raabe dem Berliner sein Recht auf „seine eigene Muttersprache“ (XIV, 176) zu. Was er selbst dem „ungeheuren Sprachschatz der Reichshauptstadt“, dieser „starken und blühenden Sprache“ — (so urteilt ein moderner Dichter, Ernst Wiechert, über das Berlinische, Jerominkinder 447) — verdankt, kann in diesem Zusammenhange nur angedeutet werden und bleibt einer besonderen Untersuchung vorbehalten. Es ist ja auch überaus bezeichnend, daß im Werk des Niedersachsen das Berlinische einen viel breiteren Raum einnimmt als das stammeseigene Niederdeutsch. Der „ausgesprochen spreekathenische Akzent“ muß nach ihm „für jeden Kenner von solchem Tonfall und Gestus eine Freude und ein Entzücken“ sein (XIV, 78). Seinen Dank an das Berlinische stattet er ab in Wendungen wie: „Daß da — wie man heute in der Reichshauptstadt zu reden pflegt — alles aufhörte“ (XIII, 6). „... und, um eine Redensart der Polis anzuwenden: was ich mir dafür kaufen konnte ...“ (XII, 87).

Für die starke Bildhaftigkeit der durch den schriftsprachlichen Entsinnlichungsprozeß noch nicht verblaßten Berliner Mundart mögen die folgenden Beispiele zeugen: „Das ist ja fast noch schlimmer als ein ausgesetzter Säugling vor der Tür einer alten Jungfer!“ (VII, 493). „Holzaffenvisage ist zu gut! ... Millionen Jahre hätten Sie alt werden können, ohne dieses ganz richtige Wort gefunden zu haben. Da läuft unsereiner Tag für Tag in der Stadt herum, und besinnt sich ewig vergeblich, was er dem dritten Menschen, der ihm begegnet, sagen soll. Holzaffenvisage! Ist das nicht wie eine Eingebung von oben?“ (XI, 397). — „Wat is denn det für'n neuet Blech, Sie kupferbeschlagene Dachnase?“ (XIV, 95). — „Das sonnige Streckversgesicht des Onkels Poltermann verzerrte sich zu einer gedrückten Gummielastikumfratze“ (XVI, 300).

Das Soldatische nimmt im Werk Raabes einen gewichtigen Platz ein. Kein Wunder bei einem Dichter der Zeit vor der Einigung Deutschlands, und zwar bei einem Manne, der nicht nur betrachtend den politischen Tagesfragen gegenüberstand, sondern ohne Rücksicht auf die Gefährdung seiner bürgerlichen Stellung sich aktiv an den Kämpfen um die Einheit durch seine Teilnahme an der Koburger Nationalversammlung beteiligt hat. Wie nüchternrealistisch er die ganze Lage sieht, er, den man selbst heute noch fälschlich als rückwärts gewandten Sonderling bezeichnet, den zu lesen sich für den modernen Menschen kaum noch lohnt, geht schon aus diesem einen Satz (Gedanken und Einfälle, XVIII, 573) hervor: „Das Deutsche Reich ist mit der ersten Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth gegründet worden.“

Mit Richard M. Meyer<sup>5)</sup> von Raabes Reichsverdrossenheit zu sprechen, wäre ebenso verfehlt wie Raabe seiner Schilderung deutschen Soldatentums wegen zum Schrittmacher jener Verhimmelung des rein Militärischen zu machen, die uns nach zwei verlorenen Kriegen in die trostlose Lage von heute gebracht hat. Die Jahre nach 1870 freilich haben Raabe schwer enttäuscht. In einer Zeit, in der sich die ersten Keime jener Krankheit zeigten, die dann ihre böseste

Krisis in der Haltung offenbarte, die man mit dem krassen, aber leider zutreffenden Worte „Machtbesoffenheit“ benannt hat, wagt er den siegestrunkenen Tagesjublern von einem „furchtbaren Kriege und schweren Siege“ zu schreiben. Das drang in die vorlauter Eigengebrüll taub gewordenen Ohren der Mehrheit des deutschen Volkes nicht ein. Wir haben es schwer büßen müssen!

„Nach Kanossa gehen wir nicht, dafür aber nach Byzanz alle Tage. Auf die Länge wird das auch langweilig“ (XVIII, 573). Wir sind dann später sogar nach Byzanz nicht nur gegangen, sondern uns selbst entwürdigend gekrochen. Alles laute, überhebliche Wesen ist Raabe zuwider, der ja meint: „Die wirklichen großen Herren in der Welt knöpfen erst im Tode ihren Oberrock auf, um ihren Stern zu zeigen“ (XVIII, 559). Durch das Gesamtwerk klingen als Leitmotiv die Zeilen aus dem Liede der Laurentia Heyligerin: „Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit“ (V, 570).

Den Raabeschen Soldatengestalten ist jegliches Bramarbasieren fremd. Sie sind stolz auf ihre Leistung, ohne je damit zu prahlen. Sie zeigen eine Haltung der Würde, die auch dem Gegner stets gerecht werden kann. Das gesamte Schaffen Raabes geht — pädagogisch gesehen — darauf hin, sein deutsches Volk zu der gleichen nationalen Würde zu erziehen, die in stillem Stolz auf die eigene Leistung ohne jegliche Überheblichkeit die fremden Leistungen anerkennt, zu jener weltbürgerlich orientierten nationalen Würde, die zu erringen uns Deutschen so ungeheuer schwer fällt: wir trampeln entweder mit dem Kommißstiefel den Weltporzellanladen kaputt oder ... wir brauchen wohl hier nicht in Worte zu fassen, was jeder von uns heute leider täglich um sich herum beobachten kann.

Diese Schlußbetrachtung erscheint vielleicht abwegig im Rahmen unserer kleinen Abhandlung. Wir haben sie aber mit voller Absicht ausgeführt, um jeglichem Mißverständnis vorzubeugen, wenn wir mit der Behauptung schließen, daß Raabe gerade in unseren Tagen mit seinem Berliner Roman „Villa Schönow“ zeitgemäßer ist als mancher sich so zeitgemäß gebärdende zeitgenössische Schriftsteller.

In einem Briefe an Gustav Karpeles vom 4. Februar 1885 schreibt der Dichter: „Es war immer meine Meinung, daß, wenn der Versuch gemacht werden sollte, den Charaktertypus des Urberliners künstlerisch darzustellen, zu der Drolligkeit, Gutmütigkeit, Maultätigkeit und Noblesse des armen, argverkannten, wackeren Burschen vor allen Dingen auch sein kultur- und welthistorisches in Fleisch und Blut übergegangenes Soldatenwesen hervorgehoben werden müssen. Wie weit mir das alles nun gelungen ist, kann ich nicht sagen, aber glauben Sie mit gutem Gewissen bei passender Gelegenheit meinem weiland Sergeanten im siebenten Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 60, Herrn Hofschiederdeckermeister W. Schönow, mit unter die Arme greifen zu dürfen, so tun Sie es dreist.“

Die Berliner dürfen das nicht nur „dreist“ tun, die heutige Lage zwingt sie einfach dazu, wenn sie „frei durchgehen“ wollen!

Belegstellen nach der 18bändigen Gesamtausgabe. Berlin-Grünwald (Hermann Klemm).

1) W. Fehse: Wilhelm Raabe. Sein Leben und seine Werke (1937) S. 60. — 2) H. A. Krüger: Der junge Raabe (1911) S. 43. — 3) Dr. H. Kügler verdanke ich den Hinweis, daß es sich dabei um die sogenannten „Eisernen Ritter“ handelt. Vgl. seine Schrift: Was uns der Molkenmarkt erzählt (1937) S. 22/23. — 4) K. Schöpke: Heinrich Schreyer. Der Pfad zu den Quellen des Lebens (1949) S. 122. — 5) R. M. Meyer: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts (1912) S. 358. — 6) Erich B. Zornemann: Eschershausen. H. M. Elster: Otto Elster. In: Wilhelm Raabe und sein Lebenskreis. Festschrift zum 100. Geburtstag des Dichters. Herausgegeben von H. Spiero (1931) S. 53 ff., S. 96 ff.



Gertrud Schacht geb. Mengel:

## Meine Erinnerungen an Theodor Fontane

Meine Erinnerungen an Theodor Fontane sind nur ein bescheidener Beitrag zu dem so unendlich reichen Leben des Dichters, aber ich bin die einzige Überlebende, die ihn noch kurz vor seinem Tode gesehen hat. Zwar war ich erst 15 Jahre alt, jedoch hat man in der Jugend das beste Gedächtnis, und man war damals so gar nicht abgelenkt. Daher steht mir noch jeder einzelne Besuch in der Potsdamer Straße 134 c in Berlin in lebendiger Erinnerung.

Der Vater meiner Mutter, Friedrich Witte, und Theodor waren Jugendfreunde. Sie lernten sich in der „Polnischen Apotheke“ des Medizinalrats Dr. Julius Eduard Schacht in Berlin kennen, in die Fontane zu Johanni 1845 „in Condition getreten war“. Fritz Witte war zweiter Lehrling. Bald vertraute er dem zehn Jahre Älteren an, daß er zwar in der Apotheke viel lernen könne, daß er sich aber über die zwölfjährige Anna, die Tochter des Besitzers, ärgern müsse, die jedesmal, wenn sie den Lehrling erblickte, den Berliner Vers trällerte:

Witte, Witte, Witt, mein Mann ist Schneider,  
Witte, Witte, Witt, er hat gestohlen,  
Witte, Witte, Witt, er macht mir Kleider,  
Witte, Witte, Witt, er baumelt schon.

Damals ärgerte man sich noch. Fontane gab ihm den Rat: „Beruhige dich; wenn sie es wieder tut, gib ihr einfach eine Ohrfeige!“ Später wurde Anna Schacht Friedrich Wittes Frau und damit meine Großmutter, die mir das oft erzählt hat.

1852 zog Fritz Witte, der in Berlin studierte, auf Fontanes Bitte als „möblierter Herr“ zu Fontanes in ihre neu eingerichtete Wohnung in der Luisenstraße 35. Sie hatten große wirtschaftliche Sorgen.

Einmal war ein kleiner Ehezwist, und Emilie fiel in Ohnmacht. Damals fiel man noch in Ohnmacht. Der junge Student flüsterte seinem Freunde ins Ohr: „Es ist nicht schlimm, gieß ihr ein Glas Wasser ins Gesicht.“ Emilie wachte — bei diesen Worten — prompt auf und verließ das Zimmer.

Mein Großvater hatte literarische Neigungen, Fontane beriet ihn, wie sein schöner Brief vom 3. 10. 1853 zeigt, in dem er schreibt: „Suche die Muse nicht; warte ab, bis sie Dich sucht . . . Gedichte verlangen ein volles Herz.“ Witte wandte sich dem praktischen Leben zu und gründete in Rostock eine chemische Fabrik. Fontane, dem Größeren von ihnen, war das Los eines Dichters beschieden, der zwar Ruhm, aber keine äußeren Glücksgüter erwarb. So trennten sich ihre Lebenswege, die Freundschaft blieb. Als mein Großvater 1893 starb, schrieb Fontane in sein Tagebuch: „In Witte haben wir einen Freund verloren. Er war ein Mann von seltener Integrität und großer Güte . . .“

Des Dichters einzige Tochter Martha und meine Mutter Lise Witte setzten die Freundschaft ihrer Eltern fort. So wurde „Tante Mete“ bei mir, dem ersten Kinde meiner Eltern, Patentante. Reicher hat wohl kaum eine Patin ihr Amt, Seelisches zu spenden, erfüllt. Was diese Frau, die geistvollste und klügste, die mir je im Leben begegnet ist — das wurde mir erst in reiferen Jahren klar — ihrem Vater bedeutete, ersieht man aus den Briefen, die er an seine Tochter gerichtet hat.

Es war ein großes Glück für uns Landkinder, wenn Tante Mete uns besuchte. Wir nannten sie Tante Fon-Fon. Unsere Mutter achtete darauf, daß wir den Nasallaut richtig trafen. Die Familie Fontane sprach natürlich ihren Namen französisch aus, was heute kaum mehr geglaubt wird.

Ostern 1897 brachte mich meine Mutter nach Berlin in das Luisenstift. Wir stiegen in Frederichs Hotel ab, Fontanes gegenüber, wo der alte Menzel seinen Rotwein zu trinken pflegte. Das Luisenstift war nach dem Tode der Königin Luise gegründet worden; zu meiner Zeit wurde das beliebte Internat von Töchtern vom Lande besucht, denen dort eine abgeschlossene Schulbildung geboten wurde. Es lag in der Markgrafenstraße 10. Die Kaiserin Friedrich war damals die Protektorin. Ich sehe noch, wie wir — alle 60 — in gemeinsamem Hofknix vor ihr „versanken“.

Da Tante Mete bei ihren Eltern wohnte, war es selbstverständlich, daß ich fast jeden freien Sonntag bei Fontanes zu Gaste war. Alle 14 Tage durfte man sonntags Einladungen annehmen.

Welche Vorfreude, wenn zum Sonnabend die Karte mit der feinen Handschrift der alten Fontane kam. „Kind, Du darfst kommen.“ In dem schlichten Mietshaus Potsdamer Straße 134 c stieg man viele Stufen empor, bis man im dritten Stock im dunklen Flur einer Dreizimmerwohnung stand. Trat man in das Zimmer, verloren sich alle Betrachtungen über klein und bescheiden. Ein großer schlanker Mann mit weißem Haar und blauen Augen, dem selbst ein so junges Ding ansah, wie bedeutend er war, trat mir entgegen. Ich machte meinen tiefsten Stifterknix. Aber Tante Fontane hatte beim ersten Male gesagt: „Gib dem alten Onkel ruhig einen Kuß, du bist die vierte Generation, die er kennt.“ Er war 78 Jahre alt, hielt sich so grade, daß er sich, schritt er durch die Tür, stets bücken mußte. Man ging bald zu Tisch.

Tante Emilie Fontane, französischer Abstammung wie er, war das Vorbild einer feinen alten Frau. Ich habe nie einen gepflegteren alten Menschen gesehen. Immer trug sie ein Spitzenhäubchen auf tadellos gelegten Locken. Ihre Lebhaftigkeit, Unternehmungslust und geistige Regsamkeit ließen die 74jährige nicht alt erscheinen. Sie meinte, sie habe ihre Ordnungsliebe bei den Herrnhutern gelernt. Ihr Verdienst war, daß den Dichter bei den oft sehr bedrängten, wechselvollen Lebensverhältnissen immer ein gepflegter Haushalt umgab. So wurden auch bei Tisch auffallend sorglich zubereitete Speisen, hübsch angerichtet, gereicht. Mir fiel auf, daß man trotzdem das Essen nicht wichtig nahm. Der alte Fontane stand wohl zwei bis dreimal während der Mahlzeit auf, um über die Gegenstände des Gesprächs etwas nachzuschlagen.

Ich wurde natürlich ausgefragt, was im Stift gelehrt wurde, besonders in Geschichte und Deutsch. Er war begeistert von dem guten Unterricht, nur manches deutsche Aufsatzthema fand er zu hoch. „Goethe versteht ihr noch nicht, wie könnt ihr darüber schreiben! Warum läßt man euch nicht mal einen Tisch beschreiben? Das ist schwerer, als man denkt.“ Zu einer Aufgabe, die wir uns selber suchen sollten, verhalf mir Onkel Fontane. „Vor dem Herrenhaus steht eine uralte Eibe — das wäre so was zum Schildern.“ Einmal hatte

ich in der französischen Konversation absichtlich Fehler gemacht. Man merkte es. „Soviel Französisch kannst du noch nicht, um dir das leisten zu dürfen.“ Der Urlaubssonntag wurde gestrichen, und ich bekam eine lange französische Ode über Napoleon zum Auswendiglernen. Der alte Fontane billigte die Strafe und tröstete: „Von Napoleon kann man nicht genug wissen.“

Nach Tisch schliefen die Alten. Ich wurde mit einem Buch in die Sofaecke gesetzt. Es gefiel mir nicht ganz, daß Onkel Fontane mir stets als Schönstes und Interessantestes Macauleys Englische Geschichte in die Hand drückte. Später sollte im geschichtlichen Teil der Lehrerinnenprüfung die Kenntnis der englischen Geschichte mein Rettungsanker werden.

Vor dem Abschied las mir Tante Fontane oft aus den Gedichten ihres Mannes vor. Eines Abends aber sagte sie: „Heute lese ich dir etwas anderes vor, es ist die Lieblingsballade deines Onkels.“ Und ich hörte Heines Firdusi, wunderbar vorgetragen.

Fontane war von vollendeter Ritterlichkeit. Wer in seinen Briefen an die Familie von Auseinandersetzungen zwischen dem Dichter und seiner Frau liest, könnte meinen, ihr Zusammenleben hätte manche Bitterkeit gehabt. Beide waren ausgesprochene Persönlichkeiten und hatten empfindliche Nerven. Da gab es in dem oft harten Existenzkampf Klippen. Sie waren lebensklug genug, Meinungsverschiedenheiten brieflich auszutragen. Er stand — bis zuletzt — ganz unter dem Charme dieser geistvollen Frau. Einmal ging sie allein zu einer Ibsenfeier. Wir standen am Fenster und sahen der Tante nach, wie sie zierlich über die Straße schritt. „Ist sie nicht reizend? Hoffentlich bekommt sie einen netten jungen Mann zu Tisch, mit dem sie sich gut unterhält, Sudermann oder Gerhart Hauptmann. Sie weiß oft nicht, wen sie interessanter finden soll.“

An diesem Nachmittag durfte ich in seinem Zimmer herumstöbern. Ich bewunderte die Büste des Grafen Strachwitz, für dessen Balladen ich natürlich schwärmte. „Das verstehe ich gut, mein Kind. Hätte er doch länger gelebt!“ Ich sehe noch, wie er am Ofen stand und meine neugierigen Fragen beantwortete. Als ich sagte, ich möchte bei Luther wissen, was die Katholiken über ihn dächten, meinte er, das sei recht, man müsse bei allem auch die Gegenseite hören.

Die Wände waren bedeckt mit Landkarten und Bildern von Menzel; auf dem Schreibtisch die Bronzehand Moltkes. An der Seite lag ein Ballspiel, ein Becher mit einer Kugel an einem Faden. Das Spiel war seine Erholung, es entspannte, ohne zu zerstreuen. Pläne

eines Herrenhauses zeigte er mir, es waren seine Zeichnungen zu Effi Briest, die Wohnung des Landrats. Mit Bewunderung sah ich die großen Pakete seiner Manuskripte auf einer Borte neben dem Schreibtisch. Fontane schrieb mit selbstgeschnittenen Gänsekielfedern. Dadurch wurde seine Schrift so schwungvoll. Meine Großmutter sagte immer, es ist, als ob preußische Fahnen wehen. Nur die Schrift war nicht für den Setzer. So schrieb die Frau des Dichters mit ihrer zierlichen Handschrift alle Manuskripte ab, er zeigte sie mir voller Dankbarkeit. — Natürlich hatte ich als Stifter mein Poesiealbum. Er schrieb hinein: „Gedenke stets, nach Gottes Willen geht's.“

Zu schnell vergingen die Stunden. Um acht mußte man nach Hause, wohlbegleitet vom Mädchen Anna, die schon neun Jahre bei Fontanes war und auf dem Heimwege anhänglich von dem Leben im Hause erzählte. „Mit dem Herrn ist gut auskommen. Ist er wirklich mal ärgerlich, hol ich ihm ein Sahnenbaiser, dann kann er wieder schreiben. — Sehr muß ich aufpassen, wenn Exzellenz Menzel kommt, daß ich ihm schnell den Hut abnehme. Der Riegel ist für ihn zu hoch, er will aber nicht, daß man es merkt.“

So hatte ich herrliche Sonntage im Hause des Dichters. Besonders erinnere ich mich an den 18. September des Jahres 1898. Gütig und heiter war der Alte. Tante Mete hatte sich verlobt. Sein Gedicht „Wo Bismarck ruhen soll“, der schönste Nachruf auf Bismarck, bald nach dessen Tode geschrieben, wurde vorgelesen.

Am Mittwoch nachher wurde ich in der Geographiestunde nach englischen Flüssen gefragt. Mir fiel nur die Themse ein. Da sagte der Lehrer: „Einen andern müßten Sie doch noch kennen. Über ihn hat ein Dichter ein so schönes Gedicht gemacht. Sie kennen doch die ‚Brück am Tay‘, der Dichter ist gestern gestorben.“ Ich war erstarrt, rannte gleich nach der Stunde zu dem Lehrer und fragte ihn, ob wirklich Theodor Fontane gestorben sei. Zum ersten Male erfuhr ich, wie rasch man einen lieben Menschen verlieren kann.

Am Tage der Beerdigung blieb ich allein bei Tante Fontane. Sie war als zu alt und ich als zu jung befunden, um mit auf den Friedhof zu fahren. Ihre Kinder hatten mir gesagt: „Sei gut zu unserer Mutter.“ Es lastete auf meiner Seele, wie ich das tun sollte. Die Aufgabe wurde mir abgenommen. Die alte Frau trat ins Zimmer und sagte: „Mein Kind, er hat auch dich sehr geliebt, ich will dir seine schönsten Balladen vorlesen.“ Und mit fester Stimme las sie die Gedichte, die ihr die liebsten waren — eine mir unvergeßliche Totenfeier ...

**Mario Krammer:**

## Aus Theodor Fontanes Jugendland

Was ich im folgenden gebe, ist das Anfangsstück eines noch ungedruckten Buches, das unter dem Titel „Der junge Fontane“ das Leben des Dichters bis etwa zum Beginn der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, mit Ausblicken auf seine weitere Entwicklung und unter zusammenfassender Würdigung seiner Balladen- und Spruchdichtung überhaupt, darstellt.

Wie mir scheint, hat man über dem alten den jungen Fontane ein wenig vergessen. Wir haben uns daran gewöhnt, wenn von dem Dichter die Rede ist, ihn den „alten Fontane“ zu nennen, weil sich das Bild seiner schöpferischen Spätzeit, wo er die berühmten Romane schrieb, der Nachwelt eingeprägt hat. Demgegenüber versuche ich, seine Gestalt auf der Grundlage zu zeichnen, die er als Autobiograph, vor allem in den „Kinderjahren“ (1893), uns selber gegeben hat, wenn auch in einer jugendlichen Vorform, in der aber bereits „der ganze Mensch“ steckt.

*Zur Erläuterung des Folgenden sei darauf verwiesen, daß Fontane zu Neuruppin am 30. Dezember 1819 geboren wurde. Seine Eltern waren der Löwenapotheker Louis Fontane (1796—1867) und Emilie geborene Labry (1797—1869). Von 1827 bis 1832 hat er in Swinemünde gelebt, wohin die Familie übersiedelt war. Er ist von da nach Neuruppin auf das Gymnasium, bald darauf nach Berlin auf die Klödsche Gewerbeschule gekommen. In Neuruppin scheint ihn der Reiz der altmärkischen und friderizianischen Welt zuerst berührt zu haben. Zu Berlin ist er Ostern 1836 als Lehrling in die Roschesche Apotheke eingetreten und hat bald auch eigene literarische Arbeiten herausgebracht.*

In seinem letzten Lebensjahr hat sich der bald achtzigjährige Fontane mit dem Plan getragen, einen Roman über Klaus Störtebeker, den großen Seeräuber des fünfzehnten Jahrhunderts, zu schreiben. Hier hätte er sich ganz über die Sphäre des Berlinisch-Märkischen der Gegenwart erhoben. Er wäre eingetaucht in die weiten Räume der Ost- und Nordsee und in den anziehenden Reiz eines ungebundenen Piratentums zwischen Stockholm und Helgoland. Mit diesem Stoff war schon an und für sich eine poetische Atmosphäre in Handlung und Hintergrund gegeben, die man in der Mark immer erst mit einiger Mühe suchen oder schaffen mußte, weil der Gegenstand oft ärmlich und widerstrebend war. Deswegen hat Fontane auch von seinen Kinderjahren die Swinemünder Zeit ausgewählt und ausführlich gestaltet, weil hier alles „Poesie“ war. Sie lag, als er sie beschrieb, hinter ihm, dem Greis, in weiter Ferne, leuchtend wie Orplid, wie eine Insel, auch in der Ostsee, ein seliges Jugendland. Bei der Arbeit an diesem Buch durfte er einmal die Mark verlassen, weil diese reichere Welt des Baltikums ihm von Grund aus vertraut war. Denn so nahe berührten sich bei ihm Realität und Idealität, daß er möglichst nur da gestaltete, wo ihm alles genau, oft peinlich genau bekannt, wo er „zu Hause“ war, daß er dann aber diese Wirklichkeit in den Schein höheren Lichtes erhob. Wo unmittelbare Vertrautheit fehlte, mußten Studien helfen, so beim Störtebekerplan. Oft schuf er sich eine poetische Umwelt, indem er Teile der Handlung oder das Ganze eines Romans in den Harz, in das Riesengebirge, an die See verlegte, wo er in Sommerzeiten gern und angeregt gewellt hatte.

Fontane hätte in dem Räuberhauptmann Störtebeker ein Stück seiner selbst gezeichnet, das wenigstens einstmals in seiner Jungenseele gelebt hatte. Denn zu Swinemünde, der Hafenstadt, war er in kindlichen Träumen und Spielen selber Klaus Störtebeker gewesen. Wir sehen ihn, wie er als Führer seiner Schar junger „Seeräuber“ im Walde nahe bei Heringsdorf auf hochgeschichtetem trockenem Laub „kampierte“, da wo der große Räuber, wie man erzählte, in alter Zeit gelagert haben soll. Den Jungen durchschauerte, ebenso wie später den Mann in ähnlichen Lagen, das „Hochgefühl“, historisch-poetischen Boden unter sich zu haben, der lang erloschene Gestalten wachrief, die nun geisterhaft zu ihm sprachen, während über ihm die „wundervollen Buchen“ und draußen das Meer rauschte. Dichtung und Wirklichkeit durchdrangen einander und nur seine Truppe, mit ihrer „höchst zweifelhaften Räuberanlage“ stellte mir die gewöhnliche Prosa des Lebens wieder vor Augen“. Hier war einmal das romantische Land unmittelbar vor der Tür, sonst blieb ihm nur die Sehnsucht hinaus in die Ferne, z. B. nach Hastingsfield, wo Wilhelm der Eroberer den König Harold von England besiegt hatte. In den Träumen seiner Kindheit sah er die Kreideklippen, „dran sich laut Liedern und Sagen das Rolandslied des Taillefer brach“. Als er viele Jahre später wirklich dorthin kam, schlug ihm das Herz: wohin ihn „Sehnsucht und Phantasie“ so oft getragen hatten, das sollte nun endlich vor seine Sinne treten. In der Kindheit haben ihn anscheinend auch märkische Dinge gelegentlich berührt. In seinem „Oderland“ erzählt er, wie die Geschichte vom alten Feldmarschall Sparr seit seinen „Kindertagen“ immer „den Zauber jener unbestimmten Linien“ für ihn gehabt habe, die „mehr ahnen lassen als geben“. Als er dann im Mannesalter sich auf den Weg ins „Sparrenland“ auf dem Hohenbarnim

machte, war er erwartungsvoll, gehobener Stimmung, als wanderte er nun ein in „altes romantisches Land“.

Aus den Kindheits Erinnerungen, an denen der über siebzigjährige Fontane sich im Winter 1892/93 nach einer langwierigen Erkrankung „gesund geschrieben“ hat, aus diesem lebenswürdigen Buch gewinnen wir ein anziehendes und gestalthaftes Bild eines wohlgebildeten jungen Menschen. Es ist ein unbekannter Fontane, der uns entgegentritt. Schon um den Knaben Theodor war jenes Sieghafte, das ihn später im Berliner literarischen Kreis des „Tunnel“ unter „Geheimräten“ und Bürgern in den Augen Paul Heysses wie einen „jungen Gott“ erscheinen ließ. Er war etwas Besonderes und wußte es auch. Er war schon früh eine Poetennatur, eigen, empfindlich und etwas eitel. Dazu kam seine Herkunft aus einem guten Hause, sein zwangloser Verkehr in den ersten Kreisen von Swinemünde, unter „Konsuln“ und Kommerzienräten. Daß er der Berliner Französischen Kolonie entstammte, gab ihm etwas „Apartes“, und für das Aparte ist er immer gewesen.

Wenn die Ahnen des Vaters und der Mutter Zinngießer und Strumpfwirker gewesen waren, so wurde daheim hierüber hinweggesehen und mehr hervorgehoben, daß man mit allerhand vornehmen Leuten des napoleonischen Frankreichs verwandt sei, wofür allerdings ein sicherer Beweis nicht erbracht werden konnte. Besonders die Mutter hielt auf alles, was „vornehm“ war, mochten es nun die Seidendocken — kein „Zeug nach der Elle“ — im Geschäft ihres Vaters, bei dem sie weniger den Charakter als die Feinheit seines Betragens, die Zierlichkeit seiner Bewegungen vor den Kindern rühmte, oder mochte es das reformierte Bekenntnis sein, dem die Fontanes, im Gegensatz zur lutherischen (oder „unierten“) Masse des Volkes, angehörten. Das weltläufige und welterobernde Genertum ist auch unserem Dichter später vornehmer, klüger und feiner erschienen als die etwas hinterwäldlerische, kleine und formlose Art der Wittenberger, deren seelische Tiefen und poetische Werte er nicht verkannt hat. Wenn Fontanes Mutter auch stolz war auf Theodor, ihren Ältesten, ihren Liebling, so hauptsächlich deshalb, weil er gut aussah, schöne „blonde“ Locken hatte und einen reinen Teint. Beides zu pflegen war sie emsig bedacht. Ob er „gut lernte“, war ihr weniger wichtig. Im Leben kam es auf gutes Aussehen und gute Manieren an, die denn Fontane auch vom Elternhaus mitbekommen hat; die Sphäre, wo das „Ideale“ einen Rang hat, blieb der Mutter als Kaufmannstochter verschlossen. Sie verstand sich darin gut mit den anderen Honoratioren der Handelsstadt, in deren Augen ein Gelehrter oder Dichter eher eine komische Figur war.

Der mütterliche Einfluß ist es nicht gewesen, was in Theodor Fontane den Poeten erweckt hat. Vielmehr hat ihn als Erbgut von dieser Seite her durch sein Leben, vielleicht nur als Unterströmung, das Verlangen nach einem „vornehmen“, auch äußerlich reichen Dasein, als es das seine war, begleitet. Wenn seine Corinna (in „Frau Jenny Treibel“) mehr für Capri als für Caputh ist und nicht immer bloß „Wellfleisch mit Wruken“ auf dem Tisch sehen mag, obwohl Friedrich Wilhelm der Erste das so gerne aß, so schwingt dabei etwas aus des Dichters eigener Seele mit, der schon als Kind die feine Lebenshaltung der Swinemünder Kaufherren bewunderte und andererseits seine Frau Hratscheck (in „Unterm Birnbaum“) versteht, für die Armut schlimmer ist als Verbrechen.

Für gutes Essen und gute Kleidung hat Fontane zu allen Zeiten Verständnis gehabt. Wie oft hat er nicht in Romanen, Reiseberichten und Briefen ein heiteres Gastmahl oder ein gutes Gasthaus beschrieben und sich an Genüssen wie Forellen oder Austern oder, in der Kindheit, an Waffeln und Schokolade gelabt. Eine reine Speise, ein edler Wein waren schöne Gaben der Natur und Kunst; sie als Kenner zu schätzen, zeugte gerade von einer höheren Kultur, für die es nichts Großes und nichts Kleines gab und für die eine Kalbsbrust ebenso wichtig sein konnte wie ein Gedicht von Storm. Fontane war alles andere als ein Dandy, aber gestört hat es ihn doch, daß er, zumal im eleganten London, schlechtsitzende Beinkleider, „immer mit Kniebeuteln“, trug.

Freilich, der Geldsack des eingebildeten, kleinen Berliner Rentiers war das letzte, was Fontane imponierte, und daß neben ihm und dem „Bourgeois“ überhaupt der geistige Mensch den Vorzug verdiente, verstand sich von selbst, aber zur schönen Würde des Menschentums gehörte es doch, wenn dem ideellen Schaffen und Genießen ein gepflegter, äußerer Rahmen entsprach, wenn das Genie auch in Berlin so zu leben vermochte, wie etwa Rubens in Antwerpen, Scott in Abbotsford oder Goethe in Weimar; war das nicht möglich, so blieb nur übrig, eine ärmliche, „preußische“ Existenz durch Geist und Geschmack so zu adeln, daß sie einen „Stil“ bekam, der dann freilich alle Vorzüge des Geldes aufwog.

Was uns Fontane von seiner Mutter erzählt hat, fügt sich, Inneres und Äußeres, zur Einheit eines Bildes. Mit ihrem Sinn für gefällige Darstellung, für gesellschaftliche Norm, für geordnetes Leben und gesicherten Erwerb, für den Rang des Geldes und Besitzes tritt sie jenen bürgerlichen Typ, den gerade Frankreich häufig hervorgebracht hat. Eine Welt der seelischen Tiefen und Probleme gab es nicht für sie. Sie war eine moralische und aufgeklärte Tochter des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre äußere Erscheinung dankte sie dem Midi, dem Ursprungsland ihrer Ahnen. Sie war schlank und zierlich, mit schwarzem Haar und Augen wie Kohlen. Wenn sie sich empörte, wozu namentlich ihres Mannes Verhalten ihr reichlich Anlaß gab, war sie von geradezu beängstigender südlicher Leidenschaftlichkeit. Sie war eher herbe und hart als weichlich, auch bei der Erziehung, und hing doch mit um so größerer Liebe an den Kindern, zumal an dem ältesten, an Theodor, als der unberechenbare und unberechnende, der lebenswürdige, aber egoistische Gatte ihr nur zu viel Sorge einflößte, so daß sie schon früh aus einer Nervosität nicht herauskam, die ihr Gefahren und Gespenster vorgaukelte. Im Grunde seiner Natur lauerte für sie etwas Unheimliches, Irrationales. Wo es darauf ankam, kannte sie weder dem Vater noch dem Sohn gegenüber, die untereinander in vielem verwandt waren, irgendwelche Schonung und hat die zarte Natur des einen wie des anderen oft empfindlich und, ohne damit viel zu bessern, verletzt. Ihr Gegensatz zum Gatten ging mitunter bis zu häßlicher Schadenfreude. In einem Brief an seine eigene Frau, und nicht ohne eine Spitze gegen sie, hat Fontane später einmal den bitteren Satz geschrieben: „Meine Mutter freute sich auch immer, wenn mein Vater fror.“ Erst im Rückblick des ruhigen Alters auf seine Jugend hat der Dichter zugegeben, daß die Mutter es gut gemeint und wenigstens dem Leichtsinns des Vaters gegenüber zu ihrer Empörung reichlich Grund gehabt habe. Doch die Strafen, die der Vater gelegentlich auf ihren „Befehl“ vollstrecken mußte, haben noch den alten, feinfühligsten Fontane geschmerzt.

Wenn es das Wesen des dichterischen Genies ist, von einer höheren Ordnung der Dinge zu zeugen, so wird man seine Wirkungskraft nie restlos aus den Umständen seiner irdischen Abkunft, der Zeit, des Raumes oder Blutes herleiten können. Indem wir ihm nahe kommen, umfängt uns die Atmosphäre der Freiheit. Doch pflegt sich das Kommen eines großen Menschen in einer Familie schon vorher anzukündigen, gleich als ob die

höhere Macht den irdischen Stoff für das Durchbrechen ihrer Strahlung lockern müsse. Gerade bei Theodor Fontane ist das deutlich. Denn der Aufbruch ins Schöpferische ist bereits bei seinem Vater erfolgt. Von ihm hat Theodor in der Tat vieles geerbt, so vor allem die echt französische Kunst unwiderstehlicher Plauderei. Es ist der Vater, der an vielen Stellen seiner Romane durch das Medium des Sohnes zu uns spricht, wobei der Sohn immer das Gefühl gehabt hat, sehr hinter seinem Vorbild zurückzubleiben.

Wenn der Sinn des Kindes der ist, die höhere Einheit zu bilden, in der sich die polaren Gegensätze der Eltern harmonisch lösen, so wird, wenn diese Gegensätze stark sind und die Eltern selber darunter ein Leben lang schwer gelitten haben, Gewinn und Reichtum des Kindes um so größer sein, weil es von einem zum andern Pol die Ganzheit des Menschentums in sich umfaßt. Die Neigung des Vaters zum Abenteuerlichen war um so mehr sein persönliches Gut, als sein eigener Vater, Pierre Barthélemy Fontane, es vom Zeichenlehrer, wegen seines guten Französisch, und „mit Hilfe dreier, in guten Abständen geheirateter Frauen“, zum Kabinettssekretär der Königin Luise und zuletzt, „was noch wichtiger war, sogar zum gutsituierten Berliner Hausbesitzer“ gebracht hat. Seinen Söhnen und Enkeln, fügt der Dichter lächelnd hinzu, ist die hierin sich ausprechende Lebenskunst verlorengegangen. Er war ein „sehr ruhiger, ernster und zuverlässiger Mann, von äußerster Solidität“, dem die leichtlebige Art des Sohnes mit seinen „noblen Passionen“ höchst zuwider war.

Und doch ist sie noch weit stärker bei einem Stiefbruder des Apothekers Louis, dem ebenso lebenswürdigen wie unbedenklichen August Fontane, zum Ausdruck gekommen, der sich erst als Maler und Schauspieler versucht hat und dann ein Kaufmann, aber kein „ehrbarer“, geworden ist; er war in Berlin während Theodors Schulzeit sein Pflegevater. Der Neffe hat das zweifelhafte Milieu, in dem der Onkel mit „Tante Pinchen“ zeitweilig hauste, sein Schuldenwesen und seinen wirtschaftlichen Zusammenbruch mit dem schaudernden und doch angezogenen Anteil eines Poeten an dieser aparten Unterwelt erlebt. Vor dergleichen Verlockungen hat ihn das Vorbild der großväterlichen Solidität im Verein mit der festen Haltung der Mutter bewahrt. Aber vor allem war er dadurch geschützt — und in einer Weise auch wieder gefährdet —, daß die väterliche Neigung zu einem gewagten Leben bei ihm in die Leidenschaft zum freien Dichten und Denken umgebogen wurde. Er war ein Mensch der Ordnung und doch als Dichter immer wieder zum Aufbruch ins Unbekannte bereit.

Diese Übertragung des poetischen Vermögens vom Vater auf den Sohn ist etwas Seltenes. Gemeinhin pflegt sich der Dichter von der Mutter herzuleiten, weil die Frau den irrationalen Ursprüngen des Menschentums, aus denen der Genius sich nährt, nähersteht. Dieser Übergang war möglich, weil der Vater etwas Jungenhaftes an sich hatte, etwas von einem großen Kinde. Er war gänzlich unstarr; ohne aufgesteifte, unnahbare Würde, doch auch ohne nur einen Augenblick die Haltung zu verlieren, plauderte er mit dem Ältesten fast wie mit seinesgleichen. Wenn er dagegen vor der Weihnachtsbescherung oder vor dem Fortgang des Sohnes von Hause sich „auf höheren Befehl“, Mühe gab, ein paar ernste Worte zu sagen, war er gehemmt oder wirkte wider Willen so komisch, daß Theodor Not hatte, sich das Lachen zu verbeißen. Seine Autorität war die zwanglos echte eines geborenen Lehrers und Erzählers, der mit der, man möchte sagen, Magie seines immer neue Wunderwelten erschließenden Wortes die empfängliche Seele des lauschenden Jungen im Bann hielt. So willkürlich und sprunghaft er auch über die erst humanistische, dann realistische, dann vorzeitig abgebrochene Schulbildung des Sohnes — der nur die „Reife“ des Einjährigen erreichte — bestimmt hat, so ist er doch der einzige wahre Lehrer Theodor Fontanes

gewesen. Was dieser vom Vater, vor allem an historischen Anekdoten, übernommen hat, das ist ihm fürs Leben fruchtbar geblieben. Alles andere ist bald wieder abgefallen. Auf Schulen hat weder der Alte noch der junge Fontane etwas Rechtes gelernt. Der rationale Zwang der Grammatik oder gar der Mathematik hat ihn wie so manchen nur fremd und quälend berührt, wenn auch sein bißchen Latein ihm später als Pharmazeut wie als Historiker von Nutzen gewesen ist. „Anlage, Spürsinn, Natur“ waren in ihm mächtiger als Bildung.

Im Gegensatz zu der ausgesprochen bürgerlichen Mutter kam im Vater eine andere Seite des französischen Wesens zum Ausdruck, die man ritterlich oder wenigstens soldatisch nennen möchte. Louis Fontane „war ein sehr stattlicher und mit seinem schönen Blaubart eigentlich wundervoll aussehender Mann, der typische französische Kürassieroffizier“. Er war im Jahre 1813 bei den Preußen als freiwilliger Jäger mitgegangen, nicht so sehr aus Vaterlandsliebe als aus der Lust am Landsknechtstum: „wenn man siebzehn Jahre alt ist, erscheint einem ein freies Soldatenleben hübscher, als hinter dem Ladentisch Kunden bedienen“. Auch als Herr und Meister fand er es in der Offizin meist zu langweilig. In ihm war etwas von der Art des fahrenden Volkes, das nirgend daheim sein mag. Am liebsten wäre er im eigenen Wagen „sein Lebelang in der Welt umherkutschiert“. Recht arbeiten hat er nie gelernt und nie gemocht. Selber von Haus aus und auch von seiner Frau her vermögend, hatte er seine Ehe im gesicherten Wohlstand begonnen. Als Theodor in der Wiege lag, war sein Vater mit dreiundzwanzig Jahren selber fast noch ein Kind. In der Langenweile der Kleinstadt lockte ihn das Kartenspiel mit seinem wagenden Reiz und seinen unbegrenzten Möglichkeiten. Immer wieder erlag er den Lockungen des Dämons, bis dieser ihn schließlich arm und ihm seine Frau, die er trotz alledem liebte und verehrte, abwendig gemacht hat. Wie alle Menschen, die sich selber nicht beherrschen können, war er gegen andere gütig, der Abgott aller armen Leute, der Freund seiner Kinder und Haustiere. Über den Dingen und Sorgen des Alltags schwebend, war er heiter und humoristisch. Die glückliche Natur seines südlichen Stammes kam in ihm zu unverkümmerter Entfaltung. Wenn er namentlich mit hübschen jungen Frauen plauderte, war er entzückend wie ein echter Chevalier der Gascogne.

Seinen Wohnsitz hat er gern gewechselt. In Neuruppin, unter den Würdenträgern von Amt und Schule, hat es ihm nicht sehr gefallen. Da war alles zu eng, kleinbürgerlich, preußisch-solide. Es ist nicht ohne tieferen Sinn, daß der Weg seines Lebens ihn von dort erst nach Swinemünde, dann nach Letschin im Oderbruch geführt hat. In der kleinen Hafenstadt an der Ostsee wehte ein anderer Wind. Da ging es weniger märkisch als baltisch, hanseatisch, skandinavisch zu. Da öffnete sich im Hintergrund das Grenzenlose der völkerverbindenden See, da lebten meerbefahrene und weltläufige Menschen, Kaufleute, Konsuln, Kapitäne, die in London und Kopenhagen zu Hause waren. Da war man nicht ängstlich und „ehrbär“, da waren Bankerotte an der Tagesordnung. Und die mühelos reichgewordenen Bauern des Oderbruchs — denen der jüngere Fontane hernach in den „Wanderungen“ wegen ihres zuchtlosen Treibens die Leviten gelesen hat — liebten nicht weniger wie die Herren der Swinemünder „Ressource“ ihr Jeu, ihr „Blüchern“ oder „Tempeln“. In Abel Hradtschecks Charakterzeichnung (in „Unterm Birnbaum“) als der eines Spielers und schlechten Wirtes mag eine Erinnerung an Louis Fontane mitgesprochen haben.

Bei aller langjährigen Liebe zu den Karten spielte der Vater Fontane nicht nur unglücklich, sondern auch „herzlich schlecht“. Etwas Tieferes war es, was ihn lockte, nämlich dies, daß man beim Spiel gleichsam dem Schicksal an die Finger rührt. Aus den Karten wird ja auch das Künftige geweissagt. „Die Karten lügen nicht.“ Daher zog es ihn wie zu ihnen so zur Ge-

stalt Napoleons und seiner Marschälle. Spiel und Krieg sind einander verwandt. Der Krieger wie der Spieler sieht sich dem Reiz des Ungewissens gegenüber, das ebenso erheben wie erdrücken kann und das er wegen seines Schwebezustands liebt. Die Karten versagten sich dem Vater, sie eröffneten ihm nicht die Pforte in ein Traumreich des Goldes, aber wo sich seine Phantasie der Sphäre des Empereurs näherte, da entsproßten seinem zauberischen Geist Blüten über Blüten, Historien, Anekdoten, Szenen und Bilder. Da sah er sie geradezu vor sich, seine Freunde, wie er sie nannte, Michel Ney, Nansouty, Rapp u. a. m. Um ihn war unsichtbar die Auréole einer höheren Welt, wo er mit großen Geistern vertraulich verkehrte, und dies Bewußtsein gab seiner Sprechweise etwas Gehobenes und Pathetisches, wobei er den sonoren Klang des Französischen wirkungsvoll zu verwenden wußte. Den Prosasätzen seiner Erzählungen pflegte er als echter Rhapsode durch Stabreim poetische Feierlichkeit zu geben. Er berauschte sich an der Szene, wie der gefallene Grenadier Latour d'Auvergne beim Appell der Garde weiter aufgerufen wurde, und spielte sie gemeinsam mit dem Sohn während der Unterrichtsstunde. Die Mutter, die ihm zeitweilig in Ermangelung anderer geeigneter Lehrkräfte die Unterweisung des jungen Theodor überlassen hatte, war gegen seine ganze Art zu lehren skeptisch, weil sie auch in ihr eben jenes phantastische Element wirksam sah, das ihn immer wieder zu geschäftlichen „Unglaublichkeiten“ verleitete und ihre Existenz bedrohte, in dem sie etwas Sprengendes witterte. Sie gab, wenn sie dem Unterricht beiwohnte, ihren kritischen Zweifeln so unmißverständlichen Ausdruck, daß Vater und Sohn, die sich darin verstanden, „das mit Latour d'Auvergne in ihrer Gegenwart nicht wagten“.

Wenn die Fülle freier Zeit den arbeitsunlustigen Apotheker Louis Fontane einerseits zum Jeu zog, so ermöglichte sie ihm andererseits, sich aus allerlei Quellen ein erstaunlich reiches Wissen an lebendigen und interessanten Tatsachen namentlich auf dem Gebiet der Geschichte und Erdkunde anzueignen. Darin war er sowohl den Schulmeistern in Ruppiner wie den Konsuln in Swinemünde überlegen, so überlegen, daß diese sich das Vergnügen nicht versagen konnten, ihn — zum Behagen seiner Frau — in Gesellschaft durch allerhand Fragen aufs Glatteis zu führen. Das konnte ihn aber nicht irre machen oder, von seiner Frau aus gesehen, nicht bessern. Er hatte nur einen wirklich dankbaren Schüler, seinen Sohn, in dessen Blut und Werk seine vielseitige Kunde in breitem Strom eingeflossen ist. Was er vorbrachte, war kein totes, auch kein geordnetes Wissen, aber es war der berauschende Atem erlebter Historie, den er dem Jungen nahebrachte, etwas von der einmaligen, unverwechselbaren Atmosphäre selbst des Kostümes und der Sprache einer Gestalt — er „hörte“ den Marschall Ney förmlich reden —, das der Sohn begierig in sich sog, so daß auf diesem Wege in ihm die Lust und Kraft geweckt wurde, nun auch seinerseits in ähnlicher Art dem Erdenwandel geschichtlicher Gestalten einführend nachzugehen und sie zu neuem Leben zu beschwören. In des Vaters Lehre ist Theodor zum Historiker geworden, aus des Vaters Anekdoten und Charakterbildern sind letzten Endes die „Wanderungen durch die Mark“ erwachsen.

So ist es mancherlei und nichts Geringes, was Theodor Fontane von seinem Erzeuger fürs Leben mitbekommen hat, die ritterliche, feinsinnliche Lust an der Frau, die dem unbürgerlichen Typ als eine höhere, stärkere und schönere Potenz seines eigenen Selbst erscheint, von wo aus der Durchbruch zur gefühlsmäßigen Empfängnis der Schönheit überhaupt in Natur, Lied und Leben nicht schwer ist, die Freude am Glanz des kriegerischen Heldentums — von den schottischen und nordischen Königen oder von Köhne Finke an bis zum Alten Dessauer und der Gardemusik bei Chlum — zu dessen Preis Theodor Fontane sich den Sängern alter Zeit angereicht hat, wenn auch allmählich sich bei ihm Zweifel an der unbedingten Gültigkeit



dieses Wertes einstellten, und endlich die Empfänglichkeit für den Reiz, ja recht gesehen für den Segen eines gefährdeten, eines odysseischen Lebens. Nur wer spät nach bestandenen Stürmen landet, ist jener abgeklärten Heiterkeit des Blickes fähig, die wir beim Vater, ähnlich wie beim Sohn Fontane, im Alter finden.

Helden sind es gewesen und Frauen, denen sein einfühlender Anteil, seine gestaltende Kraft gegolten hat. In ihm war etwas von einem Militär, und die Franzosen, die ihn 1870 als Wallfahrer zum Geburtsort der Jungfrau von Orléans gefangen nahmen, hatten nicht so unrecht, wenn sie sich nach dem Eindruck seiner Persönlichkeit nur schwer von der Vorstellung trennen konnten, dieser romantische Zivilist sei ein verkleideter preußischer Offizier. Wer ihn später durch die Potsdamer Straße spazieren gehen sah und nicht kannte, hielt den hochgewachsenen Mann mit dem starken weißen Schnurrbart eher für einen General a. D. als für einen Dichter. Die Neigung zum Soldatischen hat ihn von Kindheit an beherrscht. In Swinemünde war er der Hauptmann seiner jugendlichen Schar, die er mit Schilden und Degen eigener Erzeugung oder eigenen Erwerbs ausstattete. Damals bereits hatte er den offenen Blick für die taktischen Möglichkeiten des Geländes, der wieder mit seinem Sinn für die Bedeutung des Bodens und der Landschaft in der Geschichte zusammenhängt. Dies ganze soldatische Treiben des Jungen hat etwas Planvolles, Organisiertes, so daß es fast wie eine Hindeutung auf einen künftigen Lebensberuf aussieht.

Später galt sein Anteil den historischen Schlachten Europas. Als Tertianer in Neuruppin vermochte seine Phantasie den Primanern die Kämpfe des Mittelalters bei Crécy und Poitiers förmlich auszumalen. Aus einer abendlichen Wanderung über das Schlachtfeld von Großbeeren ist sein einziger guter Berliner Schulaufsatz hervorgegangen. Um dieselbe Zeit, etwa 1834, schrieb er sein erstes Gedicht, und es galt — der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch. Als junger Apotheker in Leipzig hat er dann die Stätte der Völkerschlacht in unvergeßlichen Herbsttagen von 1841 durchwandert. „Historischen Grund und Boden zu betreten hatte“ — so schreibt er — „zu jeder Zeit einen besonderen Zauber für mich.“ Dazu kamen später viele andere Ausflüge gleicher Art. Er hat, nach eigenem Zeugnis, in Westeuropa nicht viel weniger als hundert Schlachtfelder gesehen. So ist es kein Wunder, daß er im Kreise des Berliner „Tunnel“ seinen dichterischen Ruhm mit Feldherrnballaden über Derfflinger, Zieten usw. begründet hat, die volkstümlich geworden sind. In den sechziger Jahren wurde er Kriegshistoriker. Mit vollem Verständnis für das Reizvolle der Strategie hat er die Schlachtorte von 1864, 1866 und 1870/71 bereist und den Hergang der Kämpfe anschaulich und geordnet dargestellt. „Sedan“, schreibt er einmal, „ist die herrlichste Schlacht, die in neuerer Zeit geschlagen worden ist; selbst das Auge des Laien entzückt sich an der Sicherheit der Bewegungen, an dem poetischen Schwunge der Linien, aber superiore materielle Kräfte mußten doch auch gleichzeitig dem superioren Gedanken zu Diensten sein, sonst scheiterte er trotz alledem.“

Schon das erwachende Eigenleben des jungen Fontane in den zwanziger Jahren nahm die szenischen Bilder zeitgenössischer Kriege bereitwillig auf, so zuerst die Freiheitskämpfe der Griechen mit dem sich anschließenden Russisch-Türkischen Krieg. Er lernte sie aus Guckkastenbildern kennen. Später sorgte der über die ganze Welt verbreitete Ruppiner Bilderbogen als Illustrator der Zeitgeschichte mit seinen bunten Kriegsszenen für eine anregende Anschauung, die auch der erwachsene Mann nicht verschmäht hat, und lenkte den dankbaren Sinn zurück in die alte märkische Heimat. „Diese Kämpfe“ — sagt Fontane — „prägten sich mir derart ein, daß ich über die Personen, Schlachten und Taten jener Epoche besser als die Mehrzahl meiner Mitlebenden unterrichtet zu sein glaube. Griechische Brander steckten die türkische Flotte in Brand, das Bombardement von Janina, General Diebitsch Sabal-

kanskis Einzug in Adrianopel, die Schlacht bei Navarino — all das steht in einer Deutlichkeit vor mir, als wär' ich mit dabei gewesen.“ Dann fesselte ihn die Eroberung Algiers durch die Franzosen im Jahre 1830. Er schreibt darüber: „Als die französische Flotte vor Algier erschien und die Beschießung anhub und dann General Berthézène mit seiner Division den Kirchhof in der Nähe der Stadt angriff und nahm und der Dey mit seinem Harem um freien Abzug bat, da kannte mein Entzücken keine Grenze.“ Das Balladeske des Hergangs zog ihn hierbei ebenso an, wie bald darauf bei der Nachricht, daß in Brüssel die Revolution gegen die Holländer bei Aufführung der „Stimmen von Portici“ ausgebrochen sei, und zwar gerade bei der Stelle: „Dem Meertyrannen gilt die wilde Jagd.“ Ich fand dies, fügt er hinzu, „unbeschreiblich schön!“ Vom Anfang bis zum Ende des Lebens ist Fontane ein Freund der Zeitung gewesen.

Noch tiefer prägten sich ihm die Ereignisse des Polnischen Revolutionskrieges von 1830/31 gegen Rußland mit den blutigen Schlachten von Grochow und Ostrolenka ein, an denen übrigens damals das ganze liberale Deutschland, mit Uhland an der Spitze, ebenso begeisterten wie unpolitischen Anteil auf seiten der polnischen Freiheitskämpfer nahm. „Kein anderer Krieg, unsere eigenen nicht ausgeschlossen“, schreibt er in den „Kinderjahren“, „hat von meiner Phantasie je wieder so Besitz genommen, wie diese Polenkämpfe, und die Gedichte, die an jene Zeit knüpfen, obenan die von Lenau und dazu die Lieder aus Holteis „Altem Feldherrn“ sind mir bis zur Stunde geblieben... Noch jetzt zieht, wenn ich diese Lieder höre, die alte Zeit vor mir herauf, und ich ver falle in eine unbezwingbare Rührung.“ Auch hier war es der poetische Schein, in dem Menschen, „Skrzynecki und Rybinski“, und Szenen vor seinen Augen erglänzten, was ihn anzog.

In den Ereignissen der Zeitgeschichte berührte den Knaben, ebenso wie in den napoleonischen Anekdoten des Vaters, das Unalltägliche und Unbürgerliche des historischen Lebens. Der Krieg erschien farbiger und poetischer als der Friede. Eine Schlacht hatte etwas Anziehendes, etwas Irrationales, weil man da jenseits aller Sicherungen und allen Kalküls dem Schicksal ins Auge schaute. Ähnlich ging es einem am Spieltisch und ähnlich auch gegenüber der Frau, wie das Fontane als Dichter später selber empfunden haben mag. Auch hier galt es, sich dem Unberechenbaren, Rätselhaften und gerade darum Lockenden des Lebens zu stellen.

Gewiß, die Neigung zum Soldatenspiel war und ist in vielen Jungen lebendig, weil sie das Landsknechtstum außerhalb der Familie reizt. Die Freude am Wandern und Lagern im Freien ist damit verwandt. Aber Theodor Fontane ist, als Dichter wenigstens, dieser ungebundenen Haltung treu geblieben. Wie die bürgerlichen Hemmungen von Mutterseite her ihn dem Kartenspiel ferngehalten haben, so hat sein kritischer Verstand den einzigen Kampf, an dem er teilzunehmen versucht hat, die Berliner Märzrevolution von 1848, nach anfänglichem Aufschwung mit lähmenden Zweifeln in ihrem Ablauf begleitet, wenn er auch der liberalen Idee zunächst treu geblieben ist. In der Nähe sahen solche Dinge anders aus. Als er dann 1850 den Schleswig-Holsteinern gegen Dänemark als Freiwilliger zu Hilfe eilen wollte, ließ er sich durch die Aussicht auf Anstellung und Heirat in Berlin schnell wieder zur Rückkehr bewegen. In ihm war etwas von dem Goetheschen Mißtrauen gegen irreguläre Soldaten, aus dem heraus sie beide auch von den Lützower Jägern nicht viel gehalten haben. In Fontane blieb der ehemalige Franzgrenadier mit seiner „Proppertät“ und Disziplin überwiegend.

Wenn ihn also bei allem Anteil für Menschen, die mit dem Schicksal zu spielen getrieben und vermögend sind, doch der eingewurzelte Hang zu des Lebens ernstem Führen und auch ein Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit von jedem Beschreiten einer „Helden- oder Räuberlaufbahn“ zurückhielten, so war ihm dafür

der Typ des Dichters und Historikers — der auch ein Stück Dichter ist — um so näher, er, der ja gleichsam neben dem Könige oder Staatsmann steht und durch seine Gestaltung dem Vorübergehenden der Historie Dauer verleiht, so daß der Zauber ihrer schicksalhaften Momente und Menschen den Leser noch nach Jahrhunderten ergreift. Ganz und gar, etwa als Professor oder noch besser als Leiter einer antiquarischen Sammlung, im Anhauch des Geschichtlichen zu leben, ist ein Wunsch Fontanes gewesen und geblieben, aber reichere und freiere Entfaltung hat ihm das Geschick vergönnt, indem es ihn nicht in ein „Museum“ bannte, sondern auf den Spuren der Vergangenheit in alle Welt wandern ließ, nach England und Schottland, nach Frankreich und Italien, nach Dänemark und Böhmen, in den Harz und nach Schlesien und vor allem bis in die stillsten Winkel der Mark.

Man kann einen Augenblick dabei verweilen zu fragen, ob es den Vater Fontane nie getrieben hat, die Fülle seiner anekdotischen Gesichte poetisch oder literarisch zu gestalten. Wir wissen darüber nichts, aber sicherlich war er zu sehr in der Unruhe des äußeren Lebens befangen, immer spannend und spähend auf phantastische Glücksfälle und abenteuerliche Fügungen, recht wie ein Fahrender, bei dem Poesie und Wirklichkeit sich durchdringen. Er war darin mehr Südfranzose als Theodor, der im Leben selber das Poetische und Phantastische nicht schätzte, sondern zumal im Alter als Sohn seiner Mutter und seines Landes, auf viele eher nüchtern wirkte und dem spätromantischen Typ etwa der Münchener Künstler denkbar fernstand. Statt des Scheines nahm er das Wesen der Kunst um so ernster. In Theodor Fontane kam die handwerkliche Art seiner älteren Vorfahren wieder zum Durchbruch, jene Lust am eigenen stillen Schaffen im „Gehäus“, die sich bei ihm im unermüdblichen Feilen, Forschen und Lernen äußerte. Wer sein Metier als Dichter und Historiker so betrieb, gewissenhaft, gut geschult, meisterlich, der hatte allen Anspruch auch auf bürgerliche oder staatliche Ehrung, wenn sie ihm auch, nach Fontanes eigenen bitteren Worten, nicht immer ausreichend gewährt wurde. So wußte er den Forderungen des mütterlichen Blutes in sich zu genügen, wenn auch nicht denen der Mutter selbst, der an dem literarischen Sohn wohl nur dies imponiert hat, daß er, kurz vor ihrem Tode, im Januar 1867 als Ritter des neugeschaffenen Kronenordens zum Ordensfest ins Schloß geladen wurde.

Gerade weil Fontane ein immer Lernender war, bedeuteten dichterische Werke und Begegnungen für ihn viel. Als Junge scheint er nicht sehr bücherhungrig gewesen zu sein. Aber dann spann sich zwischen ihm und den Dichtern seiner Zeit, Goethe oder Walter Scott oder auch Freiligrath, mit dem er „angefangen“ haben will, ein engeres Verhältnis, weil er empfand: diese sind deine Lehrer; sie geben dir die Grundlagen des inneren und äußeren Lebens. Überall da, wo Menschen sich ernsthaft im Zeichen der Musen vereinten, schloß er sich an, an den Lenau, den Platen-, den Herwegh-Club, vor allem an den „Tunne!“, wo scharfe Kritik geübt wurde. Dies ist die Zeit, wo er mit den Freunden in Berlin, wie er sagt, oft jahrelang auf der Suche nach einem „Reim“ gewesen ist. Wenn der Romandichter später mehr für sich allein schaffte, so war doch auch ihm der Trieb zum Feilen und Bessern geblieben.

Im Anschluß an das achtzehnte Jahrhundert und an die Romantik war damals in Berlin und anderweit eine Art „Meistersingerei“ erblüht. Unter den Angehörigen aller Berufe waren Ausübende der Dichtkunst zu finden, unter Offizieren, Juristen, Studenten usw. Fontane selber, der schon früh unter ihnen ein „Lichtlein“ war, ist erst allmählich dahin gelangt, den Apotheker an den Nagel zu hängen und ganz das zu werden, was von früh auf sein eigentlicher Beruf war, ein Schriftsteller, ein Dichter. Damit bekam sein ganzes Wesen seine Prägung. Denn er lernte von den Meistern und guten Gesellen nicht nur die poetische Form. Von ihnen strömte jene Reinheit der idealen, humanen Gesinnung,

jene tiefe Sicht in Natur und Menschentum in ihn über, die ihm nun zum Maßstab der eigenen Haltung wurde, ihn der bürgerlichen und provinziellen Enge enthob, ihm in der Frühzeit romantischen Schwung und Freiheitsliebe, im Alter gütige Weisheit verlieh, weil er unter diesen Einflüssen auch als Mensch ein ewig Lernender und Wachsender war. Selten ist jemand für den echten Geist des Dichter- und Denkertums so empfänglich gewesen wie Fontane, der von da aus für sich und andere die Normen edlerer Menschlichkeit ableitete. Sie lehrten ihn, ebenso wie die Gesetze der formalen Bildung, das heilige Maß achten, so daß die mütterliche Strenge mit der väterlichen Humanität bei ihm zu einer höheren Einheit verschmolz, die fest war und beweglich zugleich.

Diese ebenso freie wie gebändigte Haltung erloß wie bei Goethe aus dem Bewußtsein einer letzten Übereinstimmung zwischen der Welt und dem Ich, dessen geistige Wesenheit in den kosmischen Verhältnissen seine Entsprechung findet und nun sich der Hand des Geschicks anvertraut, weil ihm aus dem Grunde der Welt neben den dunklen und dämonischen die helleren, freundlicheren Stimmen und Farben entgegenklingen. Denn das Wesen der gewaltigen und scheinbar erdrückenden Natur ist nach einem Worte Wilhelms von Humboldt „Güte in der Größe“. Man wird dies Grundverhältnis Theodor Fontanes zur Welt wohl religiös nennen können. Ihm war sie gleichsam ein unendliches Meer mit allerhand Untieren und Untiefen, mit Wogen und Stürmen, aber auch mit friedvollen Tagen voll blauen Schimmers über der Tiefe, aus der zauberische grüne Eilande emporstiegen.

Im Laufe seines Lebens hat es dem Dichter Fontane an den Sicherungen einer bürgerlichen oder beamtlichen Existenz meist gefehlt. Er hat darunter gelitten, mehr noch seine Frau. Sein Erdenwandel kam ihm im Rückblick wie ein „Ritt überm Bodensee“ vor. Wie ein „großes Kind“ ist er durchs Leben gegangen, ohne Examina, Anhang, Vermögen, Clique usw., aber in dem Fehlen dieser Sicherungen hat er auch so etwas wie einen Vorzug, eine Gnade erblickt. Denn auch wer da glaubt, unangreifbar glücklich zu sein in Beruf und Familie, bleibt doch oder gerade darum bedroht: „um die Gnade der großen Rätselmacht, sie heiße nun Gott oder Schicksal, muß immer gebeten werden. Sicherheit ist Gefahr; wir sollen in einem Bangen bleiben und jedem neuen glücklichen Tag neuen Dank entgegenbringen“. Ein andermal schreibt er: „Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, alles ist Glück und Gnade, das Kleine so gut wie das Große... wir haben nichts in unserer Hand und sind von Minute zu Minute von einer Rätselmacht abhängig, die uns streichelt oder schlägt.“

Dennoch (oder darum) hat es ihn mitunter geradezu gelockt, die Gefahr aufzusuchen, weil wer in ihr lebt, sich in Gottes statt der Menschen Hand begeben hat und nun erst wahrhaft frei ist. Schon den Swinemünder Jungen hat es im Garten des Vaterhauses auf die baufällige Schaukel getrieben. Der tragende Balken war morsch, die Haken saßen nicht mehr fest. „Und doch konnt' ich grade von dieser Stelle nicht los und setzte meine Ehre darin, die Schaukel derartig in Gang zu bringen, daß sie mit ihren senkrechten Seitenbalken zuletzt in eine fast horizontale Lage kam. Dabei quetschten die Balken und alles drohte zusammenzubrechen. Aber das grade war die Lust; denn es erfüllte mich mit dem wonnigen und allein das Leben bedeutenden Gefühle: dich trägt dein Glück!“ Auf einer Schaukel hat man die Empfindung des Getragenwerdens. Nach dem eigenen Erlebnis hat er seiner jungen Effi Briest die gleiche Liebe zur Schaukel andgedichtet, auf der schwebend sie die „Schauer außer Gefahr“ genießt, denen sie dann auch als Frau nachgibt, weil in der Gefahr allein Leben und die lockende und schreckende Nähe der Gottheit ist.

In späteren Jahren hat Fontane die äußere Sicherung, die ihm seine Stellung erst als langjähriger Schriftleiter bei der Kreuzzeitung, dann als beamteter Sekretär der Akademie der Künste — wo Otto Fried-

rich Gruppe sein Vorgänger gewesen war — gewährte, zweimal kurz hintereinander abgeschüttelt infolge von allerhand kleinen Ärgernissen und Verstimmungen, auch weil er — bei der Akademie — für geordnetes Aktenwesen keinen Sinn hatte, vor allem aber weil er es vorzog, sich von der Woge des Lebens tragen zu lassen. Bei der Kreuzzeitung hat man, wie es scheint, sogar den vergeblichen Versuch gemacht, ihn zu halten. Daß er nicht Beamter bleiben wollte, hat seine Frau ihm schwer verübelt. Auch sonst hat mancher damals über ihn den Kopf geschüttelt. Er war nahe an sechzig Jahr. Er wußte wohl, wie man über seinen Schritt dachte, aber die Freiheit lockte zu sehr. Sich klammern an eine im Grunde unwillkommene Stellung war Götzendienst und rächte sich. Menschen, die zu sehr in der Sicherung leben, stumpfen ab, werden unfroh, kranken an Leib und Seele. „Unbeschreiblich dröhnt die Brust des Freien, dem die Woge um die Glieder klirrt.“ Ausgehalten hat er nur in der loseren Stellung eines Theaterkritikers bei der „Tante Voß“, der er zwanzig Jahre lang treu geblieben ist, wo man in steigendem Maße Verständnis für seinen Wert gehabt und ihm beim Ausscheiden regelrecht pensioniert hat. Aber selbst da waren die Tage, wo er „Kritik hatte“, das heißt daheim eine verantwortungsvolle Rezension schrieb, also gleichsam im Dienst war, lastend für ihn und die Seinen. An solchen Tagen mußte jeder Besuch schon auf der Treppe abgefangen und abgewiesen werden.

In diesem Hang nach Unabhängigkeit erinnert er an seinen Vater, der auch nicht still sitzen mochte, aber er war pflichtbewußt genug sich zu sagen, daß im Notfall der Ertrag seiner Feder aushalt. Darüberhinaus vertraute er seinem „Stern“. Er war kein Kopfhänger und Schwarzseher. „Leicht zu leben“, hat er gesagt, „ohne Leichtsinns, heiter zu sein ohne Ausgelassenheit, Mut zu haben ohne Übermut, Vertrauen und freudige Ergebung zu zeigen ohne türkischen Fatalismus — das ist die Kunst des Lebens. In vielen Stücken ordne ich mich unter, aber in diesem Punkt bin ich Autorität.“ Bekannt ist auch sein an die Mutter gerichteter Spruch: „Sorg' aber Sorge nicht zu viel, es kommt doch, wie Gott es haben will.“ Sein Vertrauen hat ihn nicht getäuscht. Wie er als junger Mensch zum erstenmal ziemlich mittellos in dem riesigen London war, ohne die Stütze seines Freundes, der ihn eingeladen hatte, aber nun seine eigenen Wege ging, „machte sich alles wie von selbst; sie säen nicht, sie ernten nicht, und ihr himmlischer Vater ernähret sie doch. So war es damals, und so ist es mir noch öfters gegangen.“

Nicht nur das tägliche Brot spendete ihm die himmlische Hand, sie stand ihm auch in anderen Nöten zur Seite. Immer wieder fand er sich darin bestätigt. In der schwersten Stunde seiner Kriegsgefangenschaft, wo es um sein Leben ging, vermochte er in dem, ihm trotz seiner Herkunft nicht sehr geläufigen Französisch eine rettende Verteidigungsschrift abzufassen. Daß er das konnte, erschien ihm wie ein Wunder, und er sagt: „Ich wußte nicht, woher mir die Kraft dazu kam, oder vielmehr, ich wußte es doch.“ Auch beim Rückblick auf seine Kinderjahre hatte er „das Gefühl eines beständigen Gerettetwerdens“. Er war nicht gerade „wild und waghalsig“, scheint aber doch, wenn auch in „kluger Abmessung seiner Kräfte“, das Schicksal gern ein wenig auf die Probe gestellt zu haben im unbewußten Vertrauen auf seinen „Schutzensel“, der auch immer half. So reizte es ihn, vom Strand über tiefe Stellen hinüber zu einer Sandbank zu schwimmen. Mitunter kam er nicht weit oder ließ sich aus Versehen zu früh nieder und hatte nun keinen festen Grund unter den Füßen, dann war „der Schreck und mitunter die Todesangst da. Glücklicherweise bin ich jederzeit herausgekommen. Aber nicht durch mich; Kraft und Hilfe kamen von woanders her.“

Den glücklichen Umständen seiner Swinemünder Kindheit dankt Theodor Fontane überhaupt viel von dem, was er geworden ist. Er wuchs in Freiheit auf, ohne Schulangst, denn er hatte nur Hauslehrer, ohne

den Druck enger, ärmlicher Verhältnisse, wie sie so manche Dichterjugend beschwert haben — man denke an Hebbel —, fast gar nicht und dann doch wieder gut erzo-gen, ohne ewiges „Aufpassen, Ermahnen und Verbessern“ seitens der Eltern, und doch so, daß das Elternhaus ihm in guten Formen, in menschlicher und sittlicher Haltung, trotz den Unbedenklichkeiten seines Vaters, ein ausgezeichnetes Vorbild gab. Ich war, hat er später einmal an seine Frau geschrieben, ein „generöser, nobler Junge“. Man ließ ihn zu Hause wie „einen jungen Baum bei kaum fühlbarer Anlehnung an einen Stab, in reiner Luft frisch, fröhlich und frei aufwachsen“. Er hatte immer Zeit zum Spielen, er stand mit seinen Locken wie ein „König“ unter den Gespielen, war der Führer ihrer Fahrten und Kämpfe, fein, wohlgezogen und doch tapfer, ja derb, den Angriffen „muffliger Schifferjungen“, die diesen lichten Knaben natürlich haßten, wie ein Ritter nicht ausweichend, sondern zuvorkommend, alles andere als ein lerneifriger Stubenhocker und Musterschüler, sondern, von Natur aus „sehr glücklich ausgestattet“, namentlich anfangs stärker und gewandter als die Schul- und Straßenjungen, der „geborene kleine Akrobat“, mit ausgesprochener Veranlagung für das „Turnerische“ und Sportliche, kein besonderer Schwimmer, aber ein eleganter Eis- und ein „brillanter Stelzenläufer“. Noch in „Graf Petöfy“ klingt aus Franziskas Erzählungen seine kindliche Lust am Stelzenlauf nach. Auf seinen Wanderungen durch die Mark sind ihm später, wenn es galt, hoch oben in einem Kirchturm, über „Querbalken und Kreuzgebälk“ hinweg, zu einer Glockeninschrift emporzuklettern, die „Reste seiner Turnerschaft“ zugute gekommen.

So empfängt man bei dem jungen Theodor den Eindruck einer nach keiner Seite hin verkümmerten Menschlichkeit, bei der Geist und Leib in rechtem Gleichgewicht miteinander standen. Was ihn über den Durchschnitt der übrigen Jugend erhob, war wohl das Romantische, das in ihm Gestalt gewann und dessen er sich auch bewußt war. Vom Vater her auf das Noble, Phantastische, Aparte und Schöne in der Geschichte hingelenkt, stellte er selber so etwas dar wie einen jungen Prinzen Stuart und mag sich halbträumend in solchen Vorstellungen gewiegt haben. Auch ihm ist es schließlich nicht viel anders gegangen als Karl dem Ersten von England, den er hernach zum tragischen Helden eines Dramenentwurfes gemacht hat. Auch seinem „Königtum“ bereitete ein dämonischer Vorstoß der Gasse ein jähes Ende, so daß er die Fügung segnete, die ihn bald darauf nach Neuruppin auf das Gymnasium versetzte.

Es ist begreiflich, daß er mit diesen Gaben und diesem Selbstgefühl leichtverletzlich und etwas eingebildet war, und es bedurfte mitunter der wohlmeinenden gesunden Kritik des Fontaneschen Hausfaktotums, der guten Schröder, um ihn zurechtzurücken und ihm klarzumachen, daß er in vielem mehr noch ein „kindischer Junge“ als, wie er beanspruchte, ein „junger Herr“ war. Später hat namentlich sein Freund Bernhard von Lepel sich um die Sänftigung seiner etwas „superlativischen“ Natur verdient gemacht. Doch blieb sonst seine Wirkung groß und gut. Wenn damals, zwischen „Zwanzig und Dreißig“, der jugendliche Fontane im Berliner Tunnel auf empfängliche Geister wie ein junger Gott wirkte, mit „Feuerblick“ und frei erhobener Haupt, so sehen wir daraus, daß es ihm vergönnt gewesen ist, den Aufschwung seiner Kinderjahre der Welt zum Trotz und unter nun oft dürftigen äußeren Verhältnissen hinüberzuretten in das Mannesalter, ja zu stärken und zu steigern im Feuer der eigenen Gestaltung. Etwas Bezauberndes muß von ihm ausgegangen sein. Ein Junge, ein „großes Kind“ ist er immer geblieben. Weil das Kind in ihm erhalten geblieben ist und nicht verkümmert wurde in Steifheit und allerhand Angelerntem, ward ihm das Glück eines schöpferischen Greisenalters geschenkt. Immer blieb er in Verbindung mit den nährenden Urquellen der Seele. Ohne Bruch hat sich aus dem Knaben, Jüngling und Mann der

chevalereske alte Herr entwickelt, der bis zuletzt empfänglich geblieben ist für das Schöne, Freie, Menschliche und nach dessen Hinscheiden die Freunde klagten, weil die Welt ohne diesen Sonnensohn dunkler geworden sei. Deswegen hat er mit siebzig Jahren die Swinemünder Kinderzeit liebevoll geschildert, weil in dem Jungen schon der „ganze Mann“ enthalten, ja das Eigentliche und Wesentliche in ihm hier ungehemmter, reiner, in poetischer Fülle, auf dem Hintergrunde eines romantischen Jugendlandes, zur Entfaltung gekommen war.

Bei vielen Gelegenheiten tritt uns der junge Theodor entgegen als ein Mensch, der schon damals feinfühlig, sensibel, empfindsam war, empfänglich für das Ästhetische, Phantastische und „Nächtliche“ des Lebens, der Natur und Geschichte. Es ist erstaunlich, wie stark all dergleichen auf das Kind gewirkt und mit welcher Kraft der Erinnerung er so vieles bis ins einzelne farbig bewahrt hat. Bisher hat man kaum darauf geachtet, und doch liegt hier der Schlüssel zu seinem Verständnis. Wir haben zum Teil schon davon gesprochen, soweit es seine Geschichtserlebnisse betraf. Gewiß, wir empfangen die Jugendeindrücke und Erlebnisse aus der Hand des Greises sechzig bis siebzig Jahre später. Aber er hat doch nur zutage und in Form gebracht, was als wesenhaft der Seele des Kindes sich eingeprägt hatte, an Stimmungen der Jahreszeiten — „mir steht noch der kalte und klare Luftton jenes Sonntags im April 1831 vor Augen“ schreibt er zum Beispiel — an Gesichtern und Gebärden, an Farbentönen der Umgebung. So ist seinen Sinnen jenes malerische Bild für immer geblieben, wie seine Mutter einmal abends, durch Feuerlärm geängstigt, aus einer Gesellschaft vorzeitig heimkehrend, im Ruppiner Kinderzimmer auftaucht, um nach den Kleinen zu sehen, die zur Sicherheit schon aus den Betten geholt sind, und nun im dunkelroten Brokatkleid mit darüberfallendem, halbaufgelösten, langem, schwarzen Haar im flackernden Kerzenlicht vor ihm steht.

Des Kindes Seele ist ein reiner Spiegel der Welt. Unserem Dichter ward das Glück zuteil, daß dieser Spiegel kaum getrübt, daß sein schöpferisches Kindertum nicht gehemmt und verdrängt wurde. Weil ihm in entscheidenden Jahren der Drill einer lastenden Schule, der Zwang eines engen Elternhauses, der Schmutz einer Gasse erspart blieb, konnte das Verquere, Verkniffene und Lüsterne sich bei ihm nicht einnisten, das so oft ein Erbübel des überzüchteten, entarteten Deutschen ist. In seinem Kindertum trug Fontane so etwas wie ewige Heimat in sich, eine reine Sicht, die hinter den Wirklichkeiten der Welt das Göttliche aufglänzen sah. Herkunft und Erziehung ließen diesem feinen jungen Menschen zwar durchaus die Freude an der Sinnenwelt — er war ganz Andacht, wenn daheim einer der kunstvollen Baumkuchen gebacken wurde —, hoben ihn aber über das Gemeine, das so viele Herzen bändigt, in ein Licht hinaus, dem er zeitlebens gefolgt ist.

Schon vor der Swinemünder Zeit, in Neuruppin, verlangte die kleine Seele des etwa sechsjährigen Kindes „begierig nach allem, was einen etwas aparten und das Nächtlich-Schauerliche streifenden Charakter hatte“. So horchte er eines Spätnachmittags im Oktober — „das Abendrot schimmerte schon zwischen den Bäumen des Stadtwalls“ — beglückt auf, als sein Vater, im Begriff seinen kleinen Kaleschwagen zu einer Fahrt nach Berlin zu besteigen, meinte: „Der Junge könnte eigentlich mitfahren!“ Und so geschah es, so wie er ging und stand, wurde der kleine Theodor „hinaufgereicht und in den Fußsack gesteckt“. Da hockte das kleine Bürschchen, während über ihm die Sterne heraufzogen, „und wurden immer heller und blitzender. Entzückt sah ich in die Pracht, und kein Schlaf kam in meine Augen. Ich bin nie wieder so gefahren; mir war, als reisten wir in den Himmel“. Alles Irdisch-Zerstreuende verschwand im Dunkel der Nacht. Mit überwältigender und doch väterlicher Größe und Güte sprach das Göttliche zu dem ahnenden Kind, das diesen Eindruck für

sein Leben bewahrt hat. Gleich den Sternen übte der Mond auf ihn die Kraft magischer Anziehung aus. Wenn er zur Winterszeit „wie eine kupferne Scheibe“ aufging und sein seltsames Licht durch die Erlen und Binsen warf, die den Tümpel einfaßten, wo Theodor mit seinen Freunden Schlittschuh lief, wurde er jedesmal „von einem geheimen Schauer“ erfaßt. „Ich gab dann“, fügt er hinzu, „das Holländern und Buchstabenmachen auf und sah in den Mond.“

Gern betrat er auch die Schwelle zum Reich der Dämonen. Das Spielzimmer in der Swinemünder Apotheke war wenig schön, aber da war außer einer Sandstelle mitten im Fußboden noch „ein anderes, das für ein phantastisches Kind wohl angetan war, mit der sonst herrschenden Dürftigkeit zu versöhnen. Gerade hier nämlich war, auf einem Lehnstuhl sitzend, der Vorbesitzer des Hauses, der alte Geisler, gestorben, und wenn ich mich abends an eben dieser Stelle zwischen Schrank und Ofen niederließ und dann das Klappen und geheimnisvolle Rumoren über mir anhob, so war der Zauber davon so groß, daß von Prosa der Umgebung keine Rede sein konnte“. Anziehend war auch die „fantastische Herrlichkeit“ des Laboratoriums, weil es von den prosaischen Wohnräumen abstach, weil es grotesk-unmodern, ein „vollkommen alchimistischer Raum war, in dem Faust mit Geistern hätte sprechen können“. „Alles Krumme und Schiefe“, hat Fontane an anderer Stelle gesagt, „alles Schmuttrige, alles grotesk Durcheinandergeworfene hat von Jugend auf großen Reiz auf mich ausgeübt“. So sah er denn auch als junger Angestellter der Neubertschen Apotheke in Leipzig am ersten Morgen mit Behagen aus dem Mansardenfenster der Gehilfenwohnung auf den Hof des alten Hauses. „Hier war nichts hübsch und Komfort kaum dem Namen nach bekannt; aber die grauen, steilen, regenverwaschenen Dächer, auf die mein Auge fiel, der gekräuselte Rauch, der aus den Schornsteinen stieg und das Plätschern des Wassers, das aus den Röhren in die Kübel fiel — alles gewann mir ein Interesse ab ...“ Allerhand Schicksale, die man noch ahnen konnte, schienen diese alten Mauern gestreift, geformt und beseelt zu haben, es sah so aus, als wollten die Steine anfangen zu reden. Das Ganze wirkte wie der Anfang einer Novelle.

Schon als Kind hatte Fontane das Bedürfnis, aus dem Gesicherten, aber Prosaischen des Alltags herauszutreten. Wenn er sich in die Rolle Störtebekers hineintraumte oder auf der knackenden Schaukel stand, so genoß er die „Schauer süßer Gefahr“. Auch das Schauerliche, das zu seiner Zeit in Swinemünde Verbrechen und Strafe des Räubers Mohr umgab, zog seine sich in derlei Schicksale gern einlebende Fantasie beunruhigend an. Bis in seine kindlichen Vergnügungen hinein ging das Verlangen außergewöhnlichen Erlebens. So war das Versteckspielen, dem er mit Leidenschaft huldigte, „kein eigentliches Versteckspiel, war etwas viel Großartigeres, Poetisch-Phantastischeres“, weil es ihm ermöglichte, auf dem riesigen Heuboden des väterlichen Hauses für die gesamte übrige Welt „bis an den jüngsten Tag“ zu verschwinden.

Man kam aber auch auf andere, liebliche und zwanglose Art aus dem nüchternen Alltag heraus. Selbst begabte und geweckte Kinder sind der Natur gegenüber oft stumpf und gleichgültig. Die Empfänglichkeit dafür erwacht erst später. Bei ihm scheint sie schon sehr früh vorhanden gewesen zu sein. Mehr als ein schönes Bild aus der nordischen Natur danken wir der halbunbewußt aufnehmenden Seele des Kindes. Wenn im Sommer die Eltern und ihre Freunde auf einem Dorf sich beim Kegeln vergnügten, sah er eine Weile zu und trat dann durch eine „immer knarrende Gittertür“ in ein benachbartes Stück Gartenland, dessen märchenhafte Abgeschiedenheit ihn bezauberte. „Es war ein richtiger Bauerngarten; Balsaminen und Reseda blühten drin, und an einer Stelle standen die Malven so hoch, daß sie eine Gasse bildeten. Sank dann die Sonne drüben am Walde, so schwamm der nach Westen lie-

gende Golm in einem roten Licht, und die metallene Kugel auf seiner hohen Säule sah, als wäre sie golden, auf das Dorf und den Kegelgarten hernieder. Myriaden von Mücken standen in der Luft und die Hummeln flogen zwischen den Buchsbaumbeeten hin und her.“ Ein Märchenbild war es auch, was ihn gleich bei der Einreise nach Swinemünde berührt hatte. „Wir passierten“, so erzählt er, „eine mitten im Walde gelegene Bohlenbrücke, zu deren beiden Seiten sich eine dunkelschwarze Wasserfläche mit weißen Nymphäen ausbreitete, die niedergehende Sonne stand schon hinter den Tannen, und ein roter Schimmer, der zwischen den Wipfeln glühte, spiegelte sich unten in dem schönen und zugleich unheimlichen Teich. Es steht vor mir, als hätt' ich es gestern gesehen.“

Die Welt um Swinemünde war damals noch still, Heringsdorf noch kein mondäner Badeort voller Berliner, sondern romantisches Land. Fontane erzählt, wie oft es ihn mit seinen Spielgenossen an lauen Sommerabenden in die tiefe Einsamkeit von Heringsdorf mit seinen bis zur See heruntergehenden Buchenwäldern getrieben habe. Heringsdorf gab ihnen immer „einen Vorgeschmack von dem Zauber“ des sagenhaften, zu Füßen des Streckelberges untergegangenen Vineta. Mit phantasiegeschärftem Ohr hörten die Knaben aus dem Meer die Glocken klingen, die Kunde gaben von der schönen, alten „Wunderstadt“, und sangen die Strophen eines Liedes auf Vineta in den Seewind hinein, wenn sie am Strand hin dem Auf und Ab der Brandung nachliefen. Hier war es, wo ihm in den Dünen einmal Wilibald Alexis begegnet ist, der sich in Heringsdorf angekauft hatte, der „erste Dichter“, den Fontane sah.

Schauerliches und Poetisches verwob sich für den jungen Fontane ineinander, wenn er dem Totengraber von Swinemünde begegnete. Er hat seine Gestalt, die beinahe von Shakespeare sein könnte, in „Graf Petöfy“ gezeichnet. Da erzählt die junge schöne Burgschauspielerin Franziska ihren vornehmen katholischen Wiener Freunden aus ihrer Kinderzeit in einem kleinen Ostseestädtchen, wo ihr Vater Pfarrer gewesen ist. Das Städtchen ist Swinemünde, und aus Franziska spricht Fontane, der hier allerhand berichtet, was in seinen „Kinderjahren“ wiederkehrt. Mit Sehnsucht denkt sie zurück an die liebe, kleine Welt, die einst ihre Heimat gewesen und so ganz anders ist als die, in der sie jetzt lebt und weiterleben soll. Der Totengraber, von dem sie erzählt, heißt Tordeson Stedingk; er stammt aus Schweden, wo ein Zweig seines Geschlechts in den Reichsgrafenstand erhoben sein soll. Von diesem Stedingk sagt Franziska: „Er hatte langes weißes Haar, viel weißer, als es seinen Jahren nach hätte sein müssen, und sah eigentlich immer so aus, als ob er irgendeinem das letzte Gebet sprechen wolle. Trotz allem Grauen aber, das mir sein Ernst und seine Hagerkeit einflößten, hatt' ich ihn doch gern, oder doch nicht ungern, weil mir alles an ihm so apart vorkam und nicht zum wenigsten seine Wohnung, die dicht neben dem Kirchhofsgitter lag und eigentlich gerade so wirkte, wie der alte Stedingk selber.“ In den „Kinderjahren“ ist zwar nur ein „alter Küster und Totengraber“ namens „Hahr“ genannt, doch kann die Gestalt Stedingks nicht erfunden sein. Vielleicht hat Fontane dem Totengraber im „Petöfy“, um ihn zu poetisieren, diesen klangvollen nordischen Namen beigelegt, der aber jedenfalls aus Swinemünde stammt, wie wir sehen werden.

Auch wenn Franziska erzählt, wie sie als Kind abends beim Glockenläuten geholfen hat, spricht sie in Fontanes Namen, von dem wir wissen, daß er das als Junge gern getan hat. Wir sehen ihn, auf den das Ehrwürdige, Geweihte, Unalltägliche, Aparte eines Gotteshauses schon damals Eindruck machte, sich im Dämmerlicht in die Kirche schleichen „und die Grabsteine der alten Pastoren anstarren, die mit ihren Ringkragen an den Wänden umherstanden.“ Und wenn ihm dann der Glockenstrick aus der Hand fuhr und mit einem-

mal in die Höhe schnellte, da war's ihm immer, als hätte sich der „Gottseibeins“ über sein Läuten gebost und den Strick ihm weggezogen

Den Dichter hat es mehrmals gelockt, seine Swinemünder Erinnerungen zu verwerten. Wie in „Graf Petöfy“ so auch in „Effi Briest“, das ja gleich nach den „Kinderjahren“ (1892/93) geschrieben wurde, während „Graf Petöfy“ etwa zehn Jahre älter ist. Da lebt Effi an der Seite ihres Gatten, des Landrats Geert von Innstetten, zu Kessin, einer kleinen Handels- und Bade- stadt der pommerschen Küste. Hier vollzieht sich das Schicksal ihres Ehebruchs. Der Hintergrund, Landschaft und Menschen, ist vielfach mit Swinemünder Farben gemalt. Manche der uns aus den „Kinderjahren“ oder aus „Petöfy“ bekannten Gestalten und Namen kehren da wieder, so auch Stedingk, der hier ein Goldschmidt ist, so der „Maschinen- und Baggermeister“ Macpherson, ein „richtiger Schotte und Hochländer“, der in den Jugenderinnerungen Macdonald heißt. Er war des jungen Fontane besonderer Gönner, der damals nicht ahnte, daß er ein Menschenalter später den schottischen Clan dieses Macdonald bereisen würde. In den „Kinderjahren“ wird noch ein Konsul Thompson erwähnt, dessen Stärke das Bowlebrauen war und mit dessen Sohn Oskar der junge Fontane eng befreundet war. Franziska nennt auch einen Thompson, „dessen Familie von Inverness oder Aberdeen herübergekommen war“ und fügt mit scherzhafter Übertreibung hinzu: „Denn in der kleinen Stadt war alles schottisch oder schwedisch, weil der Handel dahinging.“ Aber auch Innstetten stellt seiner jungen Frau ihre künftige Heimat Kessin im gleichen bunten Schein dar; da gibt es unter anderem einen alten Wundarzt Beza aus Lissabon, den genannten Goldschmidt Stedingk und den Doktor Hannemann, einen Dänen, der sogar lange in Island gewesen ist. Und in den „Kinderjahren“ selber heißt es von Swinemünde: „In der Oberschicht war alles derart durcheinandergewürfelt, daß man den Vertretern aller nordeuropäischen Völker begegnete, Schweden, Dänen, Holländer, Schotten, die früher oder später hängengeblieben waren.“

So hob sich die kleine Stadt wie eine Insel heraus aus der Flut der sie umgebenden „wendisch-pommerschen Autochthonen aus den Tagen von Julin und Vineta“. Der Blick der maßgebenden Oberschicht, zu der die Fontanes gehörten, war nach außen gerichtet. Es war da etwas von hanseatisch-skandinavischer Atmosphäre, die Fontane hier für sein Leben lieben gelernt hat. Von Swinemünde liefen die Fäden hinüber nach Visby und Kopenhagen. Im Hintergrunde stand maßgebend England, dessen Blätter in den Kaufmannskreisen gelesen wurden, dessen Generäle und Staatsmänner der junge Fontane beim Kommerzienrat Krause im Bilde bewundern konnte. Der Swinemünder Welt und Luft war etwas Gelockertes, Frisches und Freies eigen, das von den beiden Fontanes, Vater und Sohn, mit Behagen genossen wurde. Das ganze Leben war unterhaltsam, reizvoll und trug „etwas von einem höheren Stempel“, der an den Ton in Künstlerkreisen erinnerte.

Man muß diesen Hintergrund des Gesamtlebens im Auge behalten, der auch seinerseits dem jungen Fontane ermöglichte, hier in humaner, großzügiger Freiheit aufzuwachsen, höhere Formen des Lebens und Verkehrs kennenzulernen und den Anhauch der weiten Welt zu spüren, ganz anders als wenn er in einem der kleinstädtischen Provinzstädte der Mark aufgewachsen wäre. Etwas vom Zauber der See und des Nordens, Englands und Skandinaviens ging in die Seele des Kindes ein. Vor den Gefahren, die in dieser mitunter etwas unbedenklichen und leichtsinnigen Händlerwelt lagen, schützte den jungen Fontane sein mütterliches Erbe. Unbefangen genoß er die heiteren Züge dieses Lebens. Immer wieder taucht in seinen Erinnerungen und Erzählungen das Bild auf, wie an Festtagen längs des Bollwerks Flaggen aller Nationen über Stadt und Hafen wehten, da fast in jedem Haus der Uferstraße ein „Konsul“ wohnte, der die Flagge seines



Landes hißte, so daß da der Union Jack neben dem Danebrog, der chinesische Drachen neben dem Sternbanner und Doppeladler flatterte: „Es gibt nichts Bunteres und Lächerlicheres als das Flaggen einer solchen Hafen- und Handelsstadt.“

In Fontanes Kindheit trug Swinemünde — das dann später ein vielbesuchter Bade- und Marineplatz wurde — noch ganz den „Charakter einer kleinen Schifferstadt mit Giebelhäusern und Bäumen vor der Tür.“ Gerade dies erhöhte den poetischen Reiz eines Spaziergangs am Bollwerk, wo man sich Schritt für Schritt an wechselnden Bildern erquicken konnte, weil anders als in großen Handelsplätzen alles nur Mittelmaß hatte und darum „anheimelnd“ wirkte. Im Geplauder der Seeleute mit den wäschespülenden Mädchen, indes der Rauch aus dem Küchenrohr der Schiffe in die Luft stieg, entfaltete sich so etwas wie ein niederländisches Hafenbild. Im Frühling, wenn die Schiffe „kalfatert“ wurden, brodelte überall „das Pech in eisernen Grapen. Kam dann Mittagszeit heran, so wurde noch eine Pfanne mit Kartoffeln und Speckstücken in die Glut geschoben, und viele, viele Male, wenn ich um diese Stunde hier meines Weges zog, sog ich begierig den appetitlichen Qualm ein, an dem mich der Pechbeisatz nicht im mindesten störte.“ So steht es in den „Kinderjahren“, und selbst die reizende Franziska schwärmt vor ihren Wiener Aristokraten von dem himmlischen „Fettwrasen“ der Swinemünder mittäglichen Schiffermahlzeit, an der sie als Kind für ihr Leben gern teilgenommen hätte.

Diese Swinemünder Konsuln mit ihren Kaufläden, Kontors und Wohnungen, hinter denen sich der Blick in die Weite der Welt auftat, gaben der Phantasie des jungen Fontane reiche Nahrung. Die gehobene, geschmackvolle, verfeinerte Lebenshaltung des Hauses von Kommerzienrat Krause, wo das Ganze wie das Einzelne der Einrichtung ihm ein „Gefühl der Befriedigung“ gab, wurde von ihm aus tiefster Seele bejaht. Das eigene Elternhaus kam ihm dagegen spießbürgerlich vor. So mußte man leben, so sein! Da begegneten einem erfreuliche, großbürgerliche Typen, der alte Geheimrat, der „König“ von Swinemünde, ein Handelsherr im souveränen Stil des achtzehnten Jahrhunderts, und sein Sohn, der, eine feinere Natur, „jene weltmännischen Formen hatte, wie sie Reisen, Lektüre, gute Lebensverhältnisse zu geben pflegen“, und der überdies „jenen erfreulichen vornehmen Dilettantismus“ vertrat, „der an allem Höheren ein Interesse nehmend, sich aus eben diesem Interesse mit dem Höheren (wie mit physikalischen und chemischen Problemen) nun auch wirklich zu beschäftigen beginnt.“

Eine rechte Lust war es auch für den jungen Fontane, mit der Mama zu Schönebergs einkaufen zu gehen. Ihr Geschäftshaus am Markt eröffnete ihm reizvolle Aussichten. Da war, anders als im kleinstädtischen Ruppín, alles großzügig und fein, da gab es aparte und schöne Dinge, Qualitätsware, besonders englisches Geschirr, zu kaufen, wovon man im Binnenlande noch nichts wußte. „Ich war“, schreibt er aus der Rückerinnerung, „immer helles Staunen und Bewunderung“, und zwar nicht nur der geschmackvollen Ware, sondern auch den Verkäufern gegenüber, von denen „der Vater, noch ein schöner Mann, gleichmäßig in Umgangsformen und weißester Wäsche exzellierte“, während der zartere Sohn durch sein ebenso dezidiertes wie verbindliches Wesen die Herzen besonders der Frauen gewann, so daß er das schönste Mädchen der Stadt, „eine leuchtende, echt germanische Blondine“ heimführen konnte.

Wenn für Theodor Fontane sein ganzes Leben hindurch die Frau der Gegenstand seiner Gestaltung und Verehrung gewesen ist und er das Seelisch-Sinnliche, das Naturhafte und Unbewußte in ihr feinfühlig und entzückt, als Kenner und Deuter genoß, ohne die Leidenschaft erschütternd über sich Herr werden zu lassen, so ist sein Auge schon in den Swinemünder Kinder-

tagen auch hierfür erschlossen gewesen. Wir werden auf das reichhaltige und noch nicht ausgeschöpfte Thema „Theodor Fontane und die Frau“ an anderer Stelle zurückkommen. In seinen Werken hat er uns eine Schönheitsgalerie hinterlassen, die in allen Nuancen des Charmes leuchtet, wo das Berliner Mädel neben der Dame der großen Welt steht. Das feine und freie Swinemünder Leben erhielt eine Steigerung seines poetischen und romantischen Charakters dadurch, daß es nach des Dichters eigenen Worten eine lebendige gallery of beauties war und damit „so recht den Beweis gab für die Überlegenheit der Meeresanwohner in allem, was Erscheinung angeht“; ein Satz, dem jeder, der zum Beispiel Kopenhagen kennt, gern zustimmen wird.

In Swinemünde lebte nicht nur die schöne Frau Beda, eine Spanierin, von der man geneigt war, mit Sturm zu sagen: „und ihre Augen dachten immer an ihr beglänzt Heimatland“, sondern auch das nordische Element, und gerade dies war aufs Schönste vertreten. „In den guten Familien war eigentlich alles hübsch, aber fast noch hübscher war die dienende Klasse.“ Mit am liebsten sah der junge Fontane die drei Thomasschen Mädchen, Töchter eines zugezogenen Majors. Wenn er an Ballabenden dem Tanze dieser „drei Huldinnen“ zusehen durfte, schien sich ihm der Olthoffsche Ressourcensaal in einen „Weihetempel“ zu verwandeln. Man sieht, wie die Erscheinung einer schönen Frau für ihn ein überwiegend poetisches Erlebnis gewesen ist. Daher sind dem Jüngling auch die Mädchen anscheinend nicht recht entgegengekommen, weil sie das mehr Ästhetische seines Anteils im Grunde kalt ließ. „Liebe“, hat er gesagt, „war nicht meine Force.“ Ganz entgangen ist der junge Fontane darum der Macht des Allbezwingers Eros doch nicht. Das gefällt uns an ihm, weil es das Bild dieses lebensvollen, schönheitsfrohen Knaben abrundet und vertieft. In einem Brief vom August 1851 — als Swinemünde weit hinter ihm lag — erzählt er seinem getreuen Lepel von einer poetischen Jungeliebe auf dem Hintergrunde von Wald und See. Als Lepel ihm aus Heringsdorf schrieb, tauchten in Fontane sofort selbige Erinnerungen auf. „Das Haus“ — so erwidert er — „das Du bewohnst, kenn' ich ganz genau; in dem großen Vorderzimmer hab' ich als fünfzehnjähriger Faulpelz oft bewundernd gestanden, wenn Eduard Devrient und seine Wirtin, die dazumal bildschöne Kommerzienrätin Krause, am Klavier spielten, sangen und deklamierten. Draußen aber, nach dem Walde zu, war es noch schöner, da lief ich stundenlang dem schönen Backfisch der schönen Frau nach, und hatte Herzschmerzen, wenn ich die Gemütsruhe der jungen Dreizehnjährigen sah, die saure Kirschen und aus der Speisekammer gestohlene Backpflaumen aß, während ganz andres Verlangen mir die Kehle zuschnürte.“ Bis in sein hohes Alter hat Fontane das Bild der Jugendgeliebten bewahrt. Noch dem Siebziger stand Minna Krause, mit allen verführerischen Reizen der Jugend geschmückt, bildhaft vor Augen, so wie er sie das letzte Mal, vor über fünfzig Jahren, eines Abends nach einer Aufführung des „Oberon“ im Vestibul der Oper gesehen hatte. Minna war damals sechzehn Jahr. „Sie trug“ — schreibt er in einem Brief vom August 1889 — „einen schottischen Mantel, eine Boa von Fé und einen eleganten weißen Atlashut, sah auch noch verklärt aus durch ‚O Hüon, mein Gatte‘ — nun kurz heraus, jeder Zoll eine Prinzessin in Fé, vielleicht auch eine Schlange in Boa, was nur den Reiz steigerte.“

Der Vorhang fällt vor der heiteren Bühne von Fontanes Jugendland. Als er etwa dreißig Jahre später die Stadt wiedersah, wo er einst gelebt, gespielt und geträumt hatte, war alles verändert, alles dahin, und er ging durch ihre Gassen mit leiser Wehmut wie über einen Totenacker. Im Empfinden der Flüchtigkeit des Erdendaseins kamen ihm die schönen Verse von Storm in den Sinn:

„Dunkle Zypressen —  
Ring' dich nicht ab, mein Herz,  
Es wird doch alles vergessen.“

Sein Swinemünde, sein Jugendparadies, hat Fontane beschworen und festgehalten in seinen Kindheits-erinnerungen. Wenn er — wir sagten es schon — dankbar bekannt hat, sich an diesem Buch nach einer langwierigen Erkrankung wieder gesund geschrieben zu haben, so ist das wohl auch in dem Sinne richtig, daß der reine Quell seines frühen Daseins wie ein Jungbrunnen auf ihn gewirkt und so den schöpferischen Aufstieg seiner letzten Jahre mitbewirkt hat, wo nun alles noch reifer, reiner und poetischer wird. Auf die „Kinderjahre“ folgt „Effi Briest“. Aber noch mehr! Dies Kinderdasein in Swinemünde hatte für ihn und hat für uns neben und über der historischen eine symbolische Bedeutung. Hier in Swinemünde, und nur hier

war in seinem Erdenwandel für eine Weile das Unzulängliche Ereignis geworden, hatten Poesie und Wirklichkeit einander im ganzen und großen so weit durchdrungen, daß von da aus ein verklärerender Glanz auf das weitere Leben Theodor Fontanes geworfen und er gleichsam angetrieben wurde, die verlorene Glocke seines poetischen Kinderlandes überall wieder zu suchen, in Schottland oder daheim, die nun nicht mehr so voll und laut wie einstmals über dem ganzen Leben klang, sondern nur dann und wann in Stunden der Gnade mit leiseren magischen Tönen sein Herz berührte, bis sie gegen Ende seiner Erdentage wieder stärker zu läuten begann.

**Hermann Fricke:**

## Dobbertin

Eine erhalten gebliebene Fontanestätte

Das Stift am blauen See bei Goldberg in Mecklenburg hat seine Bedeutung nicht durch den Baudenkmälerwert von Stift und Kirche erhalten, sondern durch jene seltene Freundschaft, die den Begründer des norddeutschen Realismus mit dem Fräulein aus märkischem Uradel, Mathilde von Rohr, verband, die er seine Egeria nannte und die ihm dreißig Jahre hindurch die schönsten schöpferischen Stunden schenkte. So steht es im Brief an den Erzbischof von Besançon, Kardinal Césaire Mathieu, so in dem wunderbaren Wanderungskapitel, so in den Versen „An den Dobbertiner See“:

Die Sonne ist im Scheiden,  
Das Boot fährt über den See,  
Die Erlen und die Weiden  
Spiegeln sich im See.

Die Schwäne stillere Kreise  
Im weiten Wasser ziehn.  
Ich denk an die goldenen Tage,  
An die Tage von Dobbertin.

Von 1869 bis 1889 ist Fontane wieder und wieder in der Wohnung im alten Klosterkreuzgang eingekehrt, bis er auch zum letzten Geleit der Freundin auf dem Friedhof stand, neben ihm der älteste Sohn des gemeinsamen Freundes Bernhard von Lepel. Auch über dieses reiche Kloster und seine adeligen Fräulein kam der Krieg. Die alten Damen mußten weichen und sich nach Verlust ihrer Rentenrechte und ihrer Güter mit den Notgroschen der allgemeinen Armenpflege zu Grabe bringen. Aus dem Kloster wurde eine Kaserne der Roten Armee, bis es 1948 an die Landesregierung zurückgegeben wurde, die ein Landesaltersheim für 500 Frauen daraus machte. Das Kloster war durch die Okkupation arg mitgenommen, der schöne alte Kreuzgang stark verwüstet. Brand hatte das schwere Gebälk verkohlt und die bunten Fenster zerstört. Aber der Bau blieb intakt, und das äußere Bild ist wie zu Fontanes Zeit. In der Mitte des sich in fünf km Länge von West nach Ost ziehenden Sees erstreckt sich von Norden halbinselartig das Land, auf dem das Stift steht, ein kleines Ebenbild von Doberan. Nach Osten führen zwei sich gabelnde Wege, der nördliche zum Dorf, der östliche zum Friedhof, dessen eine Hälfte in langen Reihen die Grabsteine der Konventualinnen, auf der anderen Hälfte die Gräber des Dorfes trägt. Gleich am Hauptweg steht als dritter Grabstein ein Kreuz aus Marmor mit der Inschrift am Kreuzbalken: Jacob 5, 11. Siehe wir preisen selig, die erduldet haben. Auf dem Sockel steht:

Hier ruht  
Mathilde Sophie  
von Rohr  
aus dem Hause Trieplatz  
Conventualin im Kloster Dobbertin  
geb. d. 9. Juli 1810  
gest. d. 16. Sept. 1889

Die Hügel der Konventualinnen sind versunken, nur die Grabsteine stehen im grünen Gras. Noch immer leuchtet der See und die Rabengeschwader ziehen bei Sonnenuntergang noch immer über den See zur Kirche. Unsichtbar darüber aber schwebt des Dichters Wort: Sie war ein wirkliches Ideal: gut, treu, praktisch, hülfebreit, immer das Herz auf dem rechten Fleck, immer voll gutem Menschenverstand, immer gerecht.

**Berthold Schulze:**

## Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg

Der Leipziger Historiker Karl Lamprecht hat über die landeskulturelle Leistung der Zisterzienser geurteilt, sie seien „Schöpfer von Kulturlandschaften höchster Blüte“ gewesen<sup>1)</sup>. Aber es stehen dem gegenüber die scharfen Sätze Albert Haucks in seiner „Kirchengeschichte Deutschlands“: „Zahlreiche Dörfer sind durch die Zisterzienser vernichtet worden.. Eine Schädigung des Landes, die den Gewinn, den die bessere Bewirtschaftung des Landes brachte, wohl aufwog“<sup>2)</sup>. Gilt dieses sich auf die wirtschaftliche Tätigkeit des Ordens im ganzen Abendlande beziehende Urteil auch

für den Bereich der nordostdeutschen Kolonisation? Die Ergebnisse vieler seither erschienenen Klostermonographien und Forschungen zur Landeskulturentwicklung Nordostdeutschlands gestatten eine Antwort auf diese Frage. Mit der positiven oder negativen Wertung der zisterziensischen Leistung beantwortet sich von selbst auch der dem Orden verschiedentlich gemachte Vorwurf, er habe durch die ihm in seiner Ordensregel vorgeschriebene Eigenbewirtschaftung seiner Güter das böse Beispiel für unerfreuliche Auswüchse der ostdeutschen Gutswirtschaft gegeben. Ein

Vorwurf, der um so schwerer zu wiegen schien, als er gegen eine Institution der christlichen Kirche erhoben wurde!

Die Grundsätze der Einfachheit, der Weltabgeschiedenheit und des Lebens von der eigenen Hände Arbeit, welche der Heilige Abt Bernhard im 12. Jahrhundert in Auflehnung gegen die Verweichlichung und Verweltlichung älterer Mönchsorden seine Brüder gelehrt hatte, machten die Zisterzienser in hohem Grade geeignet für harte kolonisatorische Arbeit, wie sie der Osten verlangte. Lange Zeit hindurch blieben Sittenstrenge und Einfachheit in diesem Orden lebendig. Seine feste Organisation mit dem sich jährlich in Citeaux versammelnden Generalkapitel ermöglichte zudem einen für das Mittelalter einzigartigen Austausch von Erfahrungen. Wie die Geheimnisse ihrer Baukunst, so vermittelten sich hier die Klöster auch die Kenntnisse für ihre wirtschaftliche Arbeit, tauschten Sämereien und Pflanzen. Erst später wurde aus dem Orden auch eine Handelsorganisation, die Sombart als die größte Handelskompanie des Mittelalters von Frankreich bis Polen bezeichnet hat<sup>3</sup>). Zum Kolonisator aber war ein solcher Orden auch deshalb so ganz besonders geeignet, weil er außer den geschilderten Vorzügen eine weitere wichtige Voraussetzung für die Siedlung mitbrachte: Er war durch das weitverzweigte und doch eng miteinander verknüpfte Netz seiner Klöster die gegebene Organisation für den Siedlernachschub<sup>4</sup>). Hierin war der Orden den an der Kolonisation beteiligten weltlichen Territorial- und Grundherren überlegen, denen in keinem Falle wirklich umfangreiche, stets in einer Gegend Altdeutschlands gelegene Stammländer für den Bezug von Menschen zur Verfügung standen. Die überterritorialen geistlichen Kongregationen waren in der Lage, Bauern aus den verschiedensten Landschaften zwischen Rhein und Elbe zu mobilisieren.

Aber — diese Vorzüge für die Pionierarbeit im Osten sind nach dem Urteil mancher Forscher eben wieder aufgehoben worden durch die den Zisterziensern eigene Form des landwirtschaftlichen Großbetriebes. In der Tat war diese in seinem Ursprungslande Frankreich vom Orden empfangene römisch-gallische Mitgift nur in sehr begrenztem Umfang bei der Kultivierung von Neuland im Osten brauchbar. Erste Farmerarbeit ist in der Geschichte nur selten von Knechten geleistet worden, sondern zumeist von Menschen, die mit Herz und Interesse am Erfolg oder Mißerfolg ihrer Arbeit beteiligt waren. Doch hatte sich am Niederrhein, wo es galt, den gewaltigen Strom durch Deiche und Gräben zu meistern, die nach einheitlichem Plan arbeitende zentrale Regie der Zisterzienser hervorragend bewährt. Eindämmung wilder Ströme setzte stets organisierte menschliche Zusammenarbeit voraus, ja ist Anlaß zur Bildung solcher Organisation und sogar der Staatenbildung geworden. Es sei an das Zweistromreich des Altertums und an Ägypten erinnert. Für den Orden von Citeaux waren die Erfolge am Niederrhein Bewährung und Bestätigung seiner planvoll gelenkten Arbeitsweise. Noch bei der Kultivierung des Helme- und Unstruttals gaben die Zisterzienser von Sittichenbach, Walkenried und Pforta, als sich mit Niederländern besetzte Kolonistendörfer nicht berührt hatten, dem Großbetrieb den Vorzug und ließen die Arbeit durch unter ihrer Aufsicht arbeitende Konversen, Laienbrüder, ausführen. Religiöse und wirtschaftliche Motive waren dabei maßgebend. Der wirtschaftliche Erfolg galt als Gott wohlgefällig. In dieser Beziehung ähnelten den Zisterziensern später die Calvinisten, deren Strenge und im Keim religiös begründete Betriebsamkeit ja besonders bei den ersten Einwanderergenerationen Nordamerikas zu beobachten und ohne Zweifel ein Grundpfeiler für den beispiellosen Erfolg der Neuen Welt geworden ist. Die Zisterzienser sollten von ihrer eigenen Hände Arbeit leben. Wenn dies Gebot nun aber die Mönche von Pforta dazu führte, zahlreiche Dörfer innerhalb ihrer Besitzungen zum Frommen der Eigenbewirtschaftung eingehen zu lassen, so erscheint dies uns Heutigen beim oberflächlichen Zu-

sehen zunächst unbegreiflich. Gründliche Untersuchungen Gustav Reischels haben aber zu der Erkenntnis geführt, daß die Maßnahmen des Klosters eine heilsame Reform waren, durch die lebensunfähige Zwergsiedlungen aufgehoben, und ihre Bewohner anderwärts untergebracht wurden<sup>5</sup>). Diese Vorgänge im mitteldeutschen Raum sind deshalb für das hier behandelte nordostdeutsche Thema von Bedeutung, weil man nur an ihnen den richtigen Maßstab für die Beurteilung der späteren Vorgänge in Nordostdeutschland und ganz besonders in Brandenburg gewinnen kann. Da ganz die gleichen Ereignisse für das 11. und 12. Jahrhundert auch in den klösterlichen Grundherrschaften Württembergs und Badens festgestellt worden sind<sup>6</sup>), lag es nahe, die letzten Ursachen in einer überregionalen wirtschaftlichen Entwicklung zu suchen. Seit dem 11. Jahrhundert, im Zusammenhang mit den Kreuzzügen, hatten große aus dem Orient über Italien ins Abendland einströmende Edelmetallzufuhren das gesamte Preisgefüge ins Wanken gebracht. Der Aufschwung des mitteleuropäischen Edelmetallbergbaus wirkte sich in gleicher Weise aus. Bei sinkendem Münzwert stiegen die Preise. Wer da schnell und in großen Mengen landwirtschaftliche Produkte zu liefern vermochte, konnte die Konjunktur ausnützen. Wer nicht dazu in der Lage war, kam ins Hintertreffen. Großbetrieb und eigener Nachrichtendienst gaben hier dem Orden einen Vorsprung gegenüber den Konkurrenten. Aus den Reihen der auf den altdeutschen Ordensgütern überzählig werdenden Bauern wählten die Klöster, so dürfen wir annehmen, den Siedlernachschub für den Osten. Die Stilllegung vieler Dörfer auch von seiten weltlicher Grundherrschaften hätte in späterer Zeit zu Bauernunruhen geführt. Im 12. und 13. Jahrhundert entlud sich der Druck dorthin, wo der geringste Widerstand war: In die infolge zahlreicher Kriege nur noch schwach bevölkerten Gebiete östlich von Elbe und Saale. Auch der „Zug nach dem Osten“ hatte somit die gleichen Ursachen wie jede Völkerbewegung, ob diese nun als Völkerwanderung, als Bauernaufstand oder als Kolonisation in die Erscheinung getreten ist: Wirtschaftliche und soziale Not, Drang der sozial Bedrängten nach größerer Freiheit. Diese bedrängten Schichten bildeten den Menschenkern für immer neue zu erschließende Ostgebiete. Die Wanderung vollzog sich etappenweise. Hatte sich die erste Auswanderergeneration etwa in der Altmark niedergelassen, so siedelten jüngere Söhne der ältesten Auswanderer vielleicht schon im Havellande und deren Enkel bereits an Oder und Warthe. Die geschilderte wirtschaftliche Konjunktur dauerte noch im 13. Jahrhundert an und war dem Riesenunternehmen der ostdeutschen Kolonisation günstig. Fast von selbst stieß der seit der Völkerwanderung allmählich überbevölkerte Raum zwischen Maas und Elbe die benötigten Menschenmengen ab. Diese Menschen zogen in Gebiete, in denen ihre frühen Vorfahren schon einmal gewohnt hatten. Ob dies den deutschen Kolonisten des 12. und 13. Jahrhunderts noch bewußt gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. Doch ist eine sagenhafte Tradition vom Lande der Väter durchaus anzunehmen. Auch bei den Westslaven mag sich die Überlieferung davon gehalten haben, daß ihr Land einmal den deutschen Nachbarn gehört hatte. Das Überdauern germanischer Orts- und Flurnamen, oder beispielsweise die über die Slavenzeit bis zur Gegenwart am Königsgrab von Seddin in der Prignitz haftende Sage vom dort schlafenden König Heinz, der ein Germane war, scheinen das zu beweisen. Im 4. Jahrhundert begann die Abwanderung der Germanen aus Ostdeutschland, aber noch im 6. Jahrhundert begrub man auf dem Windmühlenberg bei Neukölln einen germanischen Reiter<sup>7</sup>). Doch wird das Wissen vom altgermanischen Lande östlich der Elbe, falls man es wirklich annehmen kann, kaum Einfluß auf den Entschluß der Deutschen des 12. und 13. Jahrhunderts, ostwärts zu ziehen, gehabt haben. Die realen Triebkräfte waren entscheidend. Man fand an und jenseits der Elbe eine lohnende Existenz. Es ist ein durchaus lächerliches Unterfangen, das Phänomen

der ostdeutschen Kolonisation durch das Märchen von den enttäuscht aus dem Morgenlande zurückkehrenden ritterlichen Raufbolden, die nun hier neue Abenteuer suchten, neue Königreiche erobern wollten, erklären zu wollen. Derartige Auffassungen sind abstrahiert aus dem Erleben der jüngstvergangenen Zeit. Es besteht kein Anlaß, das von der Geschichtsschreibung der Jahrhunderte geprägte Bild des ritterlichen Lokators des 12. und 13. Jahrhunderts a posteriori auf den Kopf zu stellen. Auch ritterliche Lokatoren müssen aus ihrer Zeit heraus verstanden werden. Daß den bauerlichen Ankömmlingen aus dem Westen die ersehnte größere wirtschaftliche Bewegungsfreiheit, ein menschenwürdiges Dasein im Osten damals tatsächlich beschieden wurde, daß auch der Zisterzienserorden hier unter weitgehender Aufgabe der in seiner Regel festgelegten Eigenwirtschaft bauerliche Existenz und bauerliche Freiheit begründet und gefördert hat, ist der Gegenstand des Interesses.

Die Rolle, welche die geistlichen Orden bei der Erschließung ostdeutscher Territorien gespielt haben, ist in jedem dieser Territorien von anderen Voraussetzungen abhängig gewesen. Es standen sich gegenüber die deutschen Markgrafschaften Brandenburg und Meißen und die slavischer Wurzel entsprossenen Territorien Pommern und Schlesien. Die pommerschen Greifenherzöge konnten sich ebenso wie die schlesischen Piasten gegen das seit dem 10. Jahrhundert staatlich konsolidierte Polen bzw. gegen Dänemark nur durch den Anschluß an das Reich behaupten.

Die Askanier vermochten ihren Bedarf an Ministerialen im wesentlichen aus ihren Stammländern zwischen Harz und Thüringer Wald zu decken. Eine geschlossene askanische Landbrücke verband Havelland und Prignitz über die zuerst kolonisierte Altmark und die südlich anschließende Grafschaft Billingshöhe mit den Gebieten um Ballenstädt. Getreulich an ihrer Seite wirkten die landsässigen Bischöfe, insbesondere der Brandenburger, der aus seinen noch aus der Zeit Ottos des Großen stammenden Gütern um Leitzkau Siedler herbeizog. Die Berufung des Zisterzienserordens als Siedlerlieferant war also für die Mark nicht unumgänglich. Die Markgrafen wie auch der Deutsche Ritterorden in Preußen liebten es nicht, sich durch die Berufung der mächtigen Orden selbständige Faktoren ins Land zu ziehen. Koser nennt die Markgrafschaft der Askanier eine „Militärkolonie“<sup>(8)</sup>. In ihr Gefüge paßte der von der bischöflichen Gewalt exempte Orden nur schwer hinein. Noch deutlicher trat dies bei den Templern zutage, die auf märkischem Boden, sei es nun in Quartschen und Küstrin, in Lietzen im Lande Lebus oder auch in Tempelhof vor Berlin<sup>(9)</sup>, stets nur als Schachfiguren des schlesischen Konkurrenten oder anderer Gegenspieler angesetzt worden sind. Unzweifelhaft hat in der Mark das Schwergewicht der kolonisationstischen Arbeit auf den Schultern der reichlicher als anderwärts zur Verfügung stehenden markgräflichen Ministerialen gelegen<sup>(10)</sup>. Die Zisterzienser sind aber dennoch von den Askaniern gerufen worden. Religiöse Gründe waren es vornehmlich, die die Askanier zur Gründung der Zisterzienserklöster veranlaßten. Gleichwohl aber haben die wenigen märkischen Mönchsklöster dieses Ordens Siedler aus den Gebieten ihrer altdeutschen Mutterklöster herangeschafft. Zwei Gruppen von Siedlern, die von askanischen Ministerialen ins Land geführten Mitteldeutschen und Bauern vom Rhein, die ja nur von den Zisterziensern herbeigeholt worden sein können, erwähnt der brandenburgische Hofrichter Johann von Buch in seiner im 14. Jahrhundert verfaßten Glosse zum Sachsenspiegel. Er sagt, daß die Leute „in der Marke... allmestich inkommen sin, disse von Swawen, jene vome Rine“. Die einen kamen also aus dem „Schwabengau“ — so hieß nach den bei der Völkerwanderung dort hängengebliebenen Teilen des Suebenstammes das Gebiet zwischen Harz und Saale —, andere vom Rhein, wo die Zisterzienser-mutterklöster lagen. Johann von Buch verdient Glauben, da seine Großeltern, von denen er sein Wissen ge-

habt haben wird, noch zu den Zeitgenossen der Einwanderung gehört haben mögen.

Die Meißner Markgrafen sind wie die Askanier verfahren. Auch sie haben nur wenigen Zisterzienserkonventen die Niederlassung gestattet, und — soweit nachweisbar — an Templer keinen Boden verliehen. Ganz anders dagegen lag es in Pommern. Da dieses Land von allen Seiten isoliert war, gleichwohl aber der Anschluß an das Reich und an die deutsche Kultur seine Schicksalsfrage war, sahen die Pommernherzöge in den Zisterziensern die geeigneten Helfer. Hier konnten sie als Nachschuborganisation voll zur Geltung kommen, da Pommerns Nachbarländer, die Uckermark und Mecklenburg, selbst noch zu wenig deutsche Siedler hatten, um solche in großer Zahl abgeben zu können. Einwanderung aus der Uckermark und aus der Prignitz ist zwar erwiesen, doch stand sie in keinem Verhältnis zum Bedarf. Die dänischen Zisterzienser von Eldena und Kolbatz und die Kolbatzer Tochterklöster haben sich damals unauslöschliche Verdienste um das Land an der See erworben. Hier, wo deutsche Ministerialen in ausreichender Zahl fehlten, hat der Orden das Beste geleistet. Seine Mitwirkung war um so wichtiger, als der slavische Adel die Schwenkung seines Herzogshauses zum Deutschtum nur widerstrebend, zum Teil gar nicht mitgemacht hat. Die schwache deutsche Ministerialenschaft aber war dem Greifenhause nicht in dem Maße ergeben wie etwa die brandenburgischen Ministerialen den Askaniern, die ja für viele von ihnen schon in der alten Heimat die angestammten Herrn gewesen waren. Der Zisterzienserorden war von der Diözesangewalt frei, seine Bauern brauchten dem Bischof keinen Zehnten zu zahlen. Der Pommernherzog konnte ihn daher als Gegengewicht gegen den vom polnischen Erzbischof Gnesen abhängigen Bischof von Kammin ausspielen. Ebenso brauchten auch die deutschversippten Piastenherzöge von Schlesien die Zisterzienser, weil sie zuweilen Mühe hatten, sich gegen die slavische Reaktion des einheimischen Adels zu wehren. Als offene Rebellion trat dieser Widerstand nach dem Tode Herzog Heinrichs des Bärtigen 1247 in die Erscheinung. Auch hier reichte der Zuzug deutscher Ministerialen nicht aus, so daß der Landesherr den Orden als Helfer begrüßte. Er war überall dort willkommen, wo Machtstellung und Hilfsquellen des dominus terrae für die vom Schicksal gestellte Aufgabe der Eindeutschung des Landes zu schwach waren. Unsere besondere Aufmerksamkeit erfordern die schlesischen und pommerschen Vorgänge deshalb, weil zur Zeit der beginnenden Eindeutschung große Teile der Mark Brandenburg noch zu Pommern bzw. Schlesien gehörten. Es waren die Uckermark und der Barnim pommersch, die Neumark nordwärts bis über Küstrin hinaus und das Land Lebus schlesisch. Und gerade in diesen Gebieten haben auf Veranlassung von Piasten und Greifen die Orden sich kultivatorisch betätigen können.

War also die Aufnahmebereitschaft für den Zisterzienserorden von seiten der Territorien durchaus unterschiedlich, so war auch innerhalb dieser Territorien die Fähigkeit zur Aufnahme neuer Siedler sehr verschieden. Denn keine dieser Landschaften war menschenleer oder wurde zu diesem Zwecke menschenleer gemacht, wie es in einem zur Belehrung deutscher Menschen kürzlich in deutscher Übersetzung herausgegebenen Buche von Henryk Kaisch heißt: „Ungefähr zur gleichen Zeit (mit der Eroberung Schlesiens) erfolgt die Eroberung des heutigen Brandenburg. Hier ist die Durchsetzung mit deutschen Elementen sofort um vieles vollständiger, und zwar dank einer überaus gründlich wirkenden Methode: Die ansässige slavische Bevölkerung, die aus Polaben bestand, ist nämlich bis auf einen unbedeutenden Rest niedergemacht worden. An ihre Stelle müssen wohl oder übel Deutsche treten, und zwar nicht nur als Ritter und Feudalherren, sondern auch als Bauern“ und so fort<sup>(11)</sup>. Die Quellen beweisen, Johannes Schultze hat es in einem in der Historischen Gesellschaft zu Berlin ge-

haltenen Vortrag erst unlängst wieder zusammengefaßt, daß die starke zahlenmäßige Verminderung der slavischen Bevölkerung zwischen Elbe und Oder eine Folge von jahrhundertelangen Kämpfen dieser kleinen Stämme gegen Osten und Westen zugleich war. Von Osten durch das erstarkende Polen gedrängt, fielen zum Beispiel die Elbslaven noch über das hannöversche Wendland hinaus verheerend nach Westen in das Sachsenland ein, um sich dort niederzulassen. Das veranlaßte die Deutschen zum Gegenzug. Eine Folge dieser Kriege, nicht aber einer Ausrottung bei und zum Behuf der ostdeutschen Kolonisation war das Zusammenschmelzen der Wenden in manchen Landschaften, während beispielsweise die Sorben in der Lausitz keinesfalls derart durch Schicksalsschläge dezimiert worden sind. Welche Verhältnisse die märkischen Zisterzienser in ihren Gebieten vorfanden, davon wird noch die Rede sein. Eine Ausrottung hätte einen nationalen und rassischen Fanatismus vorausgesetzt, den es nicht gab. Mit der Annahme des Christentums durch die Slaven war in den Augen der deutschen Zeitgenossen die Hauptschranke gefallen. Der eine der beiden großen Städtegründer der Mark, Markgraf Otto III., war mit einer tschechischen Prinzessin, der Przemysliden Beatrix, verheiratet. Ihre Nachkommen, halb-slavischer Herkunft, sind die Vollender der Kolonisation in Brandenburg. Die Überlieferung beweist, daß auch in der bäuerlichen Sphäre Deutsche und christianisierte Slaven in der Folge überall einträchtig nebeneinander gewohnt haben. Lediglich in den Städten, dieser für den Slaven ganz neuartigen rein deutschen Schöpfung, hat noch auf lange hinaus der Wende keinen Zutritt zum Bürgertum und bürgerlichen Gewerbe gehabt. Die Entwicklung in den Städten kann hier jedoch nicht weiter verfolgt werden.

Die Zisterzienser haben, wo sie rechtzeitig berufen wurden, deutsche Siedler herbeigeführt und, in allem Schritt haltend mit der ritterlichen Lokatorenschaft, die slavische landwirtschaftliche Verfassung durch die deutsche ersetzt. Was geschah, war eine Neuschöpfung ebenso sehr wie eine Reform. Die Umsetzung altesiedelter Gebiete „nach deutschem Recht“ wurde allem Anschein nach auch vom slavischen Bauern im allgemeinen begrüßt, da auch er teilnahm an der größeren Freiheit. Auch er erhielt ein eingeschränktes Eigentum am Boden, während er bis dahin überhaupt kein Eigentum, sondern nur ein Bodennutzungsrecht gehabt hatte<sup>12</sup>). Joseph Pfitzner hat von einer magnetartigen Anziehungskraft der deutschen ländlichen Verfassung auf die slavische Bevölkerung gesprochen<sup>13</sup>). Vergebens bemühten sich polnische Historiker, das deutsche Schulzengericht, in dem die Anfänge einer bäuerlichen Selbstverwaltung liegen, als eine käufliche Pfründe hinzustellen. Um der größeren Freiheit willen haben zahllose slavische Bauern ohne Groll damals ihr Volkstum aufgegeben. Sie kannten individuelles Eigentum bis dahin überhaupt nicht, sondern lediglich Familien-eigentum. Eine Großfamilie bildete zumeist ein Dorf. Diese Dörfer waren daher von geringem Umfang. Die slavischen Weiler, Rund- und Sackgassendörfer boten auch meist infolge der Eigenart ihrer Anlage und Lage im Gelände gar keine Erweiterungsmöglichkeit. Blockförmig waren die Felder zerstreut, in den Wald hineingehauen, wie es zu allen Zeiten erste Siedler im Urwald gemacht haben. Die Abgrenzung der Dorfflächen gegeneinander war unnötig, da Wälder und Sümpfe als Grenzsäume genügten. Wälder, Sümpfe und Gewässer aber nutzte man gemeinsam. In den Wäldern, auch wenn sie nicht für die Rodung vorgesehen waren, zogen die Deutschen nun Grenzen. Auf stehenden und fließenden Gewässern aber blieb es vorerst bei der den Slaven gewohnten Gemeinschaftsnutzung. Mit dem langsamen, aber doch unvermeidlichen Eindringen der Deutschen und deutschrechtlichen Eigentumsbegriffe auch in das Fischereigewerbe kam es infolgedessen zu Fischereistreitigkeiten, die bis in die Gegenwart andauern, deren Ursachen jedoch selten von den gerichtlichen Gutachtern erkannt worden sind. Auch die großen unwegsamen Sumpfgebiete an Havel und Oder wurden

nicht aufgeteilt. So konnte sie der Landesherr noch im 18. Jahrhundert als nicht vergebenen fiskalischen Boden betrachten, sie trockenlegen und in Domänenämter verwandeln. Es seien nur die auf solche Weise entstandenen Domänenämter Königshorst, Friedrichs-aue und Wollup genannt. Die Beibehaltung der bei den Slaven landesüblichen Nutzung der für den Ackerbau bestimmten Flächen aber schloß sich bei der mittelalterlichen Kolonisation von selbst aus: Nur bei allgemeiner Einführung der deutschen agrarwirtschaftlichen Verfassung ernährte derselbe Boden seine alten wie auch seine neuen Bewohner. Die Gewinnwirtschaft setzte die äußere Vermessung der Feldmarken voraus. Das Unternehmen begann also stets mit der Vermessung und Vermalung der äußeren Gemarkungsgrenzen. Einen solchen ländlichen Vermessungsakt schildert Goethe einmal, indem er von der bäuerlichen Gepflogenheit berichtet, bei dieser überaus wichtigen Gelegenheit einem kleinen Jungen eine tüchtige Tracht Prügel zu verabfolgen, damit er sich noch im Alter an den Ort dieses unvorhergesehenen Ereignisses und damit an den Grenzverlauf erinnere. Nach der äußeren Vermessung wurden die Gewanne und schließlich die aus vielen zerstreuten Einzelstreifen bestehenden Hufen abgesteckt. Wald wurde gerodet und so die benötigte zusätzliche Nutzfläche gewonnen. Von selbst ergab sich in bereits vorgesiedelten Gegenden die Notwendigkeit, Form und Zahl der vorhandenen Siedelplätze zu ändern. Die Auslöschung vieler Dörfer und Neubegründung vieler anderer waren die Folge einer im großen gesehen plan- und gleichmäßigen Aufteilung des Landes, wie sie noch heute eine Übersichtskarte der Gemarkungsgrenzen zeigt. Das Heilsame dieser Umgestaltung haben auch slavische Historiker erkannt, haben sich sogar bemüht, in ihr eine Großtat vornehmlich des eingesessenen slavischen Volkstums zu sehen, wie es beispielsweise Dmitrij Nicolai Jegorov für Mecklenburg versuchte<sup>14</sup>).

Für die kolonisatorische Aufgabe der Zisterzienser war es ein Segen, daß der Orden 1208 das Verbot der Zinsbauernhaltung und damit den Grundsatz der Eigenbewirtschaftung seiner Güter fallen ließ. Hier im Koloniallande war diese infolge Mangels an Laienarbeitskräften im 12. und 13. Jahrhundert gar nicht durchführbar. Welcher Bauernsohn hätte Knecht sein wollen, wo ihm allenthalben die Möglichkeit geboten wurde, einen Hof anzunehmen?

1170 ist das erste Zisterzienserkloster im Gebiete der späteren Provinz Brandenburg gegründet worden: Zinna<sup>15</sup>). Erzbischof Wichmann von Magdeburg hatte einen Platz in abgeschiedener Lage inmitten von Sümpfen gewählt. Die Pflanzung wurde aber schon bald wieder durch einen Einfall feindlicher Slaven zerstört, und erst 1221 beginnt mit der Neugründung die stete Aufwärtsentwicklung des Klosters. Es wurde mit zahlreichen Dörfern im Lande Jüterbogk, um 1230 auch mit einem großen Landgebiet im Süden des Barnim um Rüdersdorf ausgestattet. Drei Klosterhöfe hat Zinna errichtet, Kaltenhausen nahe beim Kloster selbst und Neuhoof, im Barnim eine Grangie in Kagel. Aber schon früh wurde der Neue Hof bei Zinna durch Besetzung mit Bauern in ein Zinsbauerdorf umgewandelt. Das Interesse an Bauern trat in den Vordergrund. Man erwarb schon von anderer Seite eingerichtete deutsche Dörfer und kolonisierte selbst. Das Kloster hat im Laufe der nachfolgenden Zeit in drei urkundlich nachweisbaren Fällen Dörfer gekauft, diese Dörfer — von denen das eine eine deutsche Fehlgründung zu sein scheint — eingehen lassen und ihre Feldmarken an anderen Orten zugeschlagen<sup>16</sup>). Schwache Siedlungen, auch Fehlgründungen wurden also aufgegeben, leistungsfähige Großdörfer mit deutscher Agrarverfassung geschaffen. Weil unter den gelegten Orten auch und gerade auch slavische Kleinsiedlungen waren, hat man dies als einen Beweis für Ausrottung angesehen. Das ist ein Fehler. Es ist hier eingangs geschildert worden, daß im 11. und 12. Jahrhundert auch in Württemberg und Baden Dörfer aus wirtschaftlicher Planung heraus



beseitigt worden sind. Kein dortiger Wüstungsforscher nimmt aber die Abschachtung der Bauern an. Allenthalben in den sandigen ertragsarmen Landstrichen des Ostens sind bis zum Dreißigjährigen Kriege hin Siedlungen verschwunden. Kloster Zinnas Wirken im Lande Jüterbogk war vornehmlich Umgestaltung, im Barnim Neugründung von Dörfern<sup>17)</sup>. Die Ortsnamen Zinndorf, Klosterdorf, Hennickendorf, Werder deuten teils auf das Kloster selbst, teils auch auf gleichnamige Zinnaer Dörfer im Lande Jüterbogk hin. Auch in die weiter nordöstlich vor Wriezen gelegenen Orte Ruhlsdorf, Grünow und Frankenfelde scheinen die Siedler aus Klosterdörfern gleichen Namens bei Zinna gekommen zu sein. Wenn sich hier auch für kolonisationshistorisches Wirken Zinnas sonst kein urkundlicher Beleg findet, so ist doch möglich, daß dieses Wirken des Klosters schon in der Zeit vor der askanischen Landnahme stattgefunden hat. Im Klostergebiet um Kagel und Rüdersdorf weist der Boden kaum vordeutsche Spuren auf. Dennoch werden auch in oder an diesem Heide- und Einzelbauernsiedlungen gelegen haben. Es scheint, daß beispielsweise Altena bei Rüdersdorf, vermutlich trotz seines deutschen Namens slavischen Ursprungs, nicht in die deutsche Aufgliederung hineingepaßt hat. Deshalb ging es später ein, und man legte seine Felder zu Rüdersdorf. Ich komme auf diesen Ort noch einmal zurück. In allen Klosterdörfern haben Slaven als Bauern, in der Mehrzahl wohl als Kossäten neben Deutschen gelebt, sind mit diesen verschmolzen. „Eine Ausrottung hat nicht stattgefunden“, schreibt Hoppe in seiner Zinnaer Klostergeschichte von 1914. Germanisatorische Absichten konnten die Mönche gar nicht haben. Ihre dänischen Ordensbrüder haben in Pommern um die gleiche Zeit aus dem gleichen religiösen Impuls kultiviert und bekehrt wie sie.

Nur ein Jahrzehnt nach Zinna ist Kloster Lehnin in der Zauche von Markgraf Otto II. zur Vertiefung des Christentums in der nur oberflächlich bekehrten wendischen Bevölkerung und als Begräbniskloster für das askanische Haus begründet worden. „Zauche“ bedeutet „Dürres Land“, und der Wanderer durch ihre Heiden weiß, wie treffend dieser Name ist. „Die Heide ist kein Boden für Zisterzienser“ hatte der Heilige Bernhard gelehrt. In seiner Klostermonographie hat nun Johannes Schultze glaubhaft gemacht, daß die Sumpfe um Lehnin zur Zeit seiner Gründung infolge höheren Grundwasserstandes viel umfangreicher als heute gewesen sind<sup>18)</sup>. Ein Blick auf das Meßtischblatt läßt keinen Zweifel daran, daß die Wiesen von Rädelschwina bis Lehnin hin damals silva waren: Unpassierbarer Sumpfwald mit Erlen, Föhren und Weiden, in denen sich vornehmlich die Wildschweine wohlfühlten haben dürften. Sahen doch so fast alle sumpfigen Niederungen hierzulande damals aus! Man muß sich das aber heute erst klarmachen, um zu erkennen, daß das Kloster die jetzt dort befindliche fruchtbare Landschaft erst durch Trockenlegung und Rodung geschaffen hat. Auch Lehnin wurde also wie Zinna ursprünglich inmitten von Sümpfen in abgeschlossener Lage angelegt. Eine slavische Vorsiedlung möchte ich jedoch hier wie bei Zinna annehmen. Darauf deutet der dicht bei beiden Klöstern vorkommende Ortsname „Kaltenhausen“ hin. Kalte, d. h. unbewohnte Häuser haben dort offenbar lange gestanden und den an die Stelle dieser Dörfer getretenen Klosterhöfen den Namen gegeben. Es ist ein redender Name. Bei den Wendendörfern kann es sich um Fischersiedlungen gehandelt haben, deren Bewohner sich infolge der Ablassung der im Luch befindlichen fischreichen Lachen zum Wechsel ihres Berufes gezwungen sahen. Im übrigen bestanden auch in der Zauche schon deutsche Dörfer, als der von Sittichenbach dorthin entsandte Konvent Einzug hielt. Aber immer noch war schwere Rode- und Meliorationsarbeit zu leisten. Auch hier sind Dörfer damals eingegangen und aufgegangen in den bestehenden Siedlungen. Spätere Wüstungsforschung und Flurnamensammlung beweisen es. Diese Pionierarbeit hätten auch hier die unter Leitung der Brüder arbeitenden Konversen der paar errichteten Klosterhöfe nie-

mals schaffen können. Zu den Klosterhöfen ist zu sagen, daß das Areal der Lehniner Grangien im Verhältnis zum Gesamtlande der Klosterbauern an Umfang geringer gewesen sein dürfte als die den adligen Grundherren bei der Kolonisation zugebilligten Anteile im Verhältnis zum Anteil ihrer Bauern an der Flur des adligen Dorfes. Als Neugründer von Dörfern kommt Lehnin in seinem Barnimbereich in Betracht. Und zwar scheint hier um Klosterfelde, Stolzenhagen, Woltersdorf und Schönerlinde Lehniner Gründungstätigkeit schon in der voraskanischen Zeit angenommen werden zu müssen<sup>19)</sup>. Wie anders könnte man es erklären, daß eines der dem Kloster 1242 von den Askaniern verliehenen Dörfer schon bei der Schenkung den Namen „Klosterfelde“ trug?<sup>20)</sup> Es scheint, als ob die Askanier hier ein älteres Besitzrecht des Klosters aus der Zeit der zisterzienserefreundlichen Pommernherrschaft bestätigt haben. Auch hier im Barnim hat Lehnin ein paar Dörfer geopfert, um die anderen auf desto gesündere Grundlage zu stellen<sup>21)</sup>. Großen Bauerndörfern, Hagedörfern, die stets auf Waldrodung deuten, steht ein Klosterhof gegenüber, der bei Schönwalde gelegen hat. Die letzten Spuren seiner Baulichkeiten sind erst bei Anlage der Rieselfelder verschwunden.

Die uckermärkische Tochter Lehnins, Kloster Chorin, fand im Seengebiet südlich von Angermünde eine dichtere slavische Bevölkerung vor<sup>22)</sup>. Aber auch diese Slaven sind nicht „niedergemacht“ worden. Jene weltensagenden Mönche, die 1258 gerufen wurden, um für die johanneische Linie der Askanier ein neues Begräbniskloster zu errichten — Lehnin war bei der jüngeren ottonischen Linie verblieben<sup>23)</sup> — wählten den einsamen Pehlitzwerder im Paarsteiner See aus religiösen, wohl weniger aus Sicherheitsgründen zum Platz ihrer ersten Niederlassung: Sie wollten bekehren, nicht ausrotten. Nach der Verlegung des anfangs Mariensee genannten Klosters nach Chorin haben auch sie zwar die Dörfer Pehlitz und Plawe in curiae, Ackerhöfe verwandelt<sup>24)</sup>, aber andere Dörfer wurden um so besser gestellt, und in ihnen erhielten auch die slavischen Bewohner Eigentum am Boden. Nochmals: In diesen weniger zahlreichen, aber rational aufgebauten Siedlungen war es möglich, mehr Menschen und diese besser unterzubringen, als die Beibehaltung der unwirtschaftlichen Kultur- und Siedelformen der Slavenzeit erlaubt hätte. Hier und da gewähren Choriner Urkunden einen Einblick in diese Umkrempelung aller Verhältnisse. Nachdem Chorin 1270 das Slavendorf Ragösen südwestlich vom Kloster erworben hatte, ließ es das Dorf eingehen und legte einen Klosterhof an<sup>25)</sup>. Hier heißt der Ort, der dem Kloster zu nahe lag, später nicht „Kaltenhausen“ wie bei Lehnin und Zinna, sondern man nannte den Platz des ehemaligen Dorfes und den Klosterhof Altena. „Incolae ipsius loci sunt amoti“ heißt es in der Urkunde. Weshalb das Kloster die Ragöser ausiedelte, das besagt der deutsche Name Altena: Ragösen hatte all zu nah gelegen! Ich verweise darauf, daß diesen Namen Altena auch das bereits erwähnte im 14. Jahrhundert gelegte Zinnaer Klosterdorf bei Rüdersdorf getragen hatte, dessen Äcker in der Folge zu Rüdersdorf geschlagen wurden. Warum schlug man seine Äcker zu Rüdersdorf? Auch dieser Ort war einer anderen stärkeren Siedlung „allzunah“ gewesen. Zum Beweise, daß dies keine gewagte Namensethymologie ist, sei an Altona bei Hamburg erinnert. Seinen Namen, früher auch „Altena“ geschrieben, erklären die Philologen auch als „allzunah“, und die Geschichte Altonas berichtet, daß der Hamburger Rat nach zweimaligem Brande des Ortes sich größte Mühe gegeben hat, seinen Wiederaufbau zu verhindern, weil es all zu nah, das heißt in der Bannmeile Hamburgs lag<sup>26)</sup>. Und Holtenau bei Kiel heißt im Mittelalter Altena, weil es all zu nah bei Kiel lag<sup>27)</sup>. Der Name von Altena bei Rüdersdorf und Altena bei Kloster Chorin enthält also wie „Kaltenhausen“ einen wichtigen Hinweis auf die landesplanerische Tätigkeit der Mönche. Bei der Schenkung von Britz bei Chorin an das Kloster im Jahre 1277 erlauben die Markgrafen dem Kloster ausdrücklich eine

Verlegung des Dorfes innerhalb seiner Gemarkung<sup>28)</sup>. Warum dies dann nicht geschah, ist weniger interessant, als daß offenbar bei den Mönchen bei der Ausstellung der Urkunde die Absicht, das Dorf zu verlegen, bestanden hatte. Denn der Markgraf schenkte das Dorf ja nicht aus eigenem Einfall, sondern man muß sich den Vorgang so vorstellen, daß Kloster Chorin, etwa durch den Mund seines gerade am Hofe weilenden Abtes um eine Überlassung des dem Kloster benachbarten Dorfes und zugleich um die Erlaubnis zu seiner Verlegung gebeten hatte.

So interessant nun aber auch diese wenigen Aufschlüsse, die Urkunden und Namen geben, sein mögen, sie ergeben nur dann ein geschlossenes Bild, wenn die richtige Vorstellung von der Gesamtheit des kolonisatorischen Vorganges bereits vorhanden ist. Daß diese richtige Vorstellung heute bereits möglich ist, ist vor allem der historisch-geographischen Methode zu verdanken. Ihre Eigenart ist, die mittelalterlich-urkundliche und chronikalische Überlieferung mit den vorgeschichtlichen Funden einerseits und den reichlicheren schriftlichen Quellen der späteren Jahrhunderte, mit Flurnamen, mündlicher Tradition, nicht zuletzt auch den Ergebnissen der Mundartenforschung andererseits zu verknüpfen. Der am mittelalterlichen Material geschulte Forscher studiert mit kritischer Skepsis besonders die späteren Quellen auf ihren Aussagegehalt für die vorhergehenden Jahrhunderte. Diese Methode haben bisher etliche historisch-geographische Spezialarbeiten angewendet, mit ihr haben auch die größeren umfassenden historischen Atlaswerke Pommerns und Brandenburgs gearbeitet<sup>29)</sup>. Alle Arbeit hatte das Ziel, die Genesis des ostdeutschen Raumes aufzudecken. Eine Tragik ohnegleichen ist es, daß der Verlust beispielsweise der schlesischen und neumärkischen Archivalien zugleich mit dem der Länder selbst eintrat<sup>30)</sup>, bevor noch die frühdeutsche Schöpfungsgeschichte dieser Länder wirklich erschlossen war.

Eine soeben erschienene Arbeit Wilhelm Oelmanns entwirft aufgrund reichen Urkundenmaterials unter Heranziehung des aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammenden Neuzeller Atlases von Grundt und Bohrdt in methodisch vorzüglicher Art ein Bild von der Kulturentwicklung des Neuzeller Stiftsgebiets von den Anfängen bis zur Separation<sup>31)</sup>. Leider ist für kein anderes Teilgebiet ein ähnliches Material vorhanden. Das Buch von Oelmann erbringt den Beweis, daß im Neuzeller Stiftsgebiet die Slaven auf ihren Höfen sitzen blieben, die Deutschen dazukamen. Die Vergleichung dieser Verhältnisse im Neuzeller Gebiet mit denen in der geschichtlichen Mark Brandenburg, ja sogar in der übrigen Niederlausitz zeigt, wie stark die vorgefundenen Zustände sowohl wie auch die nachfolgende Entwicklung in den einzelnen Landschaften voneinander abweichen. Diese methodisch und in ihrer allgemeinen Darstellung der Entwicklung wertvolle Arbeit, die der schlagendste Beweis gegen die Ausrottungsthese ist, ließ der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg bereits vor 1945 mit Ausnahme der Karten ausdrucken. Da in Berlin kein Geld für die Vollendung vorhanden war, mußte sie im Westen erscheinen.

Im Lande Lebus haben die Leubuser Zisterzienser zusammen mit Augustinern und Templern kolonisiert. Sie haben die Wälder nördlich von Müncheberg und um Lietzen gerodet und dort 18 Straßendörfer neu angelegt<sup>32)</sup>. Die Orden waren dorthin geschickt worden von Herzog Heinrich dem Bärtigen von Schlesien, der damals noch Herr des Lebus Landes war und hier eine Art neutraler Zone schaffen wollte. Er hat jedoch auch damit das Vordringen der Askanier nicht aufhalten können. Was die Zisterzienser von Lebus, von Heinrichau, von Grüssau im 13. Jahrhundert in Schlesien geschaffen haben, stellt gewiß die Leistung der märkischen Zisterzienser in den Schatten. Vom Kloster Kolbatz, von Kloster Buckow in Pommern urteilt Martin Wehrmann, daß ihre Tätigkeit Mittelpunkt der wirtschaftlichen Umgestaltung des Landes gewesen sei<sup>33)</sup>. Ich nenne nur den Pyritzer Weizacker, den nie-

derrheinische Kolonisten des Klosters Kolbatz schufen. Noch bis zum Zusammenbruch von 1945 kündete die festtägliche Tracht der Bauern aus der Gegend um den Maduesee von der Herkunft ihrer Vorfahren. Tochterkloster von Kolbatz war Marienwalde im neumärkischen Hinterkreise Arnswalde, das nach 1280 mehrere Hagedörfer in den unerschlossenen Heiden dieser Gegend anlegte<sup>34)</sup>. 1945 wurden die Reste der Klostergebäude von Marienwalde zerstört. Was Kolbatz und Buckow für Ostpommern bedeuteten, das taten Eldena und Neuenkamp in Vorpommern, indem sie große Gebiete neu besiedelten oder in den deutsch-dänischen Kriegen verwüstete Landschaften wieder zum Leben erweckten.

Um ein Urteil über den zisterziensischen Beitrag zur Landeskultur fällen zu können, ist es notwendig, diese größeren Leistungen in Schlesien und Pommern in die Betrachtung einzubeziehen, und es ist nicht möglich, die Mark Brandenburg, in dem die Verhältnisse für den Orden ungünstig lagen, für sich allein zu betrachten. Sie konnten in jedem Territorium nur soviel leisten, als ihnen zu leisten gestattet wurde.

Gar nicht erwähnt wurden bisher ihre außerordentlichen Leistungen auf dem Gebiet des Weinbaus. Mag er schon vor ihrem Erscheinen in der Mark nachweisbar sein, durch sie hat er erst wirkliche Bedeutung gewonnen. Die Bauern aus dem Schwabengau dürften kaum etwas vom Rebenbau verstanden haben, während die Klosterbrüder mit ihrer rheinischen Tradition hier in ihrem Element waren. Lehnin hat erstmalig aus den sandigen Höhen bei Werder etwas gemacht, indem es sie mit Wein bepflanzte. An den Südhängen der Uferhöhen bei Oderberg und Liepe wurde noch im siebzehnten Jahrhundert in großem Umfange ein ertragreicher Weinbau betrieben. Das Vorbild der klösterlichen Weinberge wurde allenthalben im Lande nachgeahmt.

Den Rüdersdorfer Kalk haben die Mönche von ihrem Erscheinen im Barnim an zu ihrem eigenen Nutzen und zum Nutzen des ganzen Landes abgebaut<sup>35)</sup>.

Die Zisterziensernonnenklöster werden hier nicht behandelt, weil ihre Leistung auf allgemeinem kulturellem, nicht aber auf kolonisatorischem Gebiet liegt. An dieser Leistung hatten alle kirchlichen Institutionen teil. Auch auf die Auswirkungen zisterziensischer Baukunst auf die gesamte Kirchenbauweise des Landes sei hier nur hingewiesen.

„Die Kirche hat bei der ostdeutschen Kolonisation viel mehr gewonnen als geleistet“, lautet Albert Haucks zusammenfassendes Urteil<sup>36)</sup>. Ist auch hier eine Auseinandersetzung mit dieser Frage in ihrer umfassenden Weite nicht möglich, so ist es doch an der Zeit, eine Modifizierung des oben zitierten Satzes von Hauck, die Vernichtung zahlreicher Dörfer durch die Zisterzienser sei eine solche Schädigung des Landes gewesen, daß sie den Gewinn durch die bessere Bewirtschaftung wohl aufwog, zumindest für Ostdeutschland vorzunehmen. Unsere heutige Kenntnis vom Charakter der Kolonisation als einer Neuschöpfung und einer alle vorgefundenen wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse umwälzenden Reform widerlegt dieses Urteil. Es ist kein Zweifel, daß auch für das altdeutsche Gebiet das Wort Haucks nicht das letzte ist. In Nordostdeutschland vollzog der Orden rechtzeitig die Umstellung seines wirtschaftlichen Grundprinzips, um segensreichste Ansiedlungsarbeit leisten zu können. In den auf die Kolonisation folgenden Jahrhunderten ist der Bauer nirgends besser dran gewesen als unter dem Krummstab. Die Finanzkraft der Ordenskongregationen erlaubte es ihnen, in ihren Gebieten durch Krieg oder Seuchen wüst gewordene Dörfer fast stets wieder aufzubauen, während ringsumher adlige Grundherren und Städte solche Katastrophen zum Auskauf von Höfen oder ganzen Ortschaften benutzten. Da nun aber Ostdeutschland seinen späteren hohen Kulturzustand nicht auf einmal im 13. Jahrhundert, sondern in einem an Rückschlägen reichen Ringen von Jahrhunderten erlangt hat, scheint es nicht mehr als richtig zu sein,

diese nahezu ausnahmslose Konservierung des Bauernstandes in den geistlichen Gebieten bei der Beantwortung der gestellten Frage mit in die Wagschale zu werfen. Die konstatierte frühe Abkehr der ostdeutschen Zisterzienser von der Grangienwirtschaft schließt es auch aus, in ihrem Wirken das schlechte Beispiel für die rücksichtslose Ausdehnung der Gutswirtschaft besonders im 16. Jahrhundert zu sehen. Keime und Vorbilder der ostdeutschen Gutswirtschaft liegen in den ritterlichen Grundherren schon bei der Kolonisation selbst verliehenen Anteilen und Rechten und in der im Lande vorgefundenen slavischen Fronhofsverfassung. Der karge ostdeutsche Boden trug das Seine zu dieser Entwicklung bei<sup>37)</sup>.

<sup>1)</sup> K. Lamprecht: Deutsche Geschichte III.<sup>2</sup> (1895) S. 371 ff. — <sup>2)</sup> A. Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands IV. (1925) S. 352 f. — <sup>3)</sup> W. Sombart: Der moderne Kapitalismus. Bd. 1. (1924) — <sup>4)</sup> S. Karte der Filiation der rhein. Zisterzienserklöster in „Geschichtl. Handatlas d. dt. Länder am Rhein“, bearb. v. J. Niessen (Köln/Lörrach 1950) S. 19. — <sup>5)</sup> G. Reischel: Die Wüstungen d. Prov. Sachsen u. d. Freistaates Anhalt. Bd. 2. (1926) S. 254 ff., bes. S. 257. — <sup>6)</sup> M. Walter: Die Bedeutung der Wüstungsforschung für die Geographie. In: Beitr. z. Oberrhein. Landeskunde. Festschr. z. 22. Dt. Geographentage in Karlsruhe. (1927) S. 45 f. — <sup>7)</sup> Ders.: Die abgegangenen Siedlungen (1927). — <sup>8)</sup> A. Kieckbusch: Bilder a. d. märk. Vorzeit. (1917) S. 75 ff. — <sup>9)</sup> H. Koser: König Friedrich der Große. Bd. 1. (1893) S. 3. — <sup>10)</sup> H. Lüpke: Die Templerkommende Tempelhof. Teiltower Kreiskal. (1933) S. 10 f. — <sup>11)</sup> H. F. Schmid: Das Recht d. Gründung u. Ausstattung von Kirchen i. kolonialen Teil der Magdeburger Kirchenprov. während d. Mittelalters. Zs. d. Savignystiftung f. Rechtsgesch., Kan. Abt. Bd. 44 (1924). — <sup>12)</sup> Henryk Kalsch: Der unbekannte Nachbar. Dt. Übersetzung. (Berlin 1950). — <sup>13)</sup> G. Menz: D. ostelbische Kolonisation als Bodenreform. Forsch. u. Fortschr. 26. Jg. (1950), S. 155. — <sup>14)</sup> J. Pfitzner: Entstehung u. Stellung des nord-

ostdt. Koloniallandes. D. H. f. Volks- u. Kulturbodenforschung. Bd. 2 (1931/32). — <sup>15)</sup> Dmitrij Nikolaj Jegorov: D. Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jh. D. Übersetzung. 2 Bde. (1930). — Dazu: H. Witte: Jegorovs Kolonisation Mecklenburgs i. 13. Jh. Ein krit. Nachwort. Bibl. geschichtl. Werke a. d. Literaturen Osteuropas. Nr. 1. Bd. III. (1932). — <sup>16)</sup> W. Hoppe: Kloster Zinna. Veröffentl. d. Ver. f. Gesch. d. Mark Br. (1914) — <sup>17)</sup> Das. S. 136 f: Meine 1307, Slawitz 1394, Klausdorf 1426. — <sup>18)</sup> Das. S. 133. — <sup>19)</sup> J. Schultze: Lehnin (1930) S. 4. — <sup>20)</sup> Ausführlicher darüber mein Aufsatz: „Die Besiedlung des Niederen Barnim“ in Weiß u. Rehberg: Zw. Schorfheide u. Spree. (1940) S. 102 ff. — <sup>21)</sup> Bei dem in der Tauschurkunde genannten hangenden Berg (Riedel A X p. 200 f) kann es sich nicht um Hangelsberg in der Diözese Lebus handeln, sondern nur um einen weiter westlich gelegenen Berg (s. auch A XXIV p. 328). — <sup>22)</sup> Vgl. den in Anm. 19 zit. Aufs. S. 104. — <sup>23)</sup> G. Abb: Geschichte des Klosters Chorin. Jb. f. br. KG. 8. Jg. (1911), S. 77 ff. — <sup>24)</sup> B. Schulze: Brdb. Landestellungen. Einzelschr. d. Histor. Komm. f. d. Prov. Brandenburg. u. d. Reichshauptst. 1. (1928) — <sup>25)</sup> Abb S. 153. — <sup>26)</sup> R. Ehrenberg: Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. I: Die Anfänge Altonas (1891). — Vgl. auch die Bespr. in Zs. f. Schlesw.-Holst.-Lauenburg. Landesgesch. XXI (1891) S. 403. — Joh. v. Schröder u. H. Biernatzki: Topographie d. Herzogtümer Holstein u. Lauenburg. 1. Bd. (1855), S. 165 f. — <sup>27)</sup> P. Dohm: Holsteinische Ortsnamen. Zs. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst. Gesch. XXXVIII (1908), S. 221. — <sup>28)</sup> A XIII p. 220. — <sup>29)</sup> S. meinen Aufs. Weg u. Plan des Hist. Atl. d. Prov. Br. FBPG., Bd. 51 (1939) S. 344 ff. — <sup>30)</sup> Die neumärkischen Archivalien sind bereits beim Bombardement von Küstrin 1759 stark gelichtet worden. Nach der Eroberung Berlins i. J. 1945 traten erneut stärkste Verluste ein. — <sup>31)</sup> W. Oelmann: Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Stift Neuzelle. Forsch. z. dt. Landeskunde Bd. 52 (Landshut 1950). — Das Hauptexemplar des Neuzeller Atlases (früher i. d. Staatsbibl. Bln.) ist dem Vernehmen nach verlorengegangen. Ein 2. Exemplar befindet sich im Berl. Hauptarchiv. — <sup>32)</sup> G. Fischer: Das Land Lebus. (1936) S. 34 ff. — <sup>33)</sup> M. Wehrmann: Gesch. v. Pommern. 1. Bd. (1904) (Allgem. Staatsgesch. III, 5), S. 105. — <sup>34)</sup> Sie sind zum Teil in den Kriegen des 14. Jh. wieder zugrunde gegangen. — <sup>35)</sup> Näh. bei Hoppe, S. 156 ff. — <sup>36)</sup> Hauck S. 582. — <sup>37)</sup> W. Geisler: Die Gutssiedlung u. ihre Verbreitung i. Norddt. Geogr. Anz. 22 (1923), S. 250.

## Willi Hoppe:

## Biesenthal

### Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim

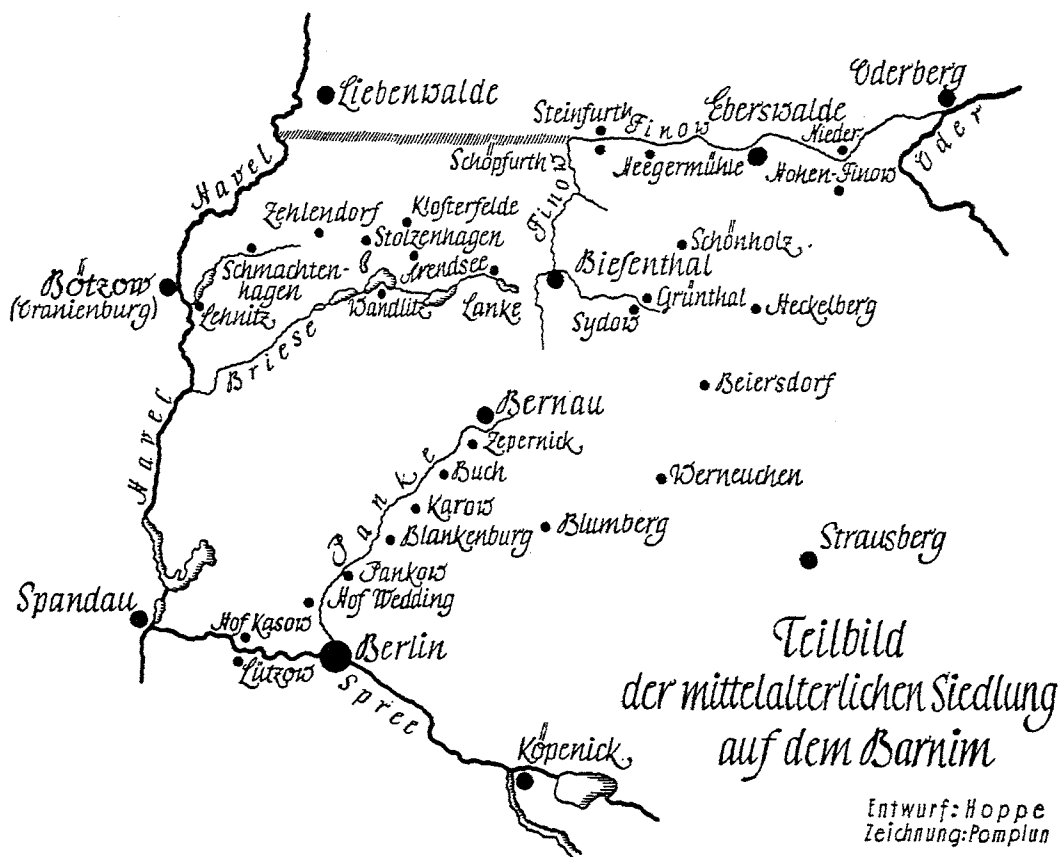
Der Ursprung Biesenthals, jener „holprigen Idylle“, wie Fontane einmal schrieb, ist bisher nicht geklärt worden, so vielerlei auch darüber zu Papier gebracht wurde<sup>1)</sup>. Und doch muß hier einmal ein Schwerpunkt frühdeutschen Wesens im Barnim gelegen haben, teilten sich doch Biesenthal und Strausberg zur askanischen Zeit in die Vogteiaufgaben jener Landschaft<sup>2)</sup>. Die schriftlichen Quellen reichen nicht aus, um das Dunkel zu lichten. Auch hier gilt die Forderung, daß Landesgeschichte erwandert werden müsse. Nur eine Verbindung historischer und geographischer Momente kann dem Ziele näher führen.

Biesenthal liegt in der nordwestlichen Ecke des Barnim, rund 25 km Luftlinie östlich der Havel, die — mitsamt der Nuthe — in Albrechts des Bären Tagen († 1170) die Ostgrenze der Mark Brandenburg war. So ungewiß die Einzelheiten der baldigen askanischen Vorstöße sind, sicher hat Albrecht II., vermutlich um 1214, in Oderberg eine Burg gegen die Slawen auf dem heutigen Albrechtsberg errichtet<sup>3)</sup>. Dieses Vordringen kann sich nicht ohne militärische Stützpunkte und Etappenorte vollzogen haben.

Stießen die Askanier auf die untere Oder vor, d. h. also zunächst in das Gebiet der südlichen Uckermark, so konnte es von zwei Ausgangsstellungen her erfolgen: von der Zauche aus über Saarmund in Richtung auf den Berliner Spreepaß<sup>4)</sup> und weiter quer durch den Barnim. Hier hat die Forschung<sup>5)</sup> eine Etappenstraße im Zuge der Ortschaften Blumberg, Werneuchen, Beiersdorf, Heckelberg, Hohenfinow, also in nordöstlicher Richtung, zu erkennen geglaubt, deren Bestehen trotz gewisser Einwände<sup>6)</sup> nicht abzulehnen sein wird. Sicher bleibt jedenfalls, daß Hohenfinow — seine ehemals dreischiffige romanische Basilika verrät ein sehr hohes Alter vom Anfang des 13. Jahrhunderts — für die Sicherung des Übergangs über die Finow bei

Niederfinow in der askanischen Frühzeit militärisch wichtig gewesen ist<sup>7)</sup>. Eine andere Position, von der aus die Markgrafen das erstrebte Ziel zu erreichen suchten, wird aber auch der Glien bzw. das Havelland gewesen sein. Vielleicht lagen beide sogar näher und günstiger. Dort bot der burgbewehrte Paß von Bötzw (Oranienburg) einen Übergang über die Havelgrenze und hier das nicht minder gesicherte Spandau, von dem ein Weg, ohne Berlin zu berühren, etwa die Panke aufwärts zu suchen wäre<sup>8)</sup>. Von beiden Ausgangspunkten aus würde man die Finow mehr oberhalb von Niederfinow überschritten haben, aber nicht etwa bei Eberswalde, das erst 1317 zur Übergangsstelle wurde, sondern bei Heegermühle oder bei Schöpfung-Steinfurth<sup>9)</sup>.

Ging man von Bötzw aus, so kam man in eine Landschaft, die nicht nur starke Waldbedeckung aufwies, wie wir sie noch heute finden. Sie war auch ungemein dicht mit Gewässern und moorigen Niederungen durchsetzt, die allerorten den Weg sperrten. So zog sich durch das Waldgebiet von Ost nach West eine langgestreckte, miteinander verbundene Seenkette: Hellsee, Obersee, Liepnitzsee, Wandlitzsee, Rahmersee, Lubowsee. Die Sperre setzte sich in der bis zur Havel unterhalb Bötzw fließenden Briese fort und wurde obendrein durch die Rinne des Lehnitzsees verstärkt. Nördlich von dem mittleren Abschnitt jener Seenreihe breitete sich ein durch Moore und Gewässer mannigfach zerrissenes Gelände aus und reichte nach Norden bis zu der heute durch den Finowkanal eingenommenen Senke. Immerhin bot sich durch einzelne Geschiebelehm- und Sandflächen die Möglichkeit eines, wenn auch weit ausladenden, Weges. Er ist durch die bei der späteren askanischen Kolonisation gegründeten Dörfer Schmachtenhagen, Zehlendorf, Stolzenhagen, Arendsee (heute Vorwerk), Lanke bezeichnet und führt südöstlich Stolzenhagen über einen knapp 500 m langen



Damm. Der Weg endet in — Biesenthal. Nachdem nördlich und südlich von diesem sich noch einmal eine durch das Quellgebiet der Finow gebildete langgestreckte Sperre quergelegt hat, ist nach ihrer Überwindung der Weg zu allen genannten Finowpässen (Niederfinow, Heegermühle, Schöpfurth-Steinfurth) unbehindert. Zu dem Gebiet nördlich der Finow, also der südlichsten Uckermark, bestand von Biesenthal aus sicher eine Verkehrsstraße: sie ist 1267 und nochmals 1304 durch die nördlich Liepe genannte *via Bizdal* belegt<sup>10)</sup>.

Bereits der Slawe wußte die durch die Natur bedingte Sicherung jenes Platzes zu nutzen. Ein Burgwall findet sich auf dem nördlich der heutigen Stadt in der Finowniederung gelegenen Reiherberg. Zu der dort einst vorhandenen Slawenburg gehörte als Dienstmannensiedlung der übliche Kietz im Nordzipfel der heutigen Fischerstraße südwestlich des Reiherberges. Es ist höchst bedeutsam, daß der Wall auch frühdeutsche Spuren aufweist<sup>11)</sup>. Ob sie auf eine etwaige Benutzung der slawischen Befestigungsanlage schon bei dem Vordringen Markgraf Albrechts II. nach Oderberg zurückgehen, bleibt ungewiß. Mindestens aber werden sich die Askanier des Passes versichert haben, als sie endgültig auf dem Barnim Fuß faßten. Es liegt immer noch am nächsten, daß es erst um 1230, und zwar zusammen mit dem Teltow, geschah<sup>12)</sup>. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, daß der Deutsche schon vorher über die bisherige Grenze vorfühlte, wie wir es z. B. von der unteren Nuthe wissen. Sollte es unwahrscheinlich sein, daß es auch auf jener Linie Bötzw-Biesenthal geschah, wo die Dörfer Schmachtenhagen und Stolzenhagen in ihrem Namen die Erinnerung an die in den Kolonisationsanfängen mehr als später notwendige Sicherung durch die Hagumfriedung bewahren<sup>13)</sup>? Für ein sehr frühes Festsetzen in Biesenthal spricht weiter die schon erwähnte Stellung als einzige Vogtei neben dem für den östlichen Barnim zuständigen Strausberg. 1242 hatte sich an der Straße bereits Kloster Lehnin in Stolzenhagen und Arendsee (heute Vorwerk südöstlich Stolzenhagen) festgesetzt<sup>14)</sup>.

Gleichwohl tritt uns Biesenthal in den schriftlichen Quellen erst 1258 entgegen, charakteristischerweise mit der Nennung des damaligen Vogtes als Zeugen einer in Spandau ausgestellten Urkunde der Markgrafen Johanns I. und Ottos III.: *Heinricus de Thenis advocatus de Bizdal*<sup>15)</sup>. Die von Thene waren ein altnmärkisches Geschlecht im Kreise Osterburg, an das noch heute der Theenhof, ein Vorwerk bei Kannenberg (südlich Werben und ostnordöstlich Osterburg) erinnert. Beachtet man diese Herkunft, so darf man jetzt auch als nahezu sicher betrachten, daß der Name des jungen askanischen Burgortes von dem südwestlich Osterburg auf dem rechten Ufer der Biese gelegenen Biesenthal übertragen<sup>16)</sup> ist. Er ist also nicht mehr aus dem Slawischen zu deuten. Das Einsickern altnmärkischer Elemente in die Nordwestecke des Barnim wird weiter durch den schon erwähnten Namen Arendsee (nordwestlich Osterburg) erhärtet<sup>17)</sup>.

Seinen Verwaltungssitz nahm der askanische Vogt nicht auf der alten slawischen Burg auf dem Reiherberg ein. Südwestlich von ihm bot sich eine deutschen militärischen und kulturellen Ansprüchen viel besser genügende Stätte: auf dem unvermittelt steil 16 Meter hoch aufragenden Schloßberg, dem sich südöstlich ein kleinerer Hügel, der sogenannte Küchenberg (auch Kleiner Schloßberg) vorlagerte. Geringe Baureste sind noch heute auf dem Schloßberg vorhanden. Die ganze Anlage, nach Norden von der weiten Niederung des Finowgeländes umsäumt, wurde von einem der Quellbäche der Finow, dem Sydow-Fließ, völlig umflossen und konnte durch Anstauen der Finowzuflüsse noch mehr gesichert werden<sup>18)</sup>.

Unter dem Schutz der Burg wird sich, wie es der allerorten erkennbaren Entwicklung entspricht, früh ein *suburbium* gebildet haben, und zwar südöstlich von ihr. Über dessen Charakter sagt der heutige Stadtplan nichts Genaueres aus, nachdem Brände, vor allem der große von 1756, den ursprünglichen Bestand zerstörten. Immerhin scheint der Kern des mittelalterlichen Biesenthal in seinem südlichen Teil etwas sehr Aufge-

lockertes gehabt zu haben. Ob wirklich, wie angenommen wird<sup>19)</sup>, der östliche Teil der Breiten Straße als ein dörfliches *suburbium* anzusehen ist, dem sich noch in askanischer Zeit östlich, um den heutigen Markt, ein Markttort (*oppidum*) angegliedert habe, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß sich in der Nähe der Burg noch zur Zeit der Städtegründer Johanns I. und Ottos III. eine Siedlung entwickelte. Ihr Pfarrer, *Hermannus de Bizdale*, wird 1265 genannt<sup>20)</sup>. Von seinem auf einer leichten Erhebung, dem höchsten Punkte des zivilen Siedlungsgeländes, liegenden, vor dem Brande von 1756 völlig aus Feldsteinen erbauten Gotteshause, wohl der ältesten Kirche jenes Bezirks, doch ohne Fialkirchen, und zur *sedes* Bernau der Diözese Brandenburg gehörig, ist der aus Granitquadern gefügte massige Unterbau des Westturms nebst seinem Portal mit abgetreppter Leibung noch erhalten. Er muß auf den Anfang des 13. Jahrhunderts datiert werden, kann also durchaus der Zeit um 1230 angehören<sup>21)</sup>. Das Patronat des Landesherrn spricht dafür, daß die Markgrafen bei der Entstehung ihre Hände im Spiele hatten<sup>22)</sup>, ebenso wie das ursprüngliche Wappen von Biesenthal, der rote brandenburgische Adler im silbernen Felde<sup>23)</sup>.

Alle bisherigen Nachrichten sagen über den wirklichen Charakter der Siedlung Biesenthal (nicht der Burg!) nichts aus. Wohl aber verrät der Stadtplan trotz seiner vorhin angedeuteten Unzulänglichkeit, daß der Ort zu den frühen zivilen Anlagen der Askanier gehört und daß ihm keine in vollem Sinne städtische Entwicklung etwa wie Bernau oder Eberswalde beschieden war. Sonst hätte sich ein ganz anderes Straßengefüge entwickeln müssen. Auch die Befestigung der Stadt spricht nicht für ihren vollen Ausbau. Sie bestand aus doppelten Gräben auf der Landseite, also nach Osten, wobei freilich zu beachten ist, daß im übrigen die Natur genügenden Schutz bot<sup>24)</sup>. Über die Gründe der Verkümmern wird nachher ein Wort zu sagen sein. Auch die von Markgraf Johann V. 1315 vorgenommene Bestätigung eines Privilegs seines Vaters Hermann zwischen 1300 und 1308 sowie anderer Vorfahren ändert an jenem Urteil nichts<sup>25)</sup>. Biesenthal, dem die Gemarkung erneut bestätigt wird, heißt zwar Stadt, *civitas*, seine Einwohner<sup>26)</sup> werden als *cives* bezeichnet, doch schon nach zwei Jahren nennt eine Urkunde Markgraf Woldemars<sup>27)</sup> Biesenthal nur ein Städtchen, *oppidum*. Und wenn 1328 gelegentlich einer Bestätigung der Stadtprivilegien durch Markgraf Ludwig den Älteren Bürgermeister und Ratleute genannt werden, zehn Jahre darauf heißt Biesenthal in einer Urkunde desselben Markgrafen wiederum *oppidum*<sup>28)</sup>. Niemals ist es auch zu eigener Gerichtsbarkeit gelangt.

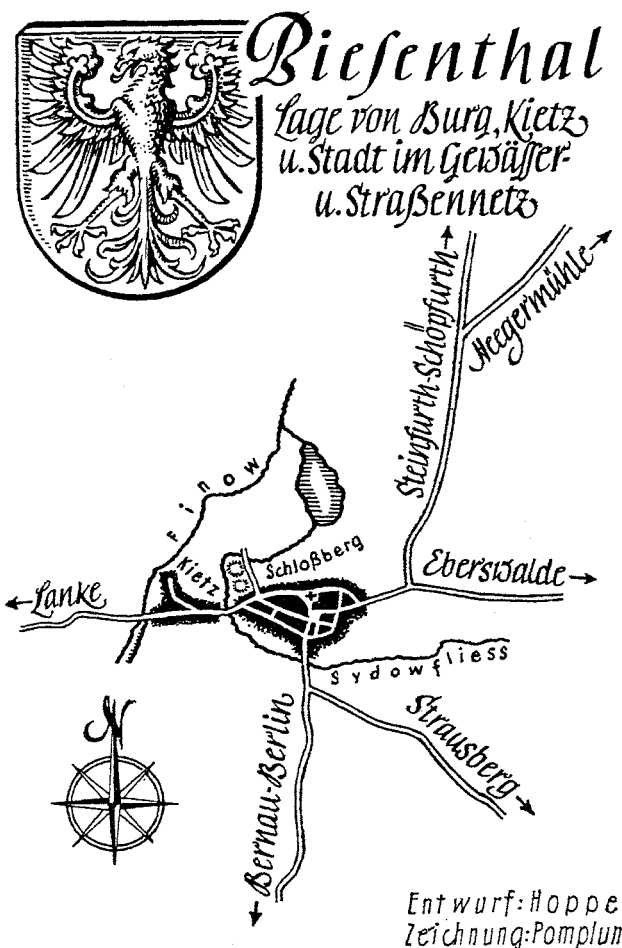
Nach dem Aussterben der Askanier war ebenso für die Burg eine andere Zeit gekommen. Bot sie auch noch gelegentlich den Landesherrn Aufenthalt<sup>29)</sup>, so ging sie doch aus deren Händen in adligen Pfandbesitz über, erstmalig 1337 an einen mit den Wittelsbachern aus dem Süden ins Land gekommenen Ritter Beringer Hele von Sundheim schwäbischer Abstammung<sup>30)</sup>. Mit dem *hus*, d. h. der Burg, fällt ihm aber auch die *stat* zu. Beider Schicksal lag (anscheinend mit gewissen Unterbrechungen) fortan in adligen Händen. Erst 1577 haben die seit 1426 nachweisbaren Arnims ihren dortigen Besitz an den Kurfürsten abgetreten, womit das Amt Biesenthal entstand<sup>31)</sup>.

Trotz deutlich erkennbaren Absinkens der Stadt, trotz der Verpfändung der Burg rechnete Biesenthal zur Zeit Karls IV. noch zu den landesherrlichen Burgen, wie das Landbuch<sup>32)</sup> aussagt. Mittelpunkt eines Vogteibezirks war es nicht mehr; denn der Barnim zerfiel jetzt in die Distrikte Berlin und Strausberg<sup>33)</sup>. *castrum* und *oppidum* werden im Landbuch scharf geschieden, zugleich offenbart sich der zwiespältige Charakter des letzteren. Es wird bald unter den Dörfern, bald unter den Städten aufgezählt. Es besitzt *consules*, Ratmänner, ein *pretorium*, Rathaus, aber die Abgaben-

verhältnisse seiner 120 Hufen sind durchaus dörfliche. Auffallen muß bei der 1370 ausdrücklich hervorgehobenen sehr guten landesherrlichen Forst, *merica valde bona*, daß Biesenthal nicht als Sitz einer markgräflichen Forstverwaltung hervortritt, wie sie für die großen Werbellinwäldungen, die Schorfheide, damals in Schöpfurth-Steinfurth an der Finow und sonst überliefert sind. Mit der Nachricht von einem zur Burg gehörigen in der Stadt gelegenen „Jägerhof“, der 1632 abbrannte, ist wenig anzufangen<sup>34)</sup>.

Was ist nun — und damit kehren wir zu unserem Hauptthema zurück — der Grund, daß Biesenthal die ihm zunächst anscheinend bestimmte stärkere Entwicklung nicht erfuhr und demgemäß eine erheblichere Rolle in der brandenburgischen Landesgeschichte nicht spielte? Man hat bisher seine Entstehung und älteste Geschichte viel zu ausschließlich, ja fast allein von Berlin, d. h. von einem süd-nördlichen über Bernau führenden Wege abhängig gemacht. Wir glauben begründet zu haben, daß der Zug vom Westen, von Bötzw, her entscheidend war. Er wird überdies durch die west-östliche Richtung der Biesenthaler Hauptstraße (Breite Straße, Königstraße) gestützt. Wohl aber hat der Aufstieg Berlins das Straßenbild des Barnim<sup>35)</sup> erheblich beeinflusst und damit Biesenthal zurücktreten lassen, wie die Vogtei Berlin, so hörten wir, ja auch die Vogtei Biesenthal verdrängte. Obendrein verlor mit der Festsetzung der Askanier in der Uckermark, überhaupt mit ihrem Ausgreifen in den weiteren Osten, der Weg durch die nordwestliche Ecke des Barnim seine alte Bedeutung. Er hat sie nie wieder erhalten.

Man könnte nun meinen, daß Biesenthal von dem erwähnten, durch Berlin bestimmten Süd-Nord-Verkehr jetzt wenigstens seinen Vorteil gezogen hätte, wie das südlich von ihm gelegene Bernau. Damit trägt man





jedoch eine moderne Anschauung in die Vergangenheit. Uns Heutigen erscheint Biesenthal im Hinblick auf seine Lage an der Berlin—Stettiner Eisenbahn als ein in jenen Verkehr verflochtener Platz, obwohl der mittelalterliche Kern der Stadt ein gutes Stück von der Bahnlinie entfernt liegt. Immerhin wird die südnördliche Landstraße des Mittelalters Bedeutung für Biesenthal gehabt haben; nur ging davon viel verloren, als Eberswalde die Finowübergänge Schöpfung—Steinfurth und Heegermühle überflügelte. Von Bernau zog die Hauptstraße nun, Biesenthal ganz beiseitlassend, über Sydow, Grüntal, Schönholz auf Eberswalde zu. Es ist die gleiche Route, die die große Fernhandelsstraße des 18. Jahrhunderts einschlug. Daneben blieb der über Schöpfung—Steinfurth ziehende

Weg bestehen. Wenn auch Bekmann<sup>30)</sup> 1714 zu berichten weiß, daß zu der Hauptnahrung, dem Ackerbau und der Viehzucht, „noch kommen die Fuhren aus der Uckermark, sonderlich aus dem Stolpischen Kreise, welche alle über Biesenthal gehen und den Einwohnern etwas einbringen“, so bietet die Schilderung Fischbachs<sup>37)</sup> vom Ende des Jahrhunderts (1786) das Bild eines vom Verkehr abgeschiedenen, auf leichtem Boden Ackerwirtschaft treibenden, dazu mit den nötigsten Handwerkern besetzten Städtchens. Dem burggesicherten Vorposten der Askanier, ihrer Taktik entsprechend einst weit vorgeschoben, vielleicht vor der rechtlichen Besitzergreifung des Barnim, hatte die Geschichte das Urteil gesprochen, ebenso der bürgerlichen Siedlung, die in seinem Schutz entstanden war.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> E. J. Siedler, Märk. Städtebau im Mittelalter (1914) S. 100 f.; Rud. Schmidt, Gesch. d. Stadt Biesenthal 2. A. (1941). Das höchst unzulängliche Buch von A. Jaster, Die Gesch. der askan. Kolonisation in Brandenburg. (1934) geht ebenso an B. vorüber wie Siegfr. Passow, Die Occupation und Kolonisierung des Barnim (FBPG 14, 1901, S. 1 ff.). Auch Herm. Krabbo, Die Stadtgründungen der Markgr. Johann I. u. Otto III. von Brandenburg. (Arch. f. Urkundenforsch. 4, 1912, S. 255 ff.) berührt B. nicht. Konr. Schrader, Studien zur Geschichte der märk. Städte unter den Askaniern und Wittelsbachern (Diss. Göttingen 1930) ist das besondere Problem, das B. stellt, ebenfalls fremd geblieben, desgleichen Werner Gley, Die Besiedelung der Mittelmark von der slaw. Einwanderung bis 1624 (1926). Vgl. auch die Angaben von H. Rachel im Dt. Städtebuch, hrg. von E. Keyser 1 (1939) S. 505 f. — <sup>2)</sup> Berth. Schulze, Brandenburgische Landesteilungen 1258—1317 (Einzelschriften der Hist. Komm. f. d. Prov. Brandenburg, und die Reichshauptstadt Berlin 1, 1928), Karte. — <sup>3)</sup> Krabbo reg. 552. — <sup>4)</sup> Berth. Schulze, Der Paß von Berlin-Kölln (Zs. Ver. f. G. Berlins 54, 1937 S. 54—58). — <sup>5)</sup> Passow a. a. O. S. 14 ff. — <sup>6)</sup> Besonders von H. Mundt, Die Heer- und Handelsstraßen der Mark Brandenburg. (1932) S. 68 ff. — <sup>7)</sup> L. Dihm, Die Kirche in Hohenfinow (Denkmalpflege 19, 1917) S. 81—85. Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg, Bd. Kreis Angermünde (Bln. 1934) S. 181. — <sup>8)</sup> Zur Bötzwiler Linie s. H. Harmjanz, Frühaskan. Landnahme (Volksforschung 2, 1942) S. 7, auch die Bemerkung Passows a. a. O. S. 17. Den Spandauer Weg darf man wohl auf folgender Linie suchen: Nonnendamm, Hof Kasow nördl. des Dorfes Lützow (s. W. Grundlach, Gesch. d. Stadt Charlottenbg. 1, S. 11; 2, S. 244), Wedding (H. Jahn, Bilder aus der Berl. Feldmark, 1940 S. 1 ff.), Pankow, Blankenburg, Karow, Buch, Zepernick, Bernau. — <sup>9)</sup> Riedel A 12, 288; Krabbo reg. 2609. Die Orte (über sie R. Schmidt, Das Finowtal, 1924, S. 17 ff., 92 ff., 120 ff.) bestehen heute unter diesen Namen nicht mehr. Sie sind in der Stadt Finow bzw. Landgemeinde Finowfurt aufgegangen. — <sup>10)</sup> Riedel A 12, 212, 230; Krabbo reg. 929, 1937. — <sup>11)</sup> Schmidt, Biesenthal S. 16. H. Ludat, Die ostdt. Kietze (1936) S. 58, 92; Meßtischblatt Nr. 3247. — <sup>12)</sup> Krabbo, Stadtgründungen S. 256 f. — <sup>13)</sup> Die Namen sind nicht aus dem Altreich übertrugen, wo sie nicht vorkommen. Dagegen kann Stolzenhagen den Namen an das Dorf im Kr. Angermünde (und ferner im Kr. Saatzig/Pommern) weitergegeben haben, Schmachtenhagen möglicherweise nach dem Kr. Krossen. — <sup>14)</sup> Übrigens auch seitlich in Klosterfelde und Wandlitz usw. Germania Sacra, Das Bist. Brandenburg 1 (1929), S. 292 f. Histor. Atlas der Prov. Brandenburg, Kirchenkarten Nr. 2 Bl. 1 (1931). — <sup>15)</sup> Riedel A 13, 207; Krabbo reg. 828. Über die von Thene s. Riedel, Namenregister 3 S. 321, Siegfr. Passow, Ein märk. Rittersitz 1 (1907) S. 8 f., W. Zahn, Die Wüstungen der Altmark (1909) S. 220 f. — <sup>16)</sup> Was schon F. Curschmann, Die dt. Ortsnamen im nord-ostdt. Kolonialgebiet (1910) S. 89 ohne nähere Begründung annahm. — <sup>17)</sup> Sonstige Namensübertragungen aus der Altmark sind bei den Orten um Biesenthal nicht festzustellen. Immerhin mag bemerkt werden, daß Sydow und Ladeburg aus dem Lande Jerichow, Gersdorf aus dem Kr. Wolmirstedt übertragen sein können. — <sup>18)</sup> R. Schmidt, Die Burg B. (Oberbarn. Kreiskalender 1924) S. 98—102 bringt einiges. Eine fachmännische Grabung wäre nötig. Einen knappen, aber guten Überblick über das Quellgebiet der Finow bietet O. Monke im Monatsbl. d. Brandenburgia 16 (1907/08), S. 422. — <sup>19)</sup> Siedler a. a. O. S. 100 f. mit zwei Stadtgrundrissen, deren einer offenbar auf dem in der Kartenabteilung der Öffentlichen Wissenschaftlichen Bibliothek Berlin (X 20 000) vorhandenen handgezeichneten, kolorierten „Plan von der abgebrannten Stadt Bisenenthal, wie solche vor dem Brande gewesen“, auf Befehl der Kurmark. Kriegs- und Domänenkammer ange-

fertigt, beruht. Dessen vereinfachte Wiedergabe bei R. Schmidt, Biesenthal S. 84. — <sup>20)</sup> Riedel A 11, 6. Ein weiterer Pfarrer der askan. Zeit Johannes 1300 ebda. A 13, 11. — <sup>21)</sup> R. Bergau, Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Prov. Brandenburg (1885) S. 176 f.; G. Dehio, Handbuch d. dt. Kunstdenkmäler Bd. 2, 2. A. bearb. von Jul. Kohte (1922) S. 47. Über den ursprünglichen Bestand (vor 1756) Bekmanns Angaben bei R. Schmidt, Biesenthal S. 201 f. F. Curschmann, Die Diöz. Brandenburg. (1906) S. 455, dazu Karte. — <sup>22)</sup> Das Landbuch der Mark Brandenburg. von 1375 Hrg. von Joh. Schultze (1940) S. 60. — <sup>23)</sup> So im 16. Jh. (s. Brandenburg. Siegel und Wappen, hrg. von Erich Kittel, 1937, S. 64; Abb. bei Otto Hupp, Wappen u. Siegel der dt. Städte H. 1, 1906 S. 28, 31), doch nachdem B. zuvor das Wappen der Arnims als deren Mediatstadt geführt hatte. Sind auch Wappenwiedergaben vor dem 16. Jhdt. nicht erhalten, so wird man doch annehmen dürfen, daß nach Rückkehr in landesherrliche Hände (1577) das ursprüngliche Wappen wieder aufgenommen wurde. Siehe auch Rud. Schmidt, Biesenthal S. 28. — <sup>24)</sup> Schmidt a. a. O. S. 27 nach einem Magistratsaktenstück von 1819, vorausgesetzt, daß es sich wirklich um mittelalterliche Anlagen handelt. Nach F. L. J. Fischbach, Städte-Beschreibungen der Mark Brandenburg. Tl. 1, Bd. 1 (1786) S. 531 soll B. „ehemals eine mit Wällen und Graben versehene Stadt gewesen“ sein. Jene sollen „im 14. Jh. demolirt seyn.“ — <sup>25)</sup> Riedel A 12, 208; Krabbo reg. 2447; Johann V. bestätigte 1315 „universas libertates, datas ab domino Hermannno quondam marchione Brand. (1298—1308), nostro genitore nec non ab aliis nostris progenitoribus.“ Zur Identifizierung der Örtlichkeiten R. Schmidt, Biesenthal S. 271. Da B. bis 1300 zum Herrschaftsbereich des Markgrafen Albrecht III. († 4. 12. 1300, Krabbo reg. 1802) gehörte (Berth. Schulze an der oben A. 2 aufgeführten Stelle, Kartenbeilage), muß die Privilegierung durch Hermann in die oben angegebenen Jahre fallen. — <sup>26)</sup> Zu denen der Urkunde nach auch zum Burgdienst verwandte Mannen (inhabitantes condicionis militaris) gehören. — <sup>27)</sup> Riedel A 11, 23; Krabbo reg. 2574. — <sup>28)</sup> Fischbach a. a. O. S. 538. Riedel A 12, 156 von 1338, ebenso 1359 (ebda. 300). — <sup>29)</sup> 1322 Herzog Rudolf von Sachsen als damaliger Präbiter der Mark Riedel A 12, 209; 1348 Markgr. Ludwig der Ältere ebda. 18, 391. — <sup>30)</sup> Riedel A 12, 209 vom 12. März 1337. Über Hele s. H. Spangenberg, Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im MA. (1908) S. 75, 96 und R. Schmidt, Biesenthal S. 21. Noch am 12. Jan. ist Henning Sparre landesherrlicher Vogt (Riedel a. a. O. 417). Die vorhergehenden Vögte s. bei Schmidt a. a. O. S. 15 f. — <sup>31)</sup> Schmidt a. a. O. S. 21 ff., 37 ff. Zum Amt vgl. Berth. Schulze, Statistik d. brandbg. Ämter u. Städte (1935) S. 7 f. — <sup>32)</sup> S. 44—46, 152, auch 33. — <sup>33)</sup> Landbuch S. 105, 126. Wenn S. 153 die „molendina in districtu Bydsal“ aufgezählt werden, so ist das kaum ein Hinweis auf die Vogtei, districtus bedeutet hier, wie auch die Lage der Mühlen (zu ihr Schmidt a. a. O. Register S. 291) zeigt, nur den engeren Bezirk um die Burg. Vgl. auch A. F. Riedel, Die Mark Brandenburg. I. J. 1250 T. 2 (1832) S. 461 f. — <sup>34)</sup> Die Landbuch S. 21 genannte landesherrliche merica ist von der schon 1315 (Riedel A 12, 208) in den Anfängen erkennbaren städtischen zu unterscheiden. Im einzelnen s. Schmidt a. a. O. S. 123 ff. Über die venatores, forestarii, hegemeister Landbuch S. 143, 146 149, 154, 159. Jägerhof: Schmidt S. 154. — <sup>35)</sup> Zu ihm s. die 6 zitierte Arbeit von H. Mundt S. 71 und Berth. Schulze in der A. 31 genannten Statistik S. 143, auch Histor. Atlas d. Prov. Brandenburg. Brandenburg. Kreiskarte von 1815 (1933) und Brandenburg. Amterkarte i. J. 1800 (1935), auch Brandenburg. Siedlungskarte 1500—1800 (1939). Völlig unhaltbar ist das Kartenbild, das Gley in dem Anm. 1 angeführten Buche bezüglich Biesenthals entwirft. — <sup>36)</sup> Schmidt a. a. O. S. 20 A. 54. — <sup>37)</sup> a. a. O. S. 517—552.

## Das Wunderblut von Wilsnack

### 1. Märkische Wallfahrtsstätten

Die Zahl der Wallfahrtsorte in der Mark war groß, und an der Spitze standen diejenigen, die der Verehrung der Mutter Maria dienten. Sie wurde nicht weniger gläubig verehrt als Christus selbst, und die Marienitage wurden feierlich begangen wie die hohen christlichen Festtage. Mit der ostdeutschen Kolonisation im 12. Jahrhundert ist der Marienkult, der sich damals gerade erst im Westen Deutschlands durchsetzte, ins Land gekommen und hat die übrigen Heiligen bald überflügelt. Besonders verbreitet wurde der Marienkult durch die Prämonstratenser und Zisterzienser, deren Hauptpatronin sie war, und die Dominikaner haben dazu beigetragen, das männliche Christusideal durch das weibliche Marienideal zu verdrängen. Wie in anderen Gebieten so ist auch in der Mark eine innige Marienverehrung getrieben worden. Dadurch erklärt sich auch die große Zahl der Marienkirchen in der Mark; meistens sind die Pfarrkirchen nach der Maria benannt. Wir hören weiter von Marienkapellen, Marienaltären, Marienbildern und Marienfesten. Zahlreiche Marienbruderschaften entstanden, die auch als Liebfrauentugenden bezeichnet werden. So geht ununterbrochen durch die Jahrhunderte der Zug der Marienverehrung. Kurfürst Friedrich II. gründete 1440 nach dem gleichgesinnten burgundischen Vorbild des Goldenen Vlieses die adeliche Marienbruderschaft des Schwanenordens<sup>1)</sup>. Sein Sitz war in Brandenburg an der Havel bei der Marienkirche, die durch eine stattliche Kapelle erweitert worden war<sup>2)</sup>. Bei den Ordensfeiern erklang ein Lied, das vom Kurfürsten selbst verfaßt worden sein soll und in dem die Marienverehrung wohl ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Mochte die Verehrung der verschiedenen Heiligen auch Schwankungen unterworfen sein, so blieb doch die hohe Wertschätzung, die der Gottesmutter zuteil wurde, in Kunst, Predigt und Gebet unverändert. Das Ave Maria ist mit dem Rosenkranzgebet dauernd verbunden<sup>3)</sup>. Die Kunst des Buchdruckes ermöglichte es den Mönchen des Klosters Zinna, in der dortigen Offizin in der Zeit von 1493 bis 1506 einen Marienpsalter herauszubringen. Es war ein kostbares, mit fürstlicher Unterstützung hergestelltes Buch, das der Kaplan und Protonotar von Frankfurt a. O., Hermann Nitzschewitz aus Trebbin, vielleicht ein ehemaliger Mönch Zinnas, besorgte, der den dominikanischen Marienpsalter durch zahlreiche Holzschnitte zu beleben versuchte<sup>4)</sup>.

Bezeichnend für das Ansehen, das die Gottesmutter genoß, sind die vielfach anzutreffenden Ortschaften, die ihr den Namen verdanken und auch in der Mark nicht fehlen. Erinnert sei hier an Mariendorf und Marienfelde (entstanden im Zusammenhang mit der benachbarten Templerkomturei in Tempelhof), ferner Marienfließ in der Prignitz, Marienpforte in der Uckermark, Marienwalde in der Neumark (alle drei Sitz von Zisterzienserklöstern).

So überrascht es nicht, daß wir auch in der Mark Orte finden, die als Stätten der Marienverehrung einen besonderen Ruf hatten. Im Gebiet des Bistums Brandenburg diente ihr die bereits erwähnte, weithin berühmte Marienkirche auf dem Harlungerberg bei Brandenburg an der Havel. Ein wundervoller Bau war hier errichtet worden; er gilt als das reifste Denkmal der märkischen Baukunst im Mittelalter. Im Bistum Lebus zog das wundertätige Marienbild in Göritz an der Oder die Gläubigen an. Zu einem Wallfahrtsort von einiger Bedeutung wurde die Klause vor Tangermünde durch ihr wunderwirkendes Marienbild. Als man in der Kirche des eingegangenen Dorfes Neukammer bei Nauen ein wundertätiges Marienbild entdeckte, wurde der verlassene Platz ein Wallfahrtsort und blieb es bis zur Reformation. Dagegen scheidet das im Schrifttum mehrfach genannte Dorf Reichenfelde

bei Königsberg in der Neumark aus, denn es kann nach neueren Forschungen als erwiesen gelten, daß es eine Maria miraculosa in der dortigen Kirche nicht gegeben hat<sup>5)</sup>.

Ein Ziel vieler Wallfahrten war Alt-Krüssow in der Prignitz mit seinem wundertätigen St. Annenbild<sup>6)</sup>. In Werben in der Altmark stand ein Kruzifix vor der Nikolaikirche, das die Wallfahrer anzog, denen man zur Erinnerung die Lamm-Gotteszeichen verkaufte. Das Augustinerkloster in Königsberg in der Neumark stellte ein Christusbild auf, für dessen Verehrung Ablaß erteilt wurde<sup>7)</sup>.

Einen großen Umfang nahm aber der Zustrom zu den Stätten an, an denen Wunderhostien gezeigt wurden. Die Verehrung des Blutes Christi tritt schon in den frühen Jahrhunderten des Mittelalters auf. Als seit dem 13. Jahrhundert die Brotverwandlungslehre zum kirchlichen Dogma erhoben worden war, sah und verehrte man in der vom Priester geweihten Hostie den wirklichen Leib Christi.

Die geweihte Hostie galt als Trägerin des sündentilgenden, göttlichen Blutes. Von hier war es nur ein Schritt zu der Auffassung, daß das Blut auch sichtbar der Hostie entströmen kann, wenn sie geschlagen, gestochen oder durch Feuer vernichtet werden soll<sup>8)</sup>.

Die Mark besaß zahlreiche Orte, in denen Wunderhostien verehrt wurden. In der Prignitz war es Heiligengrabe, ferner gleichfalls in der Prignitz Marienfließ bei Stepenitz, das versucht hat, mit Hilfe einer Fälschung die Konkurrenz von Heiligengrabe zu brechen<sup>9)</sup>.

In der Uckermark stellte das Nonnenkloster in Zehdenick Wunderhostien zur Schau, und in der Zauche erfreute sich Beelitz eines großen Zulaufs. Für die dort aufbewahrte Hostie wurde 1370 im Anschluß an die Kirche eine besondere Kapelle erbaut<sup>10)</sup>. Geringere Bedeutung hatte die auf der Stätte der abgebrannten Pfarrkirche in Nauen aufgefundene Hostie, für deren Aufbewahrung der Bau einer Kapelle beschlossen wurde<sup>11)</sup>. Alle diese Plätze wurden aber von dem Wunderblut von Wilsnack in den Schatten gestellt.

Schließlich gab es in der Mark außerhalb der Städte und Dörfer als Wallfahrtsorte noch Kapellen von ausschließlich lokaler Bedeutung. Mitunter waren sie auf Bergen gelegen, so auf den Glauer Bergen im Teltow (Kapellenberg), auf dem Marienberg bei Strausberg im Barnim, auf dem Isekenberg, dem heutigen Marienberg vor Lenzen<sup>12)</sup>, auf dem Andreasberg bei Sanne nahe Arneburg (Altmark)<sup>13)</sup>, auf dem Berge bei Hohen-Henningen nahe Klötze (Altmark)<sup>14)</sup>. In Dornstedt (Kr. Gardelegen), heute Wüstung, wurde die dortige Kapelle am Tage Mariä Himmelfahrt aufgesucht<sup>15)</sup>. Auch ein Markt wurde dort abgehalten, wie dies auch vom Marienberg bei Lenzen berichtet wird, ähnlich wie es heute noch in katholischen Ländern bei solchen Orten üblich ist. Bei Wegenstedt (Altmark) lag am Weg nach Calvörde eine Kapelle der heiligen Walpurgis<sup>16)</sup>. Vor den Toren von Königsberg in der Neumark, halbwegs nach Bernickow zu, war das „Kleine Jerusalem sampt dem Heiligen Grabe“ errichtet<sup>17)</sup>. Alle diese Stätten waren Plätze frommer Wallfahrt für die Umwohner, aber nicht mehr. Auch die Kapelle auf der Kuppe des Hohen Golm im Fläming, damals freilich noch nicht zur Mark, sondern zum magdeburgischen Land Jüterbog gehörig, hat keinen größeren Ruf als den einer lokalen Kultstätte gehabt<sup>18)</sup>.

Der Drang, durch Wallfahrten himmlische Gnade zu erwerben oder Heilung zu finden, hat die Aufmerksamkeit auch auf die Kultstätten in den Nachbarländern gelenkt, so auf das Heilige Blut in Sternberg in Mecklenburg oder auf den Gollenberg bei Köslin in Pommern, der von der Uckermark und von der Neumark

aus besucht worden ist. Auch die benachbarte Niederlausitz verfügte über zahlreiche Wallfahrtsstätten<sup>19)</sup>, die auf die Grenzgebiete ihre Anziehungskraft nicht verfehlt haben werden. Aber die Märker sind auch in die Ferne gezogen, nach Aachen oder nach Rom. Auch die Schweiz ist aufgesucht worden. Merten Giesenslage, ein angesehener, frommer und wohlhabender Bürger der Stadt Werben, bestimmte 1506 in seinem Testament einen Teil seines Nachlasses für eine Wallfahrt nach der berühmten Benediktiner-Abtei Maria zu den Einsiedeln in der Schweiz. Reicher war die Gnade offenbar nicht zu erlangen als in Einsiedeln. Daher sollte einer der Erben die Reise dorthin auf Kosten des Nachlasses übernehmen<sup>20)</sup>.

Blutende Hostien, wundertätige Marienbilder, seltene Reliquien, die in herrlichen Reliquiaren, von Künstlerhand geschaffen, dem Volk zur Schau gestellt wurden, sie waren es, die die Gläubigen anzogen. In der Mark wurden alle Kultstätten übertroffen von Wilsnack, das europäischen Ruf bekam. Pilgerscharen aus fernen Ländern durchzogen damals die Mark; Wilsnack war zu einem Begriff für die Gläubigen geworden.

## 2. Wilsnack im Zeichen des Wunderblutes

Im August 1383 überfiel der in der Prignitz ansässige Ritter Heinrich von Bülow, der mit dem Bistum Havelberg in Fehde lag, das Dorf Wilsnack und brannte Häuser und Kirche nieder. Im Schutt der Kirche fand der Wilsnacker Priester Johannes Calbutz drei vor dem Brand konsekrierte Hostien, die in einer Büchse im Altar aufbewahrt waren, unversehrt vor, aber jede Hostie zeigte in der Mitte einen Blutstropfen. Schon nach kurzer Zeit kamen die ersten Mitteilungen und Berichte über die Wirkung des Wunderblutes. Das Heilige Blut heile auch aus der Ferne, wecke selbst Tote auf, aber die Genesenen, Auferstandenen mußten dann eine Wallfahrt nach Wilsnack machen<sup>21)</sup>. Das lebenspendende Sakrament, wie es genannt wurde, übte eine außerordentliche Anziehungskraft auf die Gläubigen aus, und in wenigen Jahren wurde Wilsnack zum besuchtesten märkischen Wallfahrtsort.

Um die Wunderhostien in einem ihnen gebührenden Raum unterzubringen, beschloß der Bischof von Havelberg, an der Stelle der abgebrannten Dorfkirche ein Bauwerk von großartiger Würde zu errichten. Zur Finanzierung wurde am 15. 3. 1384 ein Ablassbrief des Erzbischofs von Magdeburg und der Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus ausgeschrieben<sup>22)</sup>. Noch wichtiger war es, daß es auch gelang, einen Ablassbrief des Papstes zu erlangen; Papst Urban VI. stellte die vom 10. 3. 1384 datierte Ablassbulle aus<sup>23)</sup>. Es bleibt zu beachten, daß die päpstliche Bulle nichts von den Wundern erwähnt, dagegen zu milden Beiträgen für den Wiederaufbau der Kirche auffordert, während der Ablassbrief des Erzbischofs von Magdeburg und seiner drei Suffragane des wundertätigen Blutes gedenkt, aber nichts von Opfergaben sagt.

Der Ruf der wundertätigen Hostien hatte einen gewaltigen Zulauf zur Folge. Der Bischof von Havelberg, Johann Wöpelitz, der seit 1386 den bischöflichen Stuhl innehatte, brachte aus finanziellen Gründen Dorf und Kirche in seine Hand. 1387 nämlich erwarb er von den Gebrüdern von Möllendorf alle Güter und Gerechtsame an und in dem Dorf Wilsnack und erreichte auch 1395 die päpstliche Zustimmung, daß die dortige Pfarrkirche dem Havelberger Stift einverleibt wurde<sup>24)</sup>. Durch diese Maßnahmen des Bischofs Johann war dem Havelberger Stift die ganze Fülle von Abgaben gesichert, die die Pilger dem Heiligen Blut brachten. Sie ermöglichten es, daß die Bischöfe von Havelberg im 15. Jahrhundert, weil finanziell sehr günstig gestellt, ihre Tafelgüter zusammenhalten konnten. Die Einnahmen aus dem Verkauf der Bleinachbildungen der Hostien an die Pilger wurden zu einem Drittel für den Bau der Wilsnacker Kirche, zu einem Drittel für den Bau des bischöflichen Schlosses verwendet, während das restliche Drittel für den Havelberger Domausbau vorgesehen war.

Eine starke Werbewirkung wurde durch neue Ablassbriefe erzielt. 1388 wurde durch den besuchsweise in Wilsnack anwesenden Bischof Johannes von Schleswig ein Ablassbrief erteilt, 1392 ein weiterer durch den Bischof Georg von Lemberg<sup>25)</sup>. Für den Kirchenbau war schon 1388 von dem päpstlichen Legaten Kardinal Philipp von Alconia, Bischof von Ostia, ein Ablassbrief ausgestellt worden<sup>26)</sup>. 1389 erließ Erzbischof Albrecht von Magdeburg einen Ablassbrief, und zwei Jahre später stellte er einen weiteren aus und übersandte der Wilsnacker Kirche eine Reliquie. Der Bischof von Schwerin hatte 1391 den Ablassbrief der vier Bischöfe selbständig reproduziert<sup>27)</sup>.

So zeigt sich zunächst eine vielseitige Förderung des Wilsnacker Wunderblutes. Aber bald stellte sich heraus, daß dort Mißbrauch getrieben wurde. Gegen die maßlose Art der Wundergeschichten, die von Wilsnack ihren Ausgang nahmen, haben bald die benachbarten Bischöfe ihre Stimme erhoben. Eine Hauptursache hierfür wird das Abfließen der Opfergelder in die Havelberger Diözese gewesen sein. Der Bischof von Verden ließ um 1400 den von Wilsnack zurückkehrenden Pilgern die Bleiabzeichen von den Hüften reißen<sup>28)</sup>. Auch in Prag war man aufmerksam geworden und hatte eine Kommission, zu der auch Johann Hus gehörte, zur Untersuchung der Vorgänge eingesetzt. Ein Synodalbeschuß von 1405 traf die Anordnung, wonach mindestens einmal im Monat von der Kanzel vor der Wallfahrt nach Wilsnack zu warnen war<sup>29)</sup>. 1412 nahm auch der Erzbischof von Magdeburg Stellung gegen das Wunderblut und verlangte von seinem Havelberger Suffragan Rechenschaft über die Mißbräuche in Wilsnack. Magdeburg hatte vorher das Wunderblut durch einen Ablassbrief unterstützt. Aber die Entwicklung der Dinge hatte das Erzbistum auf die Seite der Gegner gebracht. Magdeburg bestritt die Existenz des Wunderblutes und erklärte die Wundergeschichten für Lügen<sup>30)</sup>.

In Havelberg war man vorsichtig geworden und von der Wunderkraft der Hostien abgerückt, indem man erklärte, in Wilsnack würde nicht das Blut, sondern das Sakrament, also das an jeder geweihten Hostie geschehene Wunder, verehrt. Das Volk aber wurde im Glauben an das besondere an diesen Hostien geschehene Wunder gelassen, denn von den theologischen Streitigkeiten erfuhr es nichts. Diese wurden nur innerhalb der Geistlichkeit durchgeführt.

Es ist nicht bekannt geworden, daß dieses Vorgehen gegen Wilsnack irgendeine Wirkung gehabt hat. Erst nach einigen Jahrzehnten beginnt wieder der Kampf um die Anerkennung des Heiligen Blutes, der von 1443—1453 seinen Höhepunkt erreicht. Auf der einen Seite der streitenden Parteien befand sich der Erzbischof von Magdeburg, der die Mißstände in Wilsnack, das in seiner Erzdiözese lag, nicht dulden und gleichzeitig die Gelegenheit benutzen wollte, seine Metropolitangewalt gegenüber seinem Suffragan, dem Bischof von Havelberg, anzuziehen. Die treibende Kraft war der Magdeburger Domherr Heinrich Tocke, ein Mann, der die Mißstände in Wilsnack aus lautersten religiösen Motiven bekämpfte. Magdeburg hatte auch die Universitäten gegen Wilsnack mobil gemacht und sich bei dem Provinzialkonzil von 1451 die Unterstützung des Kardinallegaten Nikolaus von Cusa, eines in Kirche und Wissenschaft hoch angesehenen und einflußreichen Mannes, zu sichern verstanden.

Auf der andern Seite stand der sich stets vorsichtig im Hintergrund haltende Bischof von Havelberg Konrad von Lintorff, ein in allen Schlichen der kirchlichen und weltlichen Diplomatie erfahrener Mann, der sich so wenig wie möglich um die Anordnungen seines Diözesanherrn, des Erzbischofs von Magdeburg, kümmerte. Ihm lag in erster Linie daran, aus finanziellen Gründen das Wunderblut zu Wilsnack zu erhalten und alle Eingriffe von anderer Seite auszuschalten. Dabei war er sich der Deckung durch seinen Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich II., völlig sicher, in dessen diplomatischem Dienst er stand. Er hatte bei seiner

Wahl zum Bischof im Jahre 1427 dem Kurfürsten einen Revers ausgestellt, in dem er die Landsässigkeit seines Bistums ausdrücklich anerkennt<sup>31)</sup>. Damit war die ursprünglich reichsunmittelbare Stellung Havelbergs endgültig verlorengegangen. 1439 nennt ihn der Kurfürst seinen Rat, und er ist wiederholt tätig beim Abschluß von Verträgen und in Schlichtungsangelegenheiten mit Nachbarstaaten. Nun bestanden um diese Zeit zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Erzbistum Magdeburg territorial-politische Gegensätze, die ausschlaggebend für die Maßnahmen der streitenden Parteien wurden. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch die Auseinandersetzung über das Wunderblut von Wilsnack betrachtet werden.

Schon um 1426 begannen die ersten Angriffe durch den Magdeburger Domherrn Heinrich Tocke. 1429 gab die theologische Fakultät in Leipzig ein Gutachten gegen Wilsnack ab<sup>32)</sup>. Bei einem Besuch in Wilsnack 1443 hatte Tocke gefunden, daß kaum noch eine Spur der Hostien, viel weniger noch des Blutes zu erkennen war. Er erklärte das Wunderblut für eine Lüge und machte dem Havelberger Bischof Konrad von Lintorf bei einer Aussprache in Magdeburg im Jahre 1443 ernsthafte Vorstellungen. Dieser antwortete ausweichend und unternahm nichts, schlug vielmehr den Weg des passiven Widerstandes ein.

Tocke wandte sich nun direkt an den Kurfürsten Friedrich II. und konnte 1444 in Magdeburg mit ihm verhandeln. Die Unterredung verlief ergebnislos, und Tocke mußte bald einsehen, daß er von ihm keine Unterstützung zu erwarten hatte. Der Kurfürst stand vielmehr entschieden auf der Seite des Bischofs von Havelberg, obwohl er über die Nichtigkeit der angeblich blutenden Hostien aufgeklärt worden war<sup>33)</sup>.

Zu den politischen Gründen kamen auch solche finanzieller Art. An der Wilsnacker Kirche existierten 1447 zwei Altäre, die vom Kurfürsten gestiftet waren und deren Erträge — diese waren infolge der Opfer der Wallfahrer nicht gering — zu seiner Verfügung standen<sup>34)</sup>. Auch die Tatsache, daß der Kurfürst bei dem „godshuse tor Wilsnack“ Anleihen aufnehmen konnte, spricht für ein finanzielles Interesse an Wilsnack<sup>35)</sup>.

Nach dem Tod des Erzbischofs Günther von Magdeburg im Jahre 1445, der Tockes Bestrebungen unterstützt hatte, kam Graf Friedrich von Beichlingen auf den Magdeburger Stuhl. Er griff sofort die Wilsnacker Angelegenheit auf. Aber zu keiner der Tagfahrten, die der Erzbischof in den Jahren 1446—1449 angesetzt hatte, erschien der persönlich vorgeladene Bischof von Havelberg. Er fehlte unter den verschiedensten Begründungen; nur gelegentlich schickte er wenigstens Vertreter. Irgendein Ergebnis konnten daher diese Verhandlungen nicht haben. Daneben ging der literarische Kampf gegen Wilsnack weiter. Magdeburg erfreute sich namentlich der Unterstützung durch die Universitäten. Prag, Leipzig und Erfurt sind die Zentren des literarischen Kampfes gegen die in Wilsnack betriebene Ausbeutung des Wunderglaubens<sup>36)</sup>.

Kurfürst Friedrich II., der, wie erwähnt, als politischer Gegner des Erzstiftes Magdeburg den Bischof von Havelberg deckte, hatte sich in den Minoriten Matthias Döring und Johannes Kannemann zwei geschickte Verfechter des Wunderblutes gesichert. Döring, der damals zu den ersten politischen Schriftstellern Deutschlands zählte, war auch als Geschichtsschreiber und Theologe angesehen; er wurde das berühmteste Mitglied des Konvents des Franziskanerklosters Kyritz<sup>37)</sup>. Döring war damals Provinzial der Franziskaner in der Provinz Sachsen, seit 1446 tritt er als der literarische Verteidiger des Wilsnacker Heiligtums in Erscheinung<sup>38)</sup>. Magister Kannemann war Mitglied der Erfurter Fakultät, Lektor in Magdeburg und Studiendirektor des dortigen Franziskanerklosters<sup>39)</sup>. Er reiste im Auftrag des Kurfürsten nach Rom und erwirkte dort am 2. Januar 1447 eine reichliche, der Erneuerung nicht bedürftige Ablaßerteilung für die

Besucher des Heiligen Blutes und für die Wohltäter der Wilsnacker Kirche. Alle Gegenmaßnahmen Magdeburgs blieben ohne Erfolg. Eine Aussicht hierauf schien sich erst zu bieten, als die politischen Differenzen zwischen dem Kurfürsten und dem Erzstift durch den Zinnaer Hauptvergleich (1449) beigelegt wurden und als das 1451 in Magdeburg unter dem Vorsitz des Kardinallegaten Nikolaus Cusanus tagende Provinzialkonzil, zu dem der Bischof von Havelberg wieder nicht erschienen war, sich eindeutig gegen Wilsnack aussprach<sup>40)</sup>. Es war der letzte gewaltige Schlag der Magdeburger Kirche, von dem es zunächst schien, als ob er eine vernichtende Wirkung gegen Wilsnack haben würde.

Da Havelberg hierauf nicht reagierte, exkommunizierte der Erzbischof von Magdeburg den Bischof von Havelberg wegen Nichtbeachtung seiner Anordnungen. Nun hatte dieser, der vorausgesehen haben mochte, daß Magdeburg mit aller Kraft gegen ihn vorgehen würde, schon am 10. September 1447 einen päpstlichen Schutzbrief für alle Güter und Rechte des Havelberger Stifts erwirkt, mit dem als päpstliche Konservatoren zwei Räte des Kurfürsten, nämlich die Pröpste von Brandenburg und Stendal, nebst dem von Schwerin eingesetzt worden waren. So war gegen die Magdeburg zustehende Metropolitangewalt durch außerordentliche Übertragung päpstlicher Gewalt auf Beamte des Kurfürsten ein wirksames Gegengewicht geschaffen. Auf die von Magdeburg ausgesprochene Exkommunikation antwortete der Havelberger Bischof nun in der Weise, daß er durch die als Konservatoren des Havelberger Stifts eingesetzten Pröpste von Brandenburg und Stendal den Erzbischof von Magdeburg exkommunizieren ließ<sup>41)</sup>. Dies hatte den Ausbruch offener Feindseligkeiten im Gefolge, wobei die Mecklenburger Herzöge dem Bischof bewaffneten Beistand leisteten.

Damit war der Streit auf dem Höhepunkt angelangt. Beide Parteien stützten sich auf apostolische Vollmachten. Nun griff Rom ein. Der von beiden Seiten bei der Kurie eingeleitete Prozeß wurde durch die Bulle des Papstes Nikolaus V. vom März 1453 zugunsten Havelbergs und des Heiligen Blutes entschieden<sup>42)</sup>. Die gegenseitigen Exkommunikationen wurden aufgehoben, gleichfalls das über Wilsnack verhängte Interdikt, und die gänzliche Beilegung des Streites anbefohlen. Im Hinblick auf diese Entscheidung gab der Erzbischof von Magdeburg den Kampf auf; Havelberg war auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Damit war das Weiterbestehen der Wunderblutstätte, wie sich in der Folge zeigen wird, für fast weitere hundert Jahre gesichert, ja die große Zeit des Wallfahrtsortes beginnt erst jetzt.

Fragt man nach Gründen, die die päpstliche Entscheidung beeinflussen haben könnten, so sind diese auf politischem Gebiet zu suchen. Vermutlich hat Kurfürst Friedrich II., der um diese Zeit in Rom weilte und dem eine Anzahl päpstlicher Gnadenerweisungen zu teil wurden, auf diese Entscheidung einen bestimmenden Einfluß ausgeübt<sup>43)</sup>. Er stand seit dem Konkordat von 1447 in guten Beziehungen zu Rom<sup>44)</sup>; er hatte eine starke Zurückdrängung der geistlichen Gerichtsbarkeit sowie Aufsichtsrechte gegenüber den Klöstern und das wichtige Recht der Nomination der Bischöfe seiner drei Landesbistümer erreicht, und es ist anzunehmen, daß er auch jetzt in diesem für Wilsnack so entscheidenden Zeitpunkt eingegriffen hat.

Die Wallfahrten kamen jetzt erst recht in Aufnahme. 1471 stellten die Kardinäle Gregor und Franziskus von Gonzaga einen Ablaßbrief aus<sup>45)</sup>. Ein weiterer von 1500 ist von den Kardinalbischöfen Oliver von Sabina und Johannes von Porto sowie zehn weiteren Kardinalpriestern und -diakonen ausgestellt; es war eine farbige Prunkausfertigung mit reichen Blumenornamenten an den Rändern, oben in der Mitte das Schweißtuch der heiligen Veronika, in den Ecken die Apostel Petrus und Paulus<sup>46)</sup>. Auch die Kunst des Buchdruckes wurde in den Dienst für Wilsnack gestellt. Es sind uns Drucke von 1509, 1520, 1521 erhalten, die

in Magdeburg, Lübeck und Rostock erschienen und die Legende von der Entstehung des Heiligen Blutes weiten Kreisen zugänglich machen sollten<sup>47)</sup>. Die Kirche in Wilsnack erfreute sich weiter frommer Stiftungen. Wir hören von der Gründung neuer Altäre und Kapellen, auch von einem Hospital für die Pilger<sup>48)</sup>.

Der Kurfürst Friedrich II., der sich so entschieden für Wilsnack eingesetzt hatte, weilte wiederholt dort. Von seiner Anwesenheit hören wir 1437, 1438, 1439, 1440, 1442. Anlässlich eines Fürstentages weilte er 1443 ebenfalls dort. 1453, kurz vor seiner Wallfahrt nach dem Heiligen Grab, besuchte er Wilsnack; später hat er diese Reisen noch wiederholt. Von den dortigen Mißständen blieb er unbeeinflusst. Auch sein Nachfolger Albrecht Achilles zeigte eine besondere Vorliebe für Wilsnack und wählte diesen Ort wiederholt für politische Verhandlungen. So fanden dort 1471 Verhandlungen zwischen Brandenburg und Braunschweig statt, 1472 eine Zusammenkunft mit seiner Schwester, der Königin von Dänemark, zur Besprechung von Erbteilungsfragen, 1473 eine Tagung zur Beratung über die Sicherheit der öffentlichen Straßen. Mit dem Herzog Heinrich von Münsterberg weilte er vermutlich 1476 in Wilsnack, und im gleichen Jahr fand dort eine Fürstentagung statt, die sich mit der Wiederherstellung des Landfriedens befaßte. 1479 hören wir von Verhandlungen in Wilsnack zwischen Brandenburg, Mecklenburg und Pommern, 1486 von einer Städtetagung, auf der Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock u. a. erschienen. Von Wilsnack ging 1492 Herzog Balthasar von Mecklenburg auf die Wallfahrt nach dem Heiligen Land<sup>49)</sup>.

Durch das Wunderblut war Wilsnack zu einem in ganz Europa bekannten Wallfahrtsort geworden. Es entwickelte sich schnell aus einem Dorf zur Stadt. 1391 noch wird es als villa bezeichnet, 1397 erscheint es bereits als oppidum mit proconsules und consules. Zunächst war die benachbarte Plattenburg der Hauptort des hier gelegenen bischöflichen Gebietes, aber sie wurde schon Ende des 14. Jahrhunderts aus dieser Stellung durch das schnell aufblühende Wilsnack verdrängt<sup>50)</sup>. Der rege Besuch gab bereits 1424 dem Bischof von Havelberg die Veranlassung, ein Kaufhaus zu bauen. Auf den Markttagen ging es lebhaft zu. Die Stendaler Tuchmacher, die ihr Tuch sonst nur in ganzen Stücken verkaufen durften, konnten es in Wilsnack wie auch in einigen anderen Orten im Ausschnitt absetzen<sup>51)</sup>. Für den Besuch süddeutscher Kaufleute spricht der Umstand, daß 1424 Nürnberger auf dem Weg nach Wilsnack niedergeworfen werden. Auch unrechtmäßig erworbene Ware wurde mitunter dort abgesetzt: 1497 hat auf dem dortigen Jahrmarkt ein Jude ein gestohlenes Pferd gekauft<sup>52)</sup>. 1513 wurden die Markttagge wie folgt festgelegt: Am ersten Freitag nach den Fasten und nach dem Sonntag Estomihi, alsdann alle Freitage das ganze Jahr hindurch<sup>53)</sup>.

Zur Aufnahme der zahlreichen Pilger standen viele Herbergen bereit, deren Namen uns genannt werden: Zum doppelten Adler, zum goldenen Adler, zum Löwen, zum Bären, zum neuen Mann, zum weißen Roß, zum schwarzen und roten Hahn, zum goldenen Kelch, zur Windmühle, zum Hirsch, zum roten Speerwagen, zum weißen Schwan, zum Ochsenkopf, zum roten Ziegel, zum Stuhl, zur Tasche u. a. m. Die Herbergen hatten, wie es in großen Städten bei vornehmen Wirtshäusern üblich war, Schilder, die mit einer dem Namen entsprechenden Bemalung an langen Stangen hingen<sup>54)</sup>. Auch die Aufzählung dieser Namen, die keineswegs vollständig ist, läßt den starken Verkehr erkennen.

Zu Fuß, zu Pferd oder mit dem Wagen kamen die Pilger aus allen Richtungen herbei. An der Straße von Perleberg nach Wilsnack weist in der Ünzer Heide der Pilgerbrunnen darauf hin<sup>55)</sup>. In Neuruppin steht an der Neustädter Straße eine alte Denksäule, die „Weiße Nonne“; Joachim von Wuthenow hat sie aus Dankbarkeit für seine glückliche Rückkehr vom Heiligen Grab in Jerusalem errichten lassen. Zur Zeit der Pil-

gerfahrten nach Wilsnack war die Weiße Nonne an der viel benutzten Straße ein Stationshäuschen mit ewigem Licht<sup>56)</sup>. Am Wege von Lübeck nach Schönberg in Mecklenburg hat sich ein alter Wegweiser erhalten, der zu den wenigen gehört, die sich einwandfrei datieren lassen, denn es liegt die testamentarische Verfügung eines Lübecker Bürgers von 1456 vor, der den Stein setzen ließ. Das schöne Radkreuz trägt die Inschrift: Biddet got vor den ghever des Wisers na dor Wilsnacke; es hat auch das Pilgerzeichen, die drei Hostien<sup>57)</sup>. Weist dieser Stein auf Pilger aus dem Ostseegebiet, so wird zum Jahr 1487 berichtet, daß zahlreiche Wallfahrer aus Sachsen und Meßen kamen. Die Stadt Siegen hatte 1465 unter ihren Ausgaben einen Posten, der als jährliches Opfer bezeichnet wird: „zom hilgen Blode zo der Wiltzenach, uff das der priester got vor die gantze gemeyne bidde“; 1466 fanden aus Siegen Wallfahrten nach Wilsnack statt<sup>58)</sup>.

Aber nicht nur Deutsche kamen nach Wilsnack, sondern auch Ausländer, so Polen in Zügen von 200 bis 300 Personen. Im Jahre 1452 kamen Pilger aus Ungarn. Auch aus Schottland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Böhmen strömten Wallfahrer herbei. Soweit die Pilger den Spree-Übergang von Berlin benutzten, waren sie für die Fortsetzung ihres Weges auf die über Tegel, Heiligensee, Bützow nach Nordwegen führende Straße angewiesen. Diese soll „Heiliger Blutsweg“ genannt worden sein; nachweisen läßt sich allerdings nur die abweichende, im Spandauer Erbreger von 1590 vorkommende Bezeichnung, „Heiligen Sehischer Blutwegk“<sup>59)</sup>.

Die Bedeutung Wilsnacks findet auch darin ihren Ausdruck, daß es schon auf den ältesten Karten angezeigt wird. Auf der Landkarte nach Nikolaus Cusanus nach 1493 (im handschriftlichen Exemplar der Leydener Universitätsbibliothek im Codex Vossianus latinus) wird auch Wilsnack angegeben, und zwar mit dem Zusatz s. sanguis, also Heilig Blut. Ebenso zeigt die gleichfalls von Cusanus entworfene erste Karte von Mitteleuropa, die 1491 in der fränkischen Bischofsstadt Eichstädt gestochen wurde, unter den wenigen Plätzen, die in der Mark überhaupt angegeben werden, unser Wilsnack. Die Karten von Georg Erlinger von Augsburg (Bamberg 1524–1530) und die bekannte von Sebastian Münster von 1525 geben nicht mehr die Ortsbezeichnung Wilsnack, sondern Heilig Blut.

Nach der Zerstörung des Wunderblutes (1552) taucht wieder die alte Bezeichnung auf, so bei Tilemann Stella („Die gemeine Landtaffel“, Siegen 1560) mit dem Namen Wilsenac, bei Heinrich Zell zu Straßburg 1560 mit Welsenach und 1578 mit Wilsenach<sup>60)</sup>. Einen besonderen Hinweis aber verdient in diesem Zusammenhang die älteste Straßenkarte der modernen Welt, nämlich Erhard Etzlaubs Romweg-Karte, die für die Pilger zum Heiligen Jahr 1500 in Nürnberg gedruckt wurde. Sie zeigt als neuartiges Kartenelement in Meilenpunktmanier die durch Deutschland zur Ewigen Stadt führenden Straßen. In ihr sind auch die bedeutendsten Wallfahrtsorte vermerkt, und als solcher ist u. a. das märkische Wilsnack ebenso wie das mecklenburgische Sternberg durch eine neben den Ortsnamen gezeichnete Kirche angegeben<sup>61)</sup>.

Wenn die Pilger nach einer oft langen und beschwerlichen Reise Wilsnack erreicht hatten, suchten sie das letzte Ziel, die Wunderblutskirche, auf. Manches Ave Maria wird dankerfüllter Brust entstiegen sein, sobald die Gläubigen den riesigen Bau betraten, der bis in unsere heutigen Tage beherrschend das Stadtbild überragt. Wir zählen ihn zu den bedeutendsten Bauten aus dem großen architektonischen Reichtum, den uns das Mittelalter überlassen hat. Er ist der lebendigste Zeuge der einstigen Wunderblutheerlichkeit.

Der Bau begann 1384 auf dem Platz der ehemaligen abgebrannten Dorfkirche und war im wesentlichen um 1400 vollendet. Die dem St. Nikolaus geweihte Kirche



wurde als dreischiffige kreuzförmige Halle errichtet, zeigt starke Anklänge an den bedeutenden Dom von Stendal, übertrifft ihn aber in der Spannweite des Mittelschiffes. Der ehemals um den Chor laufende niedrige Umgang ist verschwunden. Ein romantischer Winkel findet sich im Norden der Kirche. Dort führt zu dem einstigen Prälatenhaus, dem späteren Schloß der von Saldern, auf zwei weitgespannten Bögen ein Verbindungsgang vom Querschiff hinüber<sup>62</sup>). Einer der stärksten Förderer des Baues war Bischof Johannes Wöpelitz (1385 bis 1401), dessen lebensgroßes Standbild aus Sandstein von treffender Bildähnlichkeit an einem Pfeiler aufgestellt ist. Er war ein baufreudiger Mann, dem im wesentlichen auch die innere Ausstattung des Havelberger Domes zu verdanken ist, insbesondere der berühmte Lettner; die Kosten dafür wurden aus den dem Wunderblut zufließenden Beiträgen bestritten<sup>63</sup>).

Die Kirche in Wilsnack blieb unvollendet, denn für den Bau waren Ausmaße vorgesehen, die selbst mit den reichen, dafür zur Verfügung stehenden Mitteln nicht verwirklicht werden konnten. Man mußte ihn Mitte des 15. Jahrhunderts zu einem vorläufigen Abschluß bringen. Der Turm der abgebrannten Dorfkirche, um den herum der Neubau errichtet worden war, blieb im Innern stehen. Da die Türme fehlen, zeigt das Äußere noch mehr das Gepräge des Unvollendeten. Die äußere Turmwand wurde durch einen mächtigen Renaissancegiebel abgeschlossen.

Seit der päpstlichen Entscheidung zugunsten Wilsnacks vom Jahre 1453 sind eigentliche Angriffe auf das Wunderblut nicht mehr erfolgt, abgesehen von gelegentlichen Einwendungen. Zu einem erneuten Vorgehen gegen das Wunderblut kommt es dann 1520, als Martin Luther sich in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ sehr energisch gegen die Wallfahrten und damit auch gegen Wilsnack wendet, das er wie andere ähnliche Orte mit dem Namen aufführt. Und nun war der Zeitpunkt der Zerstörung des Wunderblutes nicht mehr fern. Die evangelische Gemeinde in Wilsnack war bis 1548 so weit erstarkt, daß sie einen eigenen evangelischen Geistlichen, Joachim Ellefeld berufen konnte. Katholischer und evangelischer Gottesdienst fand nebeneinander in der Kirche statt und führte zu Konflikten. Dies bewog Ellefeld, am 28. Mai 1552 die Wunderhostien zu verbrennen<sup>64</sup>). Das Domkapitel von Havelberg veranlaßte seine Festsetzung auf der Plattenburg und machte alle Anstrengungen, um seine Verurteilung zum Tode zu erwirken. Nun setzte mannigfache Fürsprache für Ellefeld ein. Schließlich übertrug der Kurfürst dem Landeshauptmann Kurt von Rohr den Prozeß, in dessen Verlauf Ellefeld des Landes verwiesen wurde. Sein Nachfolger wurde Thomas Bremer. Im August 1552 wurden alle Kleinodien und alles Silberwerk der Kirche zu Wilsnack nach Berlin gebracht. Die große Glocke, ein hervorragend schönes Stück, wurde auf Befehl des Kurfürsten in den Berliner Dom überführt<sup>65</sup>).

### 3. Wilsnack nach der Zerstörung des Wunderblutes

Das Städtchen Wilsnack mit der Herrschaft Plattenburg trat Joachim II. seinem Rat Matthias von Saldern als Pfand, später als erbliches Lehn ab. Dem Domstift Havelberg waren damit die sich daraus ergebenden Einkünfte entzogen, und es konnte daher die auf ihm ruhenden Lasten der Kirche in Wilsnack nicht mehr tragen. Die von Saldern sind an seine Stelle getreten; freilich hat es an Streitigkeiten hierbei nicht gefehlt. Das Kirchenvermögen war 1577 immerhin noch so groß, daß ein ausreichender Überschuß für Reparaturen vorhanden war. Der Dreißigjährige Krieg aber war geradezu verhängnisvoll für das Vermögen der Wilsnacker Kirche. Ungeschickte Verwaltung hat ferner dazu beigetragen, daß weitere Verluste entstanden. Freiwerdende Kapitalien wurden nicht von neuem zinstragend angelegt, sondern für laufende Ausgaben verbraucht. Eine Kirchenrechnung des Jahres 1731 läßt erkennen, daß die jährlichen Ausgaben bedeutend höher als die Einnahmen waren. So ging das einst beträchtliche Kirchenvermögen schließlich bis auf einen geringen Rest verloren<sup>66</sup>).

Seitdem die Wallfahrer fortblieben, zog in Wilsnack wieder dörfliche Stille ein. Auch das 19. Jahrhundert mit seinem zunehmenden Verkehr änderte nichts daran. Selbst die Anlage eines Heil- und Moorbades vermochte nur in bescheidenem Umfang Gäste anzuziehen. Die Schnellzüge auf der Berlin-Hamburger Strecke fuhren ohne Aufenthalt durch Wilsnack durch. Nur ein aufmerksamer Fahrgast mochte überrascht aufsehen, wenn er vom Zuge aus das hohe Schiff der einstigen Wallfahrtskirche erblickte. Die Stadt zehrt von ihrer Vergangenheit, ganz im Gegensatz zum benachbarten Wittenberge, in dem die Gegenwart alles, die geschichtliche Vergangenheit nur wenig bedeutet.

Eine Frage bleibt noch zu erörtern. War der Priester Johannes Calbutz das Opfer einer Täuschung geworden, als er nach dem Brand die Hostien bluten sah? Martin Luther wußte keine andere Erklärung, als daß der Teufel die Hand im Spiel gehabt habe. War das alles Aberglaube? Es mußten erst einige Jahrhunderte vergehen, bis hierfür eine Erklärung gegeben werden konnte. Das 19. Jahrhundert enthielt dem suchenden Auge unter dem verbesserten Mikroskop eine Wunderwelt kleinster Lebewesen, nämlich sogenannte Spaltpilze (Bakterien). Eine besondere Art zeichnet sich durch einen blutroten Farbstoff aus. Auf geeigneten Nährböden erzeugt diese Art blutrote Flecken, ja förmliche Schleimmassen, die wie Blut abfließen. Ein solcher Nährboden ist vor allem Brot. Einem Berliner Naturforscher, Christian Gottfried Ehrenberg, verdanken wir diese Feststellung. Er erkannte sofort die Möglichkeit, daß gerade dieser Spaltpilz die natürliche Ursache des Blutes feucht gewordener Hostien gewesen sein könnte. *Micrococcus prodigiosus*, Wunderpilz, ist sein Name. Und damit war auch diese bis dahin ungelöste Frage beantwortet; sie hatte ihre natürliche Klärung gefunden<sup>67</sup>).

#### Anmerkungen:

Das umfangreiche Schrifttum über das Heilige Blut von Wilsnack ist zusammengestellt von Gottfried Wentz in *Germania Sacra* I. 2. Das Bistum Havelberg (1933) S. 7 f. Alle älteren Arbeiten gehen zurück auf Matthaeus Ludacus, *Historia von der erfindung, Wunderwerken und zerstörung des vermeinten heiligen Bluts zur Wilsnack, Wittenberg 1586*. Neu bearbeitet wurden die Vorgänge dann in dem grundlegenden, 1881 erschienenen Werk des damaligen Oberpfarrers von Wilsnack Ernst Breest: *Das Wunderblut von Wilsnack (1383–1552)*, Märk. Forsch. XVI. Band (1881), S. 131–301. Wertvolle Aufschlüsse brachte Bruno Hennig in seinen beiden Arbeiten: *Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern in der Mark Brandenburg und die päpstlichen Privilegien des Jahres 1447 (1908)* sowie *Kurfürst Friedrich II. und das Wunderblut zu Wilsnack FBPG (1906) S. 391–422*, in denen er die Bedeutung der territorial-politischen Faktoren für die Vorgänge hervorhob.

4) J. Hashagen, *Das religiöse Gesicht der Hohenzollern. FBPG Bd. 53 (1941) S. 164.* — 2) I. H. Gebauer, *Religionsgeschichte*. In: Friedel-Mielke, *Landeskunde der Prov. Brandenburg II (1910) S. 140.* — 3) W. Dersch, *Deutschland vor der Reformation. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine. 82 Jg. (1934) Sp. 141.* —

4) W. Hoppe, *Kloster Zinna. (1914) S. 107.* Eine Wiedergabe des Titelblattes des Marienpsalters in Mbl. d. Touristenklub f. d. M. Br. XXII. Jahrg. (1913) S. 69. Zur Mariendichtung: Merker-Stammler, *Reallexikon d. dt. Literaturgesch. II (1928/29) S. 332.* — 5) H. Bülow, *Reichenfelde. Die Neumark. Jb. d. Ver. f. d. Gesch. d. Neumark (1934) S. 5–38.* — 6) *Germania Sacra I 2 Bistum Havelberg. (1933) S. 186*, ferner M. Henning, *Alt-Krüssow. Mbl. d. Landesgeschichtl. Vgg. f. d. M. Br. (1938) S. 6 f.* — 7) J. Heidemann, *Die Reformation in der Mark Brandenburg. (1889) S. 53, Anm. 2.* — 8) ebda. S. 37. — 9) *Germania Sacra I 2 S. 275.* — 10) Heidemann, a.a.O. S. 40. — 11) ebda. S. 41. — 12) W. Hoppe, *Lenzen. (1929) S. 65.* — 13) W. Zahn, *Die altmärkischen Dorfkirchen u. ihre Geistlichen im Mittelalter. 34. Jahresbericht d. Altmärk. Ver. f. vaterländische Gesch. zu Salzwedel (1907) S. 76.* — 14) ebda. S. 53 bis 54. — 15) W. Zahn, *Heimatkunde der Altmärk. 2. (1928) S. 229.* — 16) W. Zahn, *Dorfkirchen a.a.O. S. 86.* — 17) W. Hoppe, *Geschichte der Stadt Königsberg in: Die Kunstdenkmäler des Kreises Königsberg (Neumark) Heft II, S. 15*, ferner Hans Bülow, *Die Jerusalemskapelle und das Jerusalems- oder Heilige Kreuzhospital zu Königsberg i. d. Neumark. Die Neumark. Jb. d. Ver. f. Gesch. d. Neumark. Landsberg (Warthe) 1939, S. 127–144.* — 18) Hoppe, *Zinna a.a.O. S. 127.* — 19) R. Lehmann, *Gesch. d. Markgraftums Niederlausitz. (1937) S. 125.* —

<sup>20)</sup> E. Wollesen, Zwei Auszüge aus dem Werbener Schöppenburg, Stendaler Beitr. V, 2 (1926) S. 50–51. — <sup>21)</sup> Breest a.a.O. S. 142. — <sup>22)</sup> Germania Sacra I 2 S. 121. — <sup>23)</sup> Breest a.a.O. S. 146. — <sup>24)</sup> Germania Sacra a.a.O. S. 59. — <sup>25)</sup> ebda. a.a.O. S. 121. — <sup>26)</sup> Breest a.a.O. S. 154. — <sup>27)</sup> ebda. S. 154 f. — <sup>28)</sup> ebda. S. 163. — <sup>29)</sup> ebda. S. 164 f. — <sup>30)</sup> Hennig, Kurfürst Friedrich II., a.a.O. S. 398. — <sup>31)</sup> Germania Sacra a.a.O. S. 63. — <sup>32)</sup> Hennig, Kurfürst Friedrich II., a.a.O. S. 399 Anm. 1. — <sup>33)</sup> ebda. S. 87. — <sup>34)</sup> ebda. S. 403. — <sup>35)</sup> ebda. S. 404. — <sup>36)</sup> ebda. S. 392. — <sup>37)</sup> Germania Sacra a.a.O. S. 345. — <sup>38)</sup> Hennig, Kurfürst Friedrich II., a.a.O. S. 89, 91. — <sup>39)</sup> Breest a.a.O. S. 208. — <sup>40)</sup> Germania Sacra a.a.O. S. 64. — <sup>41)</sup> Hennig, Kurfürst Friedrich II., a.a.O. S. 418, 420. — <sup>42)</sup> Germania Sacra a.a.O. S. 64. — <sup>43)</sup> Hennig, Kurfürst Friedrich II., a.a.O. S. 421. — <sup>44)</sup> Hennig, Kirchenpolitik a.a.O. S. 23 ff. — <sup>45)</sup> Breest a.a.O. S. 274. — <sup>46)</sup> Germania Sacra a.a.O. S. 121. — <sup>47)</sup> ebda. S. 7. — <sup>48)</sup> Breest a.a.O. S. 275. — <sup>49)</sup> ebda. S. 191 f., 277 ff. — <sup>50)</sup> W. Luck, D. Prignitz, ihre Besitzverhältnisse v. 12. bis z. 15. Jh. (1917) S. 61. — <sup>51)</sup> L. Götz, Urkundliche Geschichte d. Stadt Stendal (1873) S. 336. — <sup>52)</sup> F. Priebatsch, Der märkische Handel am Ausgang des Mittelalters. Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins. Heft XXXVI (1899) S. 22, Anm. 1, S. 11, Anm. 5. — <sup>53)</sup> W. Spatz in: Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg. Kreis Westprignitz (1909) S. 308. — <sup>54)</sup> Breest a.a.O.

S. 155, Anm. 2 (zitiert nach Ludecus, Vorrede). — <sup>55)</sup> H. Mundt, D. Heer- und Handelsstraßen d. M. Br. (1932) S. 99. — <sup>56)</sup> W. Bartelt, Tore, Straßen, Plätze u. Befestigung Neuruppins (1926) S. 70. — <sup>57)</sup> R. Beltz, Steinmale, Mecklenburg. Zs. d. Heimatbundes Mecklenburg. 19. Jg. (1924) S. 75 mit Abb. d. Wegkreuzes. — <sup>58)</sup> Breest a.a.O. S. 278. — <sup>59)</sup> W. Dürks, Zw. See u. Havel — das sagenumwobene Heiligensee in: Pauls — Tessendorf, Der Marsch in die Heimat. (1937) S. 491. Vgl. hierzu die Einwendungen von (Johs.) Sch. (uitze) in FBPG. Bd. 50, S. 184 f. — <sup>60)</sup> A. Herrmann, Die ältesten Karten von Deutschland bis Gerhard Mercator. 22 Taf. in Faksimile mit erläuterndem Text. (1940). — <sup>61)</sup> H. Krüger, Die Romweg-Karte Erhard Etzlaubs vom Heiligen Jahr 1500 im Rahmen der zeitgenössischen Kartographie. Arch. f. d. Post- u. Fernmeldewesen. Frankfurt/Main 2. Jg. (1950) S. 921. — <sup>62)</sup> G. Dehio, Hdb. d. dt. Kunstdenkm. II. Nordostdt. (1926) S. 508 f., ferner Kunstdenkm. Kr. Westprignitz S. 321. — <sup>63)</sup> Germania Sacra a.a.O. S. 59. — <sup>64)</sup> Heidemann a.a.O. S. 336; Breest a.a.O. S. 285. — Germania Sacra I, 2. S. 118, gibt irrtümlich das Jahr 1532 statt 1552 an. — <sup>65)</sup> Kunstdenkmäler, Kr. Westprignitz a.a.O. S. 333. — <sup>66)</sup> R. Rudloff, Die Geschichte eines Kirchenvermögens. Jahrbuch f. Brdbg. Kirchengeschichte. 22. Jg. (1927) S. 150 ff. — <sup>67)</sup> W. Bölsche, Das Wunderblut zu Wilsnack in: Rich. George, Hie gut Brandenburg alleweg! (1900) S. 209 f.

Emil Schwartz:

## Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg

### I

## Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin

Seit dem Jahre 1140 gab es ein pommersches Bistum, dessen Sitz seit 1176 in Kammin war, und dessen Sprengel sich nach anfänglichen Schwankungen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts über die nördliche Uckermark bis etwa zu einer Linie östlich Feldberg (Mecklbg.) über den Karwitzer See, südwestlich Hardenbeck, südlich Klaushagen, Petznick, westlich Ringenwalde, an der Nordseite des Grimnitzsees und Wolletzsee entlang, südöstlich Greiffenberg, Briest, am Welselauf entlang südlich Vierraden vorbei bis zur Oder erstreckte<sup>1)</sup>. Das Ausscheiden dieses Teiles der Uckermark aus dem Kamminer Diözesanverbande im Verlauf der Reformation hat Herold im Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte Bd. 35 (1940) S. 140 f. bereits berührt, jedoch erscheint die Entwicklung der kirchlichen Rechtsverhältnisse einer genaueren Untersuchung bedürftig.

Aus der Bewegung der Geister, die seit 1517 auch die Bewohner der Diözese Kammin ergriffen hatte, konnten sich rechtliche Schwierigkeiten für die Stellung des Bischofs gegenüber der Uckermark nicht ergeben, solange sowohl in Brandenburg wie in Pommern die Landesherren und die Kirchenobrigkeiten an dem alten Glauben festhielten; dagegen mußte notwendig ein Zwiespalt eintreten, nachdem die Herzöge Barnim IX. und Philipp I. von Pommern auf dem Landtage in Treptow an der Rega im Dezember 1534 ihr Land der evangelischen Lehre zugeführt hatten. Der freilich nicht in ein authentisches Aktenstück gefaßte, aber in einem schriftlichen Entwurf niedergelegte Abschied des Landtages ging dahin: „... das Evangelium solle freigegeben werden; der Bischof von Kammin in seinem Verhältnis, Stand und Besitz bleiben, das Gericht in Ehesachen haben so wie die Gewalt, öffentliche Sünde zu strafen; ferner die Prüfung der präsentierten Pfarrer, ihre Institution, auch die Untersuchung der Irrlehre, Wiedertaufe und dergleichen übernehmen... Das Kapitel in Kammin blieb in seinem Stande und in üblicher Befugnis, den Bischof zu wählen.“

Die Pfarrer in Pommern blieben also nach wie vor der Jurisdiktion des Bischofs unterworfen, ihre Einkünfte blieben bestehen, es wurden sogar altgläubigen Priestern ihre Pfründen bis zum Aussterben gesichert<sup>2)</sup>. Bischof Erasmus von Manteuffel bat zunächst um Frist bis nach Ostern 1535, sich mit den Seinen über die Annahme des Abschiedes zu äußern<sup>3)</sup> und erklärte dann: „sie könnten sich nicht vom Römischen Reiche trennen“<sup>4)</sup>. Er fürchtete einerseits

Nachteile für das Bistum, wenn er sich dem Treptower Abschied unterwarf, hoffte aber andererseits, durch die Betonung der Abhängigkeit vom Reiche dem Bistum die Reichsunmittelbarkeit verschaffen zu können.

Auf der Zusammenkunft der Herzöge mit den Ständen an der Swine am 24.–27. Juni 1535 hatten der Bischof und die Stände des Bistums sich jedoch eines anderen besonnen, weil sie Unterstützung ihrer Selbstständigkeitsbestrebungen offenbar nicht fanden. Sie erklärten jetzt, es sei zwar nicht ihre Meinung, sich ihrem Patrone und dem alten Herrschaftsverbande zu Pommern zu entziehen; sie dürften jedoch nicht öffentlich in die Treptower Ordnung willigen, weil die Stiftungsgüter in der Mark und in Mecklenburg auf dem Spiele stünden, sobald das Bistum Kammin offenkundig den Glauben ändere. Des Bischofs und der Stiftsstände offenes Bekenntnis der „Annahme des Evangelii“ sowie des Gehorsams gegen die Landesherren mußte daher diese für den Augenblick zufriedenstellen. Dabei verblieb es, obwohl diese Haltung erkennen läßt, daß der Bischof damals ungefähr ebenso lutherisch gesinnt war wie die Herzöge vor 1534 katholisch gewesen waren<sup>5)</sup>.

Immerhin hatte der Bischof seine Stellung und damit seine bisherigen Jurisdiktionsrechte in seiner Diözese im pommerschen Bereiche sich gewahrt, und es konnte daher erst recht nicht davon gesprochen werden, daß er diese Rechte in dem zur Mark Brandenburg gehörigen Teile der Diözese verloren habe, da weder ein Verzicht dieses Inhalts von seiner Seite noch eine Entziehung seitens der staatlichen oder kirchlichen Obrigkeit vorlag. Diese letztere kam bis zum Tode Kurfürst Joachims I. (11. Juli 1535), der streng am katholischen Bekenntnis festhielt, gar nicht in Frage. Es ist also nicht zutreffend, daß der Bischof bereits 1535 außer Funktion gesetzt sei<sup>6)</sup>.

Diesem Rechtszustande entsprach die weitere Übung in der Uckermark. Denn noch am 17. Oktober 1535 bat der Konvent der Nonnen des Sabinenklosters in Prenzlau den Bischof um die Bestätigung seiner neu gewählten Äbtissin Adelheid v. Kerkow, nachdem Adelheid von Holtzendorf das Amt ihres Alters halber niedergelegt hatte<sup>7)</sup>. Man kann nicht einwenden, daß dieser Vorgang für die Rechtsstellung des Bischofs nichts beweise, weil die Nonnen natürlich an der alten Gewohnheit festgehalten hätten, auch wenn ein Zwang dazu für sie nicht mehr bestanden hätte. Denn sogar

am 12. November 1539, also nachdem bereits Kurfürst Joachim II. am 1. November desselben Jahres seinen Willen zur Umgestaltung des Kirchenwesens öffentlich kundgetan hatte<sup>8)</sup>, bat noch der Rat zu Prenzlau den Bischof um die Genehmigung, das geistliche Lehn der heiligen Kosmas und Damian in der Marienkirche, dessen Einkünfte in 10 Pfd. brandenburgisch aus der Wasserpacht des Uckersees bestanden, mit der Stelle des städtischen Syndikus verbinden zu dürfen<sup>9)</sup>. Der Rat hätte das Gesuch sicher nicht gestellt, wenn er sich rechtlich nicht dazu verpflichtet erachtet hätte, denn an seiner eigenen evangelischen Gesinnung ist zu jener Zeit nicht mehr zu zweifeln.

Der Bischof erteilte seine Genehmigung am 8. Februar 1541<sup>10)</sup>. Sie wäre verspätet und überflüssig gewesen, wenn durch die brandenburgische Kirchenordnung vom März 1540 das geistliche Aufsichtsrecht des Bischofs von Kammin über das brandenburgische Gebiet tatsächlich schon beseitigt gewesen wäre<sup>11)</sup>. Die Kirchenordnung<sup>12)</sup> enthält eine solche ausdrückliche Bestimmung jedoch nicht, sie setzt im Gegenteil das Fortbestehen des bischöflichen Amtes voraus, denn in dem Abschnitt „von Berufung und Ordination der Kirchen-diener, auch bischöflicher Autorität und Jurisdiktion“ wird nicht nur dem Bischof von Brandenburg, der mit der heilsamen Lehre des Evangeliums allenthalben einig sei, sondern auch den übrigen Bischöfen, wenn sie sich nach dieser christlichen Kirchenreformation und Ordnung halten wollen, der Besitz aller ihrer Güter und Gerechtigkeiten zugesichert. Als die hierher gehörigen Rechte der Bischöfe werden hier und in den anderen Titeln aufgeführt:

1. das Recht, über die Aufrechterhaltung dieser Ordnung und der darin verordneten Zeremonien zu wachen,
2. die Ordination und Institution der Geistlichen,
3. das Recht der Konfirmation oder Firmung,
4. die Disziplin über die Geistlichen,
5. die Gerichtsbarkeit in Ehesachen, Sachen der Priester u. dgl.

Die Kirchenordnung erhielt also den Bischöfen, wenn sie die Ordnung annahmen, die Rechte des bischöflichen ordo, das Kirchenregiment und die kirchliche Jurisdiktion im wesentlichen im alten Umfange<sup>13)</sup>. Es ist danach kein Grund ersichtlich, der der weiteren Ausübung der bischöflichen Rechte des Bischofs von Kammin in seinem uckermärkischen Bereiche entgegengestanden hätte, wenn er für dieses Gebiet die brandenburgische Kirchenordnung annahm. Solange diese Möglichkeit noch offen stand, änderte sich an seinen Rechten nichts.

Dafür, daß noch unter Kurfürst Joachim II. diese Rechtslage als bestehend angenommen wurde, liegt ein urkundliches Zeugnis vor. Der evangelische Prediger Paul Wendland, der als solcher vom Rate um 1528 berufen war, auch das Amt eines Rektors der städtischen Lateinschule versah und seit dem 12. Juni 1543 von den Kirchenvisitatoren zum Prediger an der Nikolai-kirche bestellt wurde, übergab am 16. April 1551 dem Rate zu Prenzlau folgenden Revers:

„Ich Er Paull Wendlandt, Prediger zu St. Nickels-kirchen zu Prentzlow, bokenne mede desse meine handschrift. das ich den Brieff, welchen ich von meinen gnedigsten Herrn Marggraff Joachim so itzt noch im Regiment ist, und mir zu guthe auff mein eigene kost und Zcerunge (welche ich auf vier florin erachte) auffbracht und erlangt. Meine darum und der ursachen, daß die geistlichen so zum theile verstorbenn Jure devoluto: wo sie es nennen, von der aufhebungen der Lehne Crucis et Johannis Evangelistae de Collatione der Scheppen und des anderen de Collatione des Rats mir nicht hätten mugen auedriuen, priuieren oder entsetzen weill ich mihre nun in den hilgen Ehestande zu begeben willens war, das ich allewege mir mede dem briwe kegen inen wheren und auffheben. Dessen gemelten uns. G. H. brieff sampt des Bischopp von Camyn Confirmation hiruber, wo zu

sehende auch der Vortrag oder entscheidens brieff, so mede des Erbarh Raths, der Scheppen und Kastenhern Ihre In Segell vorsegelt habe ich in eine Schachteln oder deße gelecht und ingestellet. Und syndt vorwaret in der Kastenhern lade, dar die ander vorsegelth briewe in entholden. Und sollen die gemelten Hern Scheppen diße Deße medt den gemelten dryen briuen den Vortrag unsers g. H. brieff und des Bischopps Confirmation von den Kastenhern die zur Zeit seint, nach menen awgang gewislig bekommen. Urkundlich mede meinen gewonlichen pecier borsegelt. Donnerstage nach Mia. dmj.: anno 51“.

Das Lehn Crucis in der Jakobikirche hatte 10 Wispel Korn aus den Stadtmühlen zu erheben, von denen die Hälfte mit Genehmigung der geistlichen Oberen der Stelle des Stadtschreibers zugeteilt war<sup>14)</sup>. Die andere Hälfte hatte man seit 1526 der Stelle eines evangelischen Predigers zugelegt<sup>15)</sup>. Diese erste Hälfte war in Wendlands Besitz gekommen, weil er auch das Amt des Stadtschreibers verwaltete; das Lehn Johannis Evangelistae aus der Marienkirche hatten die Schöppen zu verleihen und war von diesen ebenfalls an Paul Wendland geliehen, weil er auch Schöppenschreiber war<sup>17)</sup>. Diese Einkünfte wurden Wendland wohl von irgendeiner Seite streitig gemacht, und er hielt es deshalb für geraten, sich darüber auf eigene Kosten eine Bestätigung des Kurfürsten Joachim II. und des Bischofs von Kammin zu beschaffen; dies muß also nach dem Tode Joachims I. (11. Juli 1535) geschehen sein<sup>18)</sup>.

Leider sind die Urkunden des Kurfürsten und des Bischofs nicht mehr vorhanden. Wie die Haltung des Bischofs gegenüber der märkischen Kirchenordnung war, läßt sich aus dem Inhalt der Urkunde vom 8. Februar 1541 erschließen, mit dem er dem Gesuch des Rates vom 12. November 1539 stattgab. Denn er spricht dort aus, er sei „nicht wenig bewegt von dem Verhalten, durch das der Rat die Belange des Gemeinwesens auch um den Preis der Beeinträchtigung der Gottesverehrung (et circa perniciem divini cultus) zu fördern suche“, er könne aber nicht umhin, dennoch seine Zustimmung zu erteilen, „damit eines dem anderen diene“, und weil die angestrebte Regelung „nicht zu verachten“ und „unter diesen Zeitläuften höchst notwendig“ sei. Er behielt sich schließlich seine Rechte bei einer künftigen Besetzung der Stelle vor.

Diese zweideutige Haltung des angeblich evangelischen Bischofs wird auch in anderer Weise zum Ausdruck gekommen sein<sup>19)</sup> und konnte daher nicht anders beurteilt werden als die der Bischöfe von Havelberg und Lebus, welche der Kirchenordnung von 1540 schroffen Widerstand entgegenseetzten. Wie ihnen gegenüber, so galt also auch gegenüber dem Bischof von Kammin alles das, was der Kurfürst Joachim II. in der Einleitung seiner Konsistorialordnung vom 22. April 1543 aussprach: „Wan aber die Bischöfe unser Lande und Churfürstentumbs eines theils gemelte unsere Christliche Kirchenordnung uver all unser vormhanen vund gutlich anhaltenn noch zur zeit nicht angenommen noch haltenn, auch die Geistlichen gericht vor sich selbst nicht besitzen noch durch jre Commissarien oder official bestellen, auch sich die sachenn also zugetragen, das, weil sie der Religion mit uns nit einig, das wir jhnen in Religion sachen der jurisdiction nicht zu gestatten wissen“. Die weitere Folgerung hieraus zog der Kurfürst mit der Errichtung eines geistlichen Konsistoriums als einer landesherrlichen Behörde, die fortan alle bisher den Bischöfen zustehenden Rechte auszuüben hatte. Die Jurisdiktion des Bischofs von Kammin über die nördliche Uckermark fand also durch die brandenburgische Konsistorialordnung vom 22. April 1543 ein gesetzmäßiges Ende. In den Visitationsprotokollen der Uckermark vom Juli und August 1543 ist nur noch von dem brandenburgischen Konsistorium als der Aufsichtsbehörde und dem geistlichen Gericht die Rede<sup>20)</sup>. Erst 1543 erloschen damit auch die Jurisdiktionsbefugnisse des Archidiakonats Pasewalk, dem der uckermärkische Teil

der Diözese Kammin unterstand. Dafür, daß der Archidiakon schon vorher seinen obrigkeitlichen Einfluß auf seinen Bezirk völlig verloren hatte<sup>21)</sup>, finden sich keine zeitgenössischen Nachrichten; nach den oben geschilderten Vorgängen in Prenzlau ist eher das Gegenteil zu vermuten.

1) Hist. Atl. d. Mark Br., 1. R., Kirchenkarten Nr. 2, Bl. 1 u. 2. — 2) Barthold, Gesch. v. Pommern, IV, 2, S. 264–268. — 3) Ebd. S. 269. — 4) Ebd. S. 274. — 5) Ebd. S. 281 f. — 6) So Herold S. 140. — 7) Riedel, Cod. dipl. brand. A XXI 397. — 8) Heidemann, Gesch. d. Reformation i. d. M. Brdbg. S. 216. — 9) A XXI 439. — 10) A XXI 440. — 11) Heidemann a. a. O. S. 218. — 12) Mylius, C. C. M. I. 6 ff. — 13) v. Mühler, Gesch. d. ev. Kirchenverfassung i. d. M. Br. S. 50 f. Daß dies die Meinung der Verfasser der K.O. war, sagt auch Herold: D. kölnische Konsistorium i. 16. Jh. FBPG. 53 S. 12. — 14) St.A.Przl. Nr. 539. — 15) St.A.Przl. Vis. Absch. 1543 Bl. 28 Rs. — 16) St.A.Przl. Nr. 504. — 17) Sürings Chronik G. St. A. Pr. Br. Rep. 16 III p. 4 a 1 u. 2 Vis. Absch. Bl. 28. — 18) Das weitere Schicksal der Sache ist für unsern Zusammenhang nicht wichtig. Wahrscheinlich legte Wendland seine Urkunden den Visitatoren vor, als sie 1543 nach Prenzlau kamen, und so wird es zu erklären sein, daß in dem Visitationsabschiede bei dem Lehen

Crucis aus der Jakobikirche vermerkt ist, 5 Wispel der Einkünfte seien mit Konsens der Ordinarien der Stadtschreiberei zugeteilt, und dabei solle es bleiben, und daß bei dem Lehen Johannis Evangelistae aus der Marienkirche, das die Schöppen zu vergeben hatten, geschrieben wurde: „Den Zins (insgesamt 9½ Gulden) soll Herr Paulus Wendland die Zeit seines Lebens erhalten und hernach in Kasten kommen.“ (Bl. 16, Bl. 22, Bl. 28 Rs., Bl. 42 Rs.) Wendland ließ sich darüber dann auch noch Brief und Siegel des Rates, der Schöppen und der durch den Visitationsabschied berufenen Kastenherren geben. Als Wendland sich verheiratete, scheint beim Rate die Befürchtung entstanden zu sein, Wendlands Erben könnten nach seinem Tode die Einkünfte weiter für sich beanspruchen. Deshalb veranlaßte man Wendland, die Urkunden den Kastenherren als Treuhändern in Verwahrung zu geben mit der Auflage, sie nach Wendlands Tode den Schöppen auszuhandigen. Was Wendlands Bezugnahme auf das Devolutionsrecht bedeutet, ist nicht klar. — 19) Vergl. Barthold a. a. O. IV, 2. S. 303, 310, 314 f. — 20) Martin Haß, D. ältesten Entwürfe einer Konsistorialordnung f. d. Kurmark Brdbg.: FBPG. 27 S. 1 bis 54. Kawareu, Jb. f. br. KG. 1916, S. 216 f. — F. Meusel, Z. Entstehung d. Konsist. O. von 1543. FBPG. 27 S. 545 ff. Herold, D. kölnische Konsistorium: FBPG. 53 S. 11. — 21) So Herold, Jb. f. br. KG. 35 S. 140. — Was dort weiter über die Lage des Propstes des Klosters Gramzow, der als solcher der Jurisdiktion des Bischofs von Kammin nicht unterstand, ausgeführt wird, ist für die hier behandelte Frage belanglos.

## II

### Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1537–1543)

In dem oben erwähnten Aufsatz im Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte Bd. 35, S. 150 ff. hat Herold aus den Akten des Geheimen Staatsarchivs über einen Prozeß des Kalands gegen die Witwe Dorothea Sander aus den Jahren 1537–1542 schließen zu sollen geglaubt, daß der Kaland sich unlauterer Geldgeschäfte schuldig gemacht habe und daß die Beklagte in einem sittlich gerechtfertigten Kampf um ihr gutes Recht obgesiegt und dadurch die Kalandsherren vor der Öffentlichkeit in vernichtender Weise bloßgestellt habe. Diese Bewertung des Vorfalles ist nach meiner Ansicht nicht zutreffend. Es handelt sich vielmehr um einen Prozeß, wie man ihn noch heute in gleicher Form im Kampfe gegen faule Schuldner immer wieder erlebt, wie sich im einzelnen an Hand des von Herold S. 157 ff. im Wortlaut mitgeteilten Inhalts der Akten zeigen läßt.

Nach dem Bericht des Notars Georg Sibelinkg hatte der Kaland gegen die Witwe Dorothea Sander als Erbin ihres verstorbenen Mannes Valentin Sander die Forderung auf Rückzahlung eines dem Erblasser gegebenen Darlehns von 100 Mark nebst rückständigen Zinsen erhoben. Die Frau zahlte nicht. Der Kaland hätte die Frau sogleich vor dem Stadtgericht verklagen können. Nach dem damals üblichen Brauch zog er jedoch vor, den förmlichen Rechtsweg nicht sogleich zu beschreiten, sondern vom Kurfürsten als dem Herrn über alle Gerichte des Landes eine Kommission zu erbitten, die den Rechtsstreit in der Güte schlichten sollte. Wenn es den Kommissaren gelang, eine Einigung zwischen den Parteien herbeizuführen, so wurde die Vergleichsurkunde unter dem kurfürstlichen Siegel namens des Kurfürsten ausgefertigt<sup>1)</sup>. Das Bestreben, jeden Rechtsstreit durch einen Vergleich beizulegen, kam auch in dem Entwurf der Kammergerichtsordnung von 1516 zum Ausdruck; die Erreichung des Zieles wurde den Kommissaren erleichtert durch die selbst den streitsüchtigsten und hartnäckigsten Parteien zu vermittelnde Einsicht, daß durch die schwerfälligen und weitläufigen Formen des damaligen Verfahrens der gerichtliche Prozeß sich sehr lange hinziehen und erhebliche Kosten verursachen werde<sup>2)</sup>. Erwägungen dieser Art dürften auch den Prenzlauer Kaland veranlaßt haben, den Kurfürsten um die Bestellung einer Kommission zu bitten und nicht sogleich das Stadtgericht anzurufen.

Die Kommission, nämlich der Propst des Klosters Gramzow Johann Loitze und die Prenzlauer Bürgermeister Paschen Krewitz und Thomas Boitel, luden die Parteien auf den 15. Januar 1537 zur Verhandlung vor. Es bestand nach den damaligen Rechtsgewohnheiten für den Beklagten ein Zwang zum Erscheinen zu die-

sem Termin<sup>3)</sup>. Dorothea Sanders konnte daher nicht ausbleiben

Die beiden Sachwalter des Kalands waren die Priester Arnd Molner und Michel Rudow. Sie werden „Procuratores“ genannt. Hier ist das Wort in prozeßrechtlichem Sinne als Prozeßbevollmächtigte des klagenden Kalands zu verstehen. Weiterhin werden auch Havemeister, Eggerd und Pletz „procuratores“ genannt und damit als Vorstand der Korporation des Kalands in sachlich-rechtlichem Sinne bezeichnet. Die beiden Prokuratoren machten den der Sachlage durchaus entsprechenden Vorschlag, es möchten von den Kommissaren der Dekan Magister Johann Havemeister und die Priester Johann Eggerd und Bartholomäus Pletz an Hand der Bücher und Register des Kalands über den Hergang der Sache vernommen werden, da sie dem Valentin Sander das Darlehn seinerzeit ausgezahlt hätten. Zu diesem Verfahren waren sie genötigt, weil, wie wir aus dem Urteil des Stadtgerichtes vom 17. Oktober 1542 später sehen können (S. 162) ein Schuldbrief über das Darlehn nicht ausgestellt und keine Bürgschaft und kein Grundpfandrecht dafür bestellt war („welche Hauptsumma nicht verborget oder uff guter verschrieben“).

Dem Vorschlage der Prokuratoren widersprach die Beklagte. Zuerst verlangte sie eine Abschrift der Supplikation, die der Kaland an den Landesherrn gerichtet hatte, und des kurfürstlichen Befehls an die Kommissare. An sich war das überflüssig, denn der Tatbestand war so einfach, daß die Beklagte und ihr freilich namentlich nicht bezeichneter und hinter den Kulissen bleibender Berater ohnehin nicht darüber in Zweifel sein konnten, was darin stand. Aber die Kommissare willfahrten ihr und erteilten die Abschriften.

Nun kam die Beklagte mit dem Einwand, sie halte den Dekan und die Prokuratoren für „verdächtig“. Dies Wort hat Herold dahin verstanden, daß die Beklagte damit Havemeister, Eggerd und Pletz als Leute hinstellen wollte, denen man zutrauen könnte, daß sie wider besseres Wissen eine gar nicht bestehende Forderung für den Kaland geltend machten. So ist das Wort aber nicht aufzufassen. Es bedeutet nur, daß der Dekan und die Prokuratoren als Zeugen deshalb nicht in Frage kommen könnten, weil sie den Vorstand des Kalandes bildeten und deshalb selbst Partei seien. Die Beklagte rührte damit eine Rechtsfrage an, die lange die Juristen beschäftigt hat, nämlich die Frage, ob die Mitglieder einer juristischen Person, einer Korporation, im Prozeß, in dem die Korporation als Partei beteiligt ist, selbst Partei und deshalb von der Ausübung des Richteramtes und vom Zeugeneide ausgeschlossen seien

oder nicht. Die Frage ist für das Gebiet des gemeinen Zivilprozesses dahin zu entscheiden, daß im Prozeß für oder gegen die Korporation ihre Mitglieder als Richter oder Zeugen mitwirken können, wenn sie nicht selbst als Vorstand die Korporation im Prozeß repräsentieren oder nicht selbst unmittelbar am Ausgange des Prozesses beteiligt sind<sup>4)</sup>.

Zu denselben Ergebnissen war auch das kanonische Recht gelangt. Es galt der Satz: *Praelatus et clerici, qui causam ecclesiae non procurant, testificari possunt in ea*, nachdem (cap. VI X de testibus II 20) Papst Eugen III. bestimmt hatte: „ut liceat vobis in causis ecclesiae vestrae ferre testimonium, dummodo unus ex vobis vel duo ad agendum vel respondendum instituantur, quorum testimonium in causis, in quibus actores vel responsores sunt instituti, non debet admitti“<sup>5)</sup>.

Hiernach konnten Havemeister, Eggerd und Pletz, wenn sie noch „Prokuratoren“, d. h. aktiver Vorstand, des Kalandes, waren, freilich nicht Zeugen sein, wohl aber Thewes Witthuhn, den Molner und Rudow ebenfalls als Zeugen benannten. Die Kommissare hätten gleichwohl die drei Vorstandsmitglieder natürlich als Partei anhören und ihre Register einsehen können, genau so gut, wie sich heute ein Richter etwa von einem klagenden Kaufmann an Hand seines Geschäftsbuches zunächst einmal den Sachverhalt erzählen läßt. Die Kommissare wollten aber offenbar keinem zu nahe treten und deshalb weder die Vorsteher des Kalandes hören noch ihre Anhörung ablehnen, sondern sich lieber von den Räten des Kurfürsten über das einzuschlagende Verfahren belehren lassen. Sie vertagten also die Sache und beauftragten die Dorothea Sander gemäß ihrem Anerbieten, auf ihre Kosten die Rechtsbelehrung aus Berlin zu beschaffen.

Der Kaland wartete nicht ab, bis die Witwe Sander dieser Auflage nachgekommen war, sondern holte selbst eine neue Kommission vom kurfürstlichen Hofe ein, wie der weitere Inhalt unseres Berichtes ergibt. Die Kalandherren sagten sich wahrscheinlich, daß die Beklagte gar nicht daran denken würde, die von ihr angeregte Rechtsbelehrung zu besorgen und dafür noch Kosten zu verauslagen, sondern daß sie vielmehr die gute Gelegenheit zur Verschleppung der Sache weidlich ausnutzen werde. Sie hatte ja wie jeder zahlungsunwillige Schuldner gar kein Interesse an der Förderung des Prozesses. Die neue Kommission vom 29. Jan. 1537, die nur noch an den Propst Johann Loitze und den Bürgermeister Paschen Krewitz gerichtet war, enthielt, wie das Folgende zeigt, den Befehl, die Beklagte durch einen Notar unter Mitteilung einer schriftlichen Begründung des Anspruches zu einem Termin zu laden und im Falle ihres ungehorsamen Ausbleibens weiter gegen sie zu verfahren. Am Sonnabend, dem 10. Februar, stellte der Notar Georg Sibeling der Dorothea Sander die Vorladung auf einen Termin am 13. Februar, mittags 12 Uhr, in der Kapelle der Jungfrau Maria zu. Es war wohl die Marienkapelle in der Marienkirche gemeint, vermutlich der Raum im Chore hinter dem Hochaltar. Um ganz sicher zu gehen, gebrauchte man die Vorsicht der Ladung durch den Notar, damit man den Nachweis der Ladung in dem uns abschriftlich mitgeteilten Notariatsinstrument bei den Akten hatte. Die Kommissare waren nun, als die Beklagte auch zwei Stunden nach der festgesetzten Zeit noch immer nicht erschienen war, um auf die Klage in der Sache selbst zu erwidern, in der Lage, das Contumacialverfahren durchzuführen, d. h. sie konnten davon ausgehen, daß die Beklagte den Klagegrund bestreiten wolle, und sie konnten zur Beweiserhebung über die Behauptungen des Kalandes schreiten<sup>6)</sup>. Darin lag also nicht, wie Herold meint, eine Parteilichkeit der Kommissare, die der Kaland sich günstig zu stimmen verstanden hatte, sondern einfach die Anwendung des geltenden Prozeßrechtes gegen die säumige Beklagte. Das taten sie denn auch sofort. Sie ließen sich die Geschäftsbücher des Kalandes vorlegen und entnahmen daraus die Eintragung über die beiden Darlehen von je 50 Mark vom 29. Januar 1531 und den

Vermerk über die Abrechnung, die am 18. Mai 1536 mit Valentin Sander über Kapital und Zinsrückstände gehalten war. Der Schuldner hatte sich offenbar als ein etwas säumiger Zahler erwiesen, deshalb hielt man ihn an, für die einen 50 Mark zwei Bürgen zu bringen, die für die Zahlung des Kapitals bis zum nächsten Ostern eintreten sollten. Wegen der anderen 50 Mark wurde eine Tilgung in der Weise vereinbart, daß Thewes Witthuhn „vom Huße“ einen Teilbetrag von 25 Mark zu Ostern 1537 und den Rest von 25 Mark zu Ostern 1538 für Rechnung Sanders abzahlen sollte. Valentin Sander wies also die Prokuratoren des Kalandes auf dieses ihm von Witthuhn geschuldete Geld an. Bei dieser Abrechnung war Thewes Witthuhn anwesend, denn er sagte als Zeuge unter seinem Eide, es sei alles so gewesen, wie in der „Rechenschaft enthalten“. Er fügte aber noch etwas sehr Wesentliches hinzu: Er sagte nämlich: Als die Herren des Kalandes das Geld von ihm heischten — sie müssen sich schon vor der Ostern 1537 (dem 1. April) eintretenden Fälligkeit der ersten Rate mit ihm in Verbindung gesetzt haben, denn sonst hätte die Angelegenheit nicht schon im Januar 1537 vor den Kommissaren verhandelt werden können —, da hatte Valentin Sander bereits einen Kunstgriff angewandt, den man auch in unseren Zeiten bei unredlichen Schuldnern noch oft erleben kann. Er hatte, um „den Hern tho vorfangen“, also um den Kalandherren wegen der Empfangnahme der 50 Mark zuvorzukommen, dem Witthuhn gesagt, dieser solle nur ihm die 50 Mark, die er ihm schulde, geben, er werde sich mit den Kalandherren schon einigen. Sander nahm also dem Kaland das Vermögensstück, mit dem er seine Schuld zu begleichen sich verpflichtet hatte, arglistig vorweg fort und setzte Witthuhn vielleicht sogar der Gefahr aus, noch einmal an den Kaland zahlen zu müssen, wenn er sich etwa dem Kaland gegenüber schon verbindlich gemacht hatte und von Sander nichts zu holen war.

Schon dieses Ergebnis der Verhandlungen würde jedem heutigen Richter wohl genügt haben, die Dorothea Sander zur Zahlung zu verurteilen. Denn das Zeugnis Witthuhns für sich allein bestätigte ja den Inhalt der Rechnungsbücher des Kalandes vollauf und erwies damit das Bestehen der Schuld. Die Kommissare hatten aber nicht die Befugnis, ein Urteil zu erlassen, sie waren ja nur berufen, eine gütliche Regelung unter den Parteien herbeizuführen und mußten sich im Rahmen des erteilten Mandates halten<sup>7)</sup>. Sie vernahmen daher nur noch Havemeister, Eggerd und Pletz eidlich über den Sachverhalt und erstatteten über den Inhalt der Verhandlungen dem Kurfürsten ihren Bericht, in dem sie am Schlusse noch hinzufügten, daß sie als Zeugen zu der Verhandlung außer dem Notar noch die Laien Merten Klebow und Hermann Vaget hinzugezogen hätten.

Es blieb nun dem Kurfürsten oder den in seinem Namen handelnden Räten, die im ordentlichen Prozeß als Mitglieder des Kammergerichtes fungierten, überlassen, was in der Sache weiter geschah. Aus den erhaltenen Aktenstücken ist nichts darüber ersichtlich. Wahrscheinlich hat man bei Hofe die Sache ruhen lassen, da einerseits ein Vergleich, der bestätigt werden konnte, nicht zustande gekommen war, und da andererseits eine Klage im ordentlichen Prozesse nicht vorlag. Warum die Kalandherren die Sache nicht weiterbetrieben, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch jetzt noch ist es nicht selten, daß ein Gläubiger eine Forderung nicht nachdrücklich verfolgt, sondern jahrelang ruhen läßt, weil er, mit anderen Dingen beschäftigt, die Weiterungen eines Prozesses scheut und vielleicht auch fürchten muß, er werde trotz eines obliegenden Urteils vom zahlungsunlustigen Schuldner doch nichts erhalten. Man könnte sich vorstellen, daß die Kalandherren in jenen Jahren, in denen sich die lutherische Bewegung in der Mark vollends durchsetzte, sehr viel Wichtigeres als die Darlehnsforderung gegen Dorothea Sander zu bedenken hatten und deshalb erst 1542 wieder daran rührten.



Sie wandten sich jetzt im Wege des ordentlichen Prozesses mit einer förmlichen Klage an das für dieses Verfahren gegen eine Prenzlaue Bürgersfrau zuständige Stadtgericht und verlangten 100 Mark und 2 Gulden Hauptsumme und die rückständigen Zinsen für 10 Jahre. Die Beklagte blieb bei ihrer alten Taktik der Verschleppung. Sie erklärte, sie wisse nichts davon, daß ihr verstorbener Ehemann, so lange sie verheiratet gewesen, um die Schuld gemahnt oder angesprochen sei, wenn aber der Kaland seine Forderung nachweise, wolle sie dulden und leiden, was sie schuldig sei. Der Kaland sah sich damit wieder vor die Schwierigkeit des Beweises der Darlehenshingabe gestellt, da er einen Schuldschein, eine Bürgschaft oder eine Pfandverschreibung nicht hatte ausstellen lassen. Die Sachwalter des Kalands bezogen sich daher wieder, wie schon vor der Kommission am 15. Januar 1537, auf das Zeugnis des Dekans Johann Havemeister und der Kalandsherren Bartholomäus Pletz und Johann Eggerd. Die Beklagte ließ darauf durch ihren Advokaten erklären, sie wüßte gegen ihre Person nichts zu sagen — sie hat also die persönliche Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit der drei Kalandsherren gerade nicht angegriffen, wie Herold es darstellt, sondern ausdrücklich anerkannt — aber sie erhob rechtliche Bedenken, indem sie wieder wie schon vor der Kommission im Jahre 1537 die Frage aufwarf, ob die Vorstandsmitglieder des Kalands in einer Prozeßsache der Bruderschaft als Zeugen zugelassen werden könnten, weil sie sozusagen selbst Partei seien („in ihren eigenen Beutel sweren sollten“). Sie bat darüber um ein Zwischenurteil.

Das Stadtgericht erließ denn auch dieses Zwischenurteil, das S. 162 abgedruckt ist, in einem Sinne, der mit den oben mitgeteilten Grundsätzen des gemeinen und des kanonischen Prozeßrechtes durchaus in Einklang steht. Sie erkannten für Recht, daß Havemeister, Pletz und Eggert als diejenigen, die zur Zeit der Darlehenshingabe und noch jetzt den aktiven Vorstand der

Bruderschaft bildeten („des kalandes geheimnisse thom meisten under handen hebbben und solche hauptsummen aus ihren henden gekommen sein sollen und wederumme in ihre hende kommen sollen“), in dem Prozesse der Bruderschaft nicht als Zeugen auftreten könnten. So müßte heute auch hinsichtlich der Vorstandsmitglieder einer Aktiengesellschaft oder einer eingetragenen Genossenschaft usw. entschieden werden.

In dem Begleitschreiben an den Kurfürsten wies das Stadtgericht ausdrücklich darauf hin, daß es keineswegs die Absicht gehabt habe, die Kalandsherren in der Sache selbst mit ihrer Klage abzuweisen („nicht erkannt, daß die Kalandsherrn der ganzen Sache solten verlustig sein“), sondern daß sie den anderweiten Beweis der Schuld durch andere Zeugen oder das Register den Klägern offen hielten.

Was in dem weiteren Verfahren in der Sache selbst entschieden ist, wissen wir nicht, da die Akten des Geheimen Staatsarchives Weiteres über den Prozeß nicht enthalten. Es kann aber nach dem Gesagten keine Rede davon sein, daß nach dem Prozesse „das Odium einer unsauberen Geschäftsführung“ auf der Priesterschaft Prenzlaus hängen geblieben sei. Dorothea Sander ist durchaus keine Lichtgestalt, die sich das Verdienst erworben hätte, durch ihre Prozeßführung üble Geldgeschäfte des Kalands aufgedeckt zu haben. Im günstigsten Falle hat sie wirklich von der Schuld ihres Mannes nichts gewußt; wahrscheinlich aber hat sie nach Art böswilliger Schuldner nur jeden Rechtsbehelf benutzt, um sich der Erfüllung ihrer Verpflichtung so lange als irgend möglich zu entziehen, und schließlich doch zahlen müssen, als alle Mittel der Verzögerung erschöpft waren.

1) F. Holtze, Gesch. d. Kammergerichts I, 107. — 2) Ebd. 187. — 3) Ebd. 187. — 4) Dernburg, Pandekten, 5. Aufl. I 144. — So noch jetzt ständige Rechtsprechung, z. B. RGZ. 2, 400. — 5) So auch Lancelotus, Institutiones Lib. III Tit. XIII Sp. 137. Gierke, Genossenschaftstheorie Bd. 3. 300. — 6) Martin, Gemeiner Civilprozeß S. 198 u. § 162. — 7) Holtze a. a. O.

## Max Krügel:

### Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Die Buckower Landschaft verdankt ihre endgültige Ausgestaltung der letzten Vereisung. Durch Schmelzwassererosionen entstanden eine Reihe tiefer, mit einer Anzahl größerer und kleinerer Seen, und flacher, mit Torf erfüllter Becken. Dem Menschen boten sich, als sich Pflanzen- und Tierwelt eingefunden hatten, Lebensmöglichkeiten. Der Wasserreichtum der Gegend lockte bald zu längerem Verweilen an. In der Zeit, da sich der mit Haselnuß durchsetzte Kiefernwald ausgebreitet hatte, fand der Mensch auch seinen Weg in Buckows Umgebung. Die ersten Zeugen seiner Anwesenheit finden sich auf der Düne von Münchehofe, östlich vom Alten Mühlenteich, rechts vom Wege von der Alten Mühle nach Münchehofe<sup>1</sup>). Auf der Oberfläche des ausgeblasenen Dünenandes fanden sich Feuersteingeräte aus dem Beginn der mittleren Steinzeit, der Lyngbystufe zugehörig: Stielspitzen (die sog. Lyngbyspitze), Klingen, Stichel, Schaber, Klingenkratzer, Kernstücke (Nuklei) und viele Feuersteinsplitter ohne Bearbeitungsspuren. Kleine Feuerherdstellen von 25—30 cm Durchmesser aus vom Feuer zermürbten Steinen beweisen, daß der Mensch der beginnenden mittleren Steinzeit um 8000 v. Chr. hier siedelte. KI, 1.

Mehr dem Ausgange der mittleren Steinzeit gehören eine querschneidige Pfeilspitze, Klingen und Spitzen an, die auf dem Fischerberge westlich vom Schermützelsee gefunden wurden. Ihnen gehörten Feuerstellen zu, die sich als eingetiefte Gruben von 1 m oberem Durchmesser und 60 cm Tiefe, angefüllt mit Holzkohlenresten und im Feuer zermürbten faustgroßen Steinen 50 cm unter der Erdoberfläche vorfanden<sup>2</sup>). KI, 2.

Zeugen einer selbsthaften Bevölkerung der jüngeren Steinzeit fanden sich bisher in Buckows Umgebung nicht. Nur eine facettierte (vielkantige) Axt, die ständige Begleiterin der Thüringer Schnurkeramik, ist in der Gegend von Buckow gefunden worden. Wahrscheinlich kam sie auf dem Handelswege hierher.

Auch in der älteren Bronzezeit kann von einer Besiedlung der Gegend nicht gesprochen werden. Nördlich vom Kleinen Klobichsee fand man bei der Verbreiterung eines Weges am Eichwall fünf ineinanderhängende rundstabige Bronzeringe, nach den Enden zu dünner werdend; an einem Stück sind die Enden umbogen<sup>3</sup>). KI, 3.

Erst von der mittleren Bronzezeit an bis ans Ende der Bronzezeit, also von 1200—800 v. Chr., können wir eine stärkere Besiedlung der Gegend feststellen. Da ist es vor allem der Werder zwischen Buckow- und Schermützelsee, der viele Fundgegenstände zutage brachte. Auf ihm befanden sich viele Urnengräber, teils mit, teils ohne Steinpackung, die meist der jüngeren Bronzezeit als Zeugen der Lausitzer Kultur zugehören. Nur wenige Buckelgefäße der mittleren Bronzezeit waren dabei vertreten. Alle Funde kamen bei Haus- und Wegebauten und beim Rigolen zutage. Vom Feuer zermürbte Steine, Lehmpatzen, Aschen- und verkohlte Holzreste, verschlackte Gefäßreste, zer Schlagene Röhrenknochen, zwei Mahlsteine und ein Reibstein aus Granit, einzelne Pfostenlöcher zeigen, daß auf dem Werder zu gleicher Zeit auch eine Siedlung bestand. Der Anwesenheit der Siedlung ist es wohl zuzuschreiben, daß eine verhältnismäßig große Anzahl sog. Depotfunde gemacht wurden, bergen doch bronzezeitliche Gräberfunde nur selten kleine Bronze-

ringe als Beigaben. Diese Hort- oder Verwahrfinde können von ihren Besitzern in Notzeiten vergraben worden sein. Es kann aber auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß noch Lebende sich vorsorglich für das Leben im Jenseits ausstatten wollten. Heißt es doch noch in den Sagas der Wikingerzeit: „Denn was man in der Erde birgt, das kommt einem im Jenseits wieder.“ Insgesamt fanden sich auf dem Gelände 12 mittelständige Lappenbeile, 17 breite offene Armringe mit Strichgruppenverzierungen, 10 rundstabige, 1 im Durchschnitt dreieckiger, geschlossener mit Strichgruppen, 8 schmale offene Armringe, des ferneren 1 Spiralplattenfibel mit doppeltem Kreuznadelkopf und gedrehtem Bügel, 1 mit weidenblattförmigem Bügel, 1 mit spitzovalem, 1 mit rhombischem Bügel, 1 Bronzenadel mit 5 horizontalen (2 größeren und 3 kleineren) Scheiben, 1 mit kugeligem Kopf, 1 goldener Spiralring, 5 Lanzen spitzen, 1 Punzstift, 1 fünfeckiges Steinbeil. An Gefäßen sind zu erwähnen: einige Buckelgefäße, Urnen mit Bogenrillengruppen und Dellenverzierungen, doppelkonische und tonnenförmige Gefäße, Henkelkrüge und -tassen, Pokale, Rauhtöpfe, Terrinen mit senkrechtem Hals und Schrägfacetten auf der Schulter, Schalen mit Dellen und viele verzierte und unverzierte Scherben<sup>4)</sup>. KI, 4.

Dem Ausgang der jüngeren Bronzezeit gehören die Reste von Pfahlbauten im Schermützelsee, südlich vom Ausfluß aus demselben zum Buckowsee, an. Zwischen den Pfahlreihen fanden sich Gefäßscherben, darunter das in Abb. 1 große Gefäßstück, dessen weiche Profilformen schon in den Übergang zur frühen Eisenzeit hinüberweisen. KI, 5.

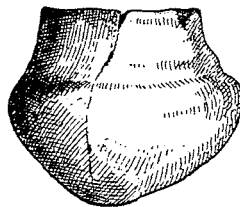


Abb. 1: Gefäßrest aus den Pfahlreihen im Schermützelsee

Der jüngeren Bronzezeit<sup>5)</sup> ind auch die Pfostenlöcher zuzuweisen, die 1914 bei Abstechen am Hange des Langen Berges zur Verbreiterung des Weges zutage kamen. Erst 1930, als der Besitzer des Strandhotels zur Vergrößerung seines Wagenparkplatzes den Abhang des



Karte I: Oberflächengestaltung und Bodenarten der Buckower Umgebung

Langen Berges abstechen ließ, zeigten sich dort eine Abfallgrube und ein Pfostenloch. Sie deuteten an, daß es sich hier um eine Siedlungsstelle handle. Die darin gefundenen Scherben und Gefäßreste mit Dellen- resp. Rillenverzierung wiesen die Siedlung der jüngeren Bronzezeit zu. KI, 6. Derselben Zeit gehören zwei Lappenbeile an, die der Ackerbürger und Schmied Fischer in seinem Garten am Eingange zum Poetensteig fand. KI, 7. Die Knopfsichel aus dem Garten der „Kleinen weißen Taube“, KI, 8, weist darauf hin, daß in der jüngeren Bronzezeit auch in dieser Gegend Ackerbau getrieben wurde.

Tief versteckt im Walde bestand hinter der ehemaligen Buckower Ziegelei die Werkstatt eines Bronze gießers. Dafür sprechen die in den Abraumsanden der Tongrube 1866 gefundenen fünf Gußformen<sup>5)</sup>, eine für ein Messer mit geschweifter Klinge und einfacher Griffangel und einem Tüllenmeißel, eine zweite für ein Messer mit geschweifter Klinge, eine dritte für ein Messer mit geschweifter und gerippter Klinge und geripptem, schwalbenschwanzartig auslaufendem Griff, eine vierte für ein Messer mit geschweifter und gerippter Klinge und durchbrochenem Griff und einem einfachen leicht gewölbten Stab, eine fünfte für eine Knopfsichel. KI, 9.

Östlich davon, auf dem schon erwähnten Fischerberge, fanden sich unter der Ackerschicht Scherben eines dickwandigen Wirtschaftsgefäßes, andere von Schalen mit waagrechtem Rand, ein Scherben mit einwärts gebogenem gedrehten Rand, ein anderer mit geschraubtem Bauch der jüngeren Bronzezeit. Pfostenlöcher und Feuerstellen wiesen auf eine Siedlung hin. In derselben Schicht fand sich ein zeretztes und zerknülltes Bronzeblech<sup>6)</sup>, das sich beim behutsamen Auseinanderbiegen als das Bronzebeschlagstück einer Schwertscheide, dem auf der Unterseite noch einige Lederreste anhafteten, auswies. Da es sich in demselben Niveau befand, in dem sich die Scherben befanden, ist zu vermuten, daß dieser Fund ebenfalls der jüngeren Bronzezeit angehört. KI, 10

Mit dem Ausgang der jüngeren Bronzezeit verschwinden die Illyrer, die Träger der Lausitzer Kultur aus der Gegend. Allmählich dringen die ersten germanischen Stämme in die Mark ein. Jahrhunderte vergehen, ehe wir ihre Spuren in unserer Gegend feststellen können. Auf den Handelsverkehr mit den Römern weist der Fund einer römischen Münze des Gordianus I. Afrikanus (238 n. Chr.) hin. Vielleicht wurde sie auch von einem im Solde der Römer stehenden freien Germanen bei seiner Rückkehr in die Heimat mitgebracht. KI, 11.

Dem 4. Jhd. n. Chr. gehört eine sich im Privatbesitz befindliche ostgermanische Armbrustfibel mit kurzem Nadelhalter (Abb. 2) an, die nach einem Bericht des Märkischen Museums bei Buckow gefunden worden ist. Derselben Zeit gehört der Runenspeer vom Bahnhof Dahmsdorf-Müncheberg an<sup>7)</sup>.

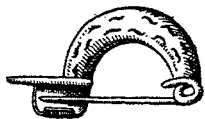


Abb. 2: Armbrustfibel von Buckow

## Die Slawenzeit

Aus der Zeit nach dem 4. Jhd. sind keinerlei Funde germanischer Herkunft in Buckows Umgebung gemacht worden. Jedoch zeugen in den letzten Jahren anderwärts in der Mark gemachte Funde von der zurückgebliebenen Restbevölkerung. Unmerkbar rückten nach und nach die Slawen, deren ursprüngliche Heimat tief im Innern Rußlands, am Bug und Pripet, zu suchen ist, in die nur noch dünn bevölkerten Gebiete des germanischen Ostens ein. Ihre Ankunft kann nicht vor

700 n. Chr. erfolgt sein. Allmählich nahmen sie alles Land östlich der Elbe und Saale in Besitz. Da ihr Haupterwerbszweig der Fischfang war, treffen wir ihre Siedlungen meist in der Nähe von Gewässern an schwer zugänglichen Stellen an. Die zahlreich auftretenden Gefäßreste und Scherben der mittelslawischen Periode von 850—1050 n. Chr. beweisen die stärkere Besiedlung zu dieser Zeit. Von den reichen Verzierungsmustern herrscht besonders das weitverbreitete Wellenornament, das mit einem kammartigen Instrument in den weichen Ton eingeritzt wurde, vor.

Über die staatliche Einteilung der Mark zur Slawenzeit wissen wir, daß dieselbe in einzelne Gauen zerfiel, die noch heute in den Landschaften der Mark zu erkennen sind. Der Gau Lebus erhielt seinen Namen nach der Hauptfeste des Territoriums „Lubus“. Zu ihm gehörten auch die Kreise Ost- und Weststernberg auf der rechten Oderseite. Bereits im 14. Jhd. beginnt jedoch der Name Lebus ausschließlich auf das Land westlich der Oder Anwendung zu finden, dessen Grenzen im SW Löcknitz, Rotes Luch, Stobberow, im S Schlaubeniederung und Spree, im O die Oder waren. Die Nordgrenze war oft zwischen Pommern und den schlesischen Piasten strittig, im 13. Jhd. wurden als solche das Land Kienitz und Küstrin genannt.

Den slawischen Ursprung Buckows erschloß man bisher nur aus dem Namen des Ortes, wird doch das slawische „buk“ als Buche, also Buckow als „Buchenort“ gedeutet. An welcher Stelle sich jedoch die slawische Siedlung befand, war unbekannt, da bisher keinerlei slawische Gefäße oder Scherbenfunde dieselbe auswiesen. Da führte mich der Zufall im Herbst 1928 auf den Hof des Grundstückes Hauptstr. 18. Im Verlauf eines Gespräches zeigte mir der Kaufmann Seedorf eine Anzahl von Scherben, die er auf dem Berge hinter dem Hause (KI, 13) beim Ausheben eines Pflanzloches in 1,20 m Tiefe gefunden hatte. Ich erkannte in ihnen Scherben der mittelslawischen Periode von 850—1050 n. Chr. Sie zeigten das schon erwähnte Wellenornament, ferner Gitter- und Linienmuster, den Kammstrich in Verbindung mit Ringelstichmustern in den verschiedensten Zusammenstellungen. Auch einige Scherben mit Gurtfurchen aus hartgebranntem klingenden Ton von blaugrauer Farbe der Wiedereindeutschungszeit um 1250 befanden sich darunter, dazu ein Wetzstein und viele Tierknochen<sup>8)</sup>.

Die Fülle der auf einem so kleinen Raum gehobenen Scherben ließ eine slawische Siedlung vermuten. Gewißheit verschaffte mir die Aufhebung einer Fläche von 2 qm, auf der ich ebenfalls eine Anzahl verzierter und unverzierter Scherben, erstere wieder mit den schon genannten Verzierungsmustern, fand. Auch ein Nest von Fischschuppen, vom Blei stammend, deckte ich auf, dazu viele Knochenreste.

Handelte es sich um eine Siedlung, mußten sich auch Herdstellen und Abfallgruben finden lassen. Darum hob ich im Frühjahr 1932 noch eine Fläche von 17 qm auf und fand meine Vermutung voll bestätigt. Ich stieß auf dunkelgefärbte Stellen, die Kohlen- und Aschenreste sowie viele Scherben enthielten. Auf einer Feuerstelle lag eine 10 cm starke Kohlen- und Aschenschicht. In einer Abfallgrube fanden sich ein gut gearbeiteter Knochenpfriemen, der Schädel eines Wildschweines im Alter von 20 Monaten mit noch nicht völlig ausgebildetem Gebiß von 0,52 cm Länge. Andere Knochen stammten, wie Dr. Gandert feststellte, vom Hirsch oder Reh, Schaf oder Ziege. Es überwogen die Knochen jagdbarer Tiere. Sie zeigten uns, daß der Slawe mehr Jagd als Viehzucht trieb. Die gefundenen Scherben zeigten die Verzierungsmuster der handgefertigten slawischen Ware der Zeit von 850—1050, die sich in der unteren Odergegend nach Knorr bis ins 13. Jhd. hinein erhielt, den Übergang zur Drehscheibenarbeit mit primitiver oder plastischer Gürtung und vereinzelt Scherben der Wiedereindeutschungszeit um 1250. Auch einige hartgebrannte Lehmbeurfsstücke fanden sich in der Abfallgrube. Es unterliegt

somit keinem Zweifel, daß sich hier auf dem Höhenzuge der Hauptstraße die alte Slawensiedlung Buckows aus der Zeit von 850—1250 befand. Daß dieselbe um 1250 zu bestehen aufhörte, bezeugen die wenigen blaugrauen, klingenden Scherben der Wiedereindeutschungszeit.

Inzwischen waren in den letzten Jahrhunderten die Deutschen weithin nach dem Osten vorgedrungen. Die Wettiner hatten sich im 12. Jhd. in den Besitz der Niederlausitz gesetzt, die nun zur Mark Meißen gehörte. Da diese südlich der Schlabeniederung an das Land Lebus grenzte, blieb es nicht aus, daß die Wettiner auch nach diesem Lande ihre Hand ausstreckten. 1209 eroberte der Wettiner Konrad II. vom Osterlande die Feste Lebus, Hauptfeste des Landes. Auch das Erzbistum Magdeburg erneuerte seine Ansprüche auf das Land und unternahm verschiedene Versuche, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Eine weitere Gefahr drohte von seiten der Askanier. Schon in den Jahren 1214 zu 15 war Albrecht II. bis in die Gegend von Oderberg vorgestoßen und hatte sich dort in der Burg Oderberg einen festen Stützpunkt nördlich des Landes Lebus geschaffen. Seine Söhne Johann I. und Otto III. befanden sich seit 1232 im festen Besitz des Barnim und Teltow. So von drei Seiten eingekreist, war es nur eine Frage der Zeit, daß das Land Lebus eine Beute der vordringenden Deutschen wurde. Das erkannte auch frühzeitig Heinrich I., der Bärtige, Herzog von Schlesien, und suchte durch Gegenmaßnahmen den Verlust des Landes abzuwenden. Im Verträge zu Liegnitz trat er 1217 die Burg Lebus an den Polenherzog Wladislaw Laskonogi unter der Verpflichtung ab, daß derselbe den Schutz des Landes gegen auswärtige Feinde übernahm. Nach Laskonogis Tode sollte dann das Abgetretene an Heinrich, falls er noch lebte, sonst an seine Erben ohne Verzug zurückgegeben werden. Als dann der Markgraf Ludwig von Thüringen als Vormund des Wettinners Heinrich des Erlauchten 1225 die Feste Lebus belagerte, schickte der großpolnische Herzog die vereinbarte Hilfe nicht. Die Burgbesatzung mußte kapitulieren, und die Burg erhielt eine deutsche Besatzung. Bald wurde die thüringische Besatzung durch eine magdeburgische ersetzt<sup>9</sup>). Laskonogi trat von dem geschlossenen Verträge zurück, und Heinrich I. übernahm es selbst, die Geschicke des Landes zu lenken. Sofort versuchte er, durch Anlage von Grenzbürgen die Grenzen des Landes zu schützen. Zu diesen in der Urkunde vom 20. 4. 1249<sup>10</sup>) aufgeführten Grenzbürgen gehörte auch das castrum Bucowe.

Das castrum Bucowe wurde der Sitz eines Burgvogtes, dem die Gemarkungen Buckow, Sieversdorf und Schlagenthin unterstanden. Von ihnen lassen Buckow und Schlagenthin noch in ihren Namen die einstige Slawensiedlung erkennen, während Sieversdorf nur durch den Fund einer slawischen Handmühle als einstiger Slawenort ausgewiesen wird. Doch verliert dieser Fund an Beweiskraft, da diese Handmühlen schon im 2. Jhd. n. Chr. im Gebrauch waren. Schon Breitenbach<sup>11</sup>) sprach die Vermutung aus, daß dieser Ort schon um die Mitte des 13. Jhd. deutsche Siedler und einen deutschen Namen erhielt.

Während der Burgvogt mit seinen Mannen die Grenzbürger verteidigte, suchten Frauen, Kinder und Greise in der Fluchtburg zwischen den Däberseen<sup>12</sup>) (fälschlich Schwedenschanze genannt) KI, 4 Zuflucht. In diesem Burgwall wurden mehr Knochen von Hund, Schaf, Rind, Ziege, Pferd, Hirsch, Reh und Wildschwein gefunden als in einer slawischen Siedlung.

Den besten Schutz des Landes sah Heinrich I. jedoch in der Ansetzung deutscher Siedler, die das Land verteidigen helfen sollten. Hatten er und seine Vorgänger doch die Überlegenheit deutscher Kultur erkannt. Darum zog er deutsche Kolonisten aus Mitteldeutschland und Franken herbei, die das Land kulturell heben und verteidigungsfähiger machen sollten. Im Jahre 1225 schenkte er dem schlesischen Kloster Lebus<sup>13</sup>) und

dem seiner Curia unterstehenden Frauenkloster Trebnitz im Westen des Landes Lebus 400 Hufen Landes mit der Verpflichtung, darauf einen Markort anzulegen. Die Bürger sollten die Hufen frei von allen Kriegslasten außer Landes besitzen, zur Verteidigung des Landes sollten sie aber wie andere tapfer mitwirken. Beide Klöster siedelten auf dem ihnen geschenkten Gebiet freie Zinsbauern an. Sie waren von den schweren Abgaben, die der slawische Bauer zu leisten hatte, befreit und zahlten nur Zehent und Zins. Lebus besiedelte den nordwestlichen, Trebnitz den südöstlichen Teil der geschenkten Ländereien. Lebus gründete auf seinen 200 Hufen einen Markort (forum) mit 100 Hufen und nannte ihn nach dem heimischen Kloster „Lubus“, welcher Name aber bald von den deutschen Ansiedlern den Namen „Municheberc“ erhielt. Dieser Name bürgerte sich so schnell ein, daß er schon 1233<sup>14</sup>) urkundlich gebraucht wird, 1245 Monichberch<sup>15</sup>). Außerdem ließ es zwei Dörfer mit je 50 Hufen: „villa Oprehti“ (Obersdorf) und „villa Thomae“ (Dahmsdorf) anlegen. Das Frauenkloster Trebnitz gründete die Dörfer Trebnitz, Jahnsefelde, Buchholz und Gölsdorf mit je 50 Hufen. In Anbetracht der Anstrengungen und Kosten, die mit der Ansiedlung an einem wüsten Ort verknüpft waren, verzichtete das Kloster Trebnitz auf die Anlage eines Markortes und die Äbtissin Gertrud gab für die Stadtkirche in Lebus drei Hufen von ihrem Trebnitzer Anteil<sup>16</sup>).

Die Ansetzung der Bauern erfolgte vielfach nicht durch die Klöster selbst, sondern wurde von ihnen einem Ritter oder Unternehmer (Lokator) übertragen. So scheint Obersdorf durch den Ritter Oprehti (Albrecht), nach dem es seinen Namen erhielt, angelegt worden zu sein, da späterhin daselbst stets ein Rittersitz nachzuweisen ist, während Dahmsdorf seine Entstehung einem Lokator Thomas zu verdanken scheint, der zur Entschädigung für seine Unkosten und Mühe das Erbschulzenamt erhielt, das als Hofstelle heute noch besteht.

Im Jahre 1234<sup>17</sup>) schenkte Heinrich I. den beiden Klöstern je 15 Hufen Weideland zur Anlage eines Wirtschaftshofes. Die Leubuser Mönche legten darauf den Hof (curia) zwischen dem Großen Klobichsee und dem Alten Mühlenteich (K. I, 16) gelegen, an. Noch heute führt der hier gelegene Acker den Namen „Mönchshof“, der auch in den Separationsakten von 1821 unter diesem Namen aufgeführt wird. Zahlreiche Scherben der 3. slawischen Periode, sowie solche des 13. bis 15. Jhd. der Wiedereindeutschungszeit, mit Stroh durchsetzte Lehmewurfsstücke lassen noch heute den Ort erkennen, auf dem der Wirtschaftshof der Leubuser Mönche gestanden hat.

Wie aus der 1245<sup>17</sup>) von dem schlesischen Herzog Boleslaw ausgestellten Urkunde hervorgeht, erhielten beide Klöster auf Bitten des Abtes Günther vom Kloster Lebus zu den 1234 von Heinrich I. geschenkten 15 Hufen durch seinen Sohn Heinrich II. nach 1238 je weitere 15 Hufen Landes und 6 Hufen Weideland an der Stobberow gelegen. Auf den hinzugeschenkten Hufen legten die Leubuser Mönche das Dorf Müncheshofe, die Trebnitzer Nonnen das Dorf Lapenow an. Die Dörfer wurden, wie aus dieser Urkunde von 1245 hervorgeht, mit Bauern nach deutschem Recht besetzt, damit die 1225 übereigneten Gebiete und die Wirtschaftshöfe vor feindlichen Einfällen stärker gesichert sein würden. Das Dorf Müncheshofe besteht noch heute, an das Dorf Lapenow erinnert nur noch die Lapenower Mühle und der Lapenower Pfuhl. Es ist wahrscheinlich 1432 bei dem Hussiteneinfall in die Mark zerstört worden. Noch 1402<sup>18</sup>) wird ein Jost von Segesar, zu Buckow gesessen, als Besitzer des Dorfes Lapenow genannt. Zwei Drittel der wüsten Feldmark Lapenow wurden später dem Dorfe Hermersdorf und ein Drittel dem Dorfe Quilitz hinzugelegt. Die Gründung des Dorfes Müncheshofe wurde aller Wahrscheinlichkeit nach einem Lokator übertragen, der für seine Bemühungen größeren Landbesitz und als Lehns-

schulze einen Teil der Gerichtsgefälle erhielt. Im Jahre 1607 wurde der Lehnsschulzenhof von Ludolf vom Kloster ausgekauft und in ein Vorwerk umgewandelt, das von Obersdorf aus bewirtschaftet wurde.

Die Absicht Heinrichs I., dem vordringenden Deutschtum einen lebenden Wall entgegenzusetzen und dadurch dem weiteren Vordringen der deutschen Fürsten ein Halt zu gebieten, schien zu glücken. 1229 versuchte er mit seinem Sohn Heinrich die Feste Lebus zurückzuerobern, was ihm aber erst 1230 gelang. Erst nach seinem im Jahre 1238 erfolgten Tode setzte Magdeburg die Versuche fort, verbunden mit den Askaniern Johann I. und Otto III., die Feste Lebus in seinen Besitz zu bringen, wurde jedoch 1239 von Heinrich II., dem Frommen, zurückgeschlagen. Heinrich II. fiel am 19. 5. 1241 in der Mongolenschlacht bei Liegnitz. Nach seinem Tode teilten sich seine vier Söhne in das Erbe. Der älteste Sohn, Boleslaw der Kahle, erhielt Niederschlesien und das Land Lebus. Bald geriet er in langwierige Kämpfe mit den großpolnischen Piasten und seinem Bruder Heinrich III., Herzog zu Breslau. Zum Unterhalt seines Söldnerheeres mußte er sich um geldliche Unterstützung an deutsche Fürsten wenden, die er auch vom Erzbischof Wilbrand von Magdeburg erhielt. Dafür mußte er ihm die Hälfte der Stadt und des Landes Lebus abtreten und die andere Hälfte zu Lehen nehmen. Schon 1244 erscheint der Erzbischof als „Herr der Müncheberger Gegend“. Als solcher verspricht er in einer Urkunde vom 30. 4. 1244<sup>19)</sup> dem schlesischen Nonnenkloster Trebnitz, die demselben gehörigen Dörfer im Lande Lebus in seinen oberherrlichen Schutz zu nehmen. In dem Verträge von Liegnitz vom 20. 4. 1249<sup>20)</sup> trat Boleslaw seine Rechte an Schloß und Land Lebus mit seinen Grenzfesten an den Erzbischof Wilbrand von Magdeburg ab. Im Jahre 1250 erscheinen auf einmal die askanischen Markgrafen als Mitbesitzer von Stadt und Land Lebus. In der Folgezeit hielten beide Parteien gemeinsam die Hauptfeste Lebus besetzt, um dann 1252<sup>21)</sup> das Land Lebus unter sich zu teilen, wobei die Askanier den östlichen Teil, das Land Sternberg, erhielten, was 1253 zur Verleihung der Stadtrechte an Frankfurt a. O. durch Johann I. führte, und Magdeburg den westlichen Teil, das Land Lebus. Grenze beider Teile war die Oder.

Die Güter des Klosters Lebus wurden von Magdeburg eingezogen. Dieses forderte die Herausgabe derselben. Am 18. 4. 1253<sup>22)</sup> kam eine Einigung zwischen dem Erzbischof Rudolf von Magdeburg und dem Kloster Lebus zustande, nach welcher Magdeburg den damals schon bedeutenden Markort Müncheberg für sich behielt und dem Kloster Lebus die ihm gehörigen Dörfer villam Oprehti (Obersdorf), villam Curia vocator (Münchehofe) und villam thomae (Dahmsdorf) zurückgab und als Entschädigung für das zurückbehaltene Müncheberg villam Buchowe mit ihren Ländereien, die Hälfte einer am Stobrowa gelegenen Mühle (ehemalige Stadtmühle) und seine Zubehörungen Seyfriedisdorf (Sieversdorf) und Slavtin (Schlagenthin) übergab.

Erst zwischen 1284–87, als der Bruder der Askanier Ottos IV. und Konrads, Erich, Erzbischof von Magdeburg war, scheinen diese in den ungeteilten Besitz des Landes Lebus gekommen zu sein. Wohl erhielt noch im Jahre 1288<sup>23)</sup> der Ritter Reynard von Strehle vom Erzbischof Erich die Dörfer Hermersdorf, Eggersdorf, Hasenfelde und Schönfelde zu Lehen, aber schon 1300<sup>24)</sup> zogen die beiden Markgrafen den Strehleschen Grundbesitz ein und verliehen ihn anderweitig. Erst nach langwierigen Verhandlungen gaben sie ihn auf Bitten des Landgrafen Dieterich von Thüringen den drei Söhnen des Reynard von Strehle wieder heraus<sup>25)</sup>. Somit war Magdeburg endgültig aus dem Lande Lebus herausgedrängt und die askanischen Markgrafen im Alleinbesitz des ganzen Landes Lebus, was wohl nur dem glücklichen Umstande zuzuschreiben war, daß der Erzbischof Erich von Magdeburg der Bruder der beiden Markgrafen war. Ebenso war das Land Lebus endgültig dem schlesischen Piastenreich verloren.



Karte II: Gemarkungsgrenzen um 1900 des einstigen Mönchsbesitzes und der Herrschaft Buckow

### Das „castrum Bucowe“

Unter den Grenzfesten, die in der Urkunde vom 20. 4. 1249 aufgeführt werden, wird auch das castrum Bucowe genannt. Alle diese Grenzburgen sollten die Eingänge in das Land Lebus schützen. In welche Zeit ist nun ihre Entstehung zu setzen? Auf dem ehemaligen Burgplatz sind keinerlei Scherben gefunden worden, die bezeugen könnten, daß die Burg in großpolnischer Zeit bestanden habe. Ferner können die Grenzburgen keinerlei größere strategische Bedeutung erlangt haben, denn von keiner sind uns Nachrichten überkommen, daß sie, wie die Feste Lebus, hart umkämpft worden sind. Ja, nicht einmal die Lage einiger der in der Urkunde von 1249 genannten Grenzburgen ist heute noch festzustellen. Es besteht daher die Möglichkeit, daß alle diese Grenzburgen in dem Bestreben Heinrich I., das Land Lebus gegen feindliche Einfälle zu schützen, in der Zeit um 1225 angelegt wurden.

Ziel aller feindlichen Einfälle war die Hauptfeste des Landes, die Feste Lebus. Zeitweise muß auch eine Heerstraße über Buckow dorthin geführt haben. Mundt<sup>26)</sup> führt eine Straße von Köpenick aus am Rande des Spreetales entlang nach Kagel und von dort am Rande des Roten Luches nach Buckow, Wels<sup>27)</sup> von Berlin über Altlandsberg, Strausberger Schlagmühle, Garzau nach Buckow. Klöden<sup>28)</sup> spricht in seinen Straßen des Oderhandels von einer Straße, die von Frankfurt a. O. über Müncheberg, Sieversdorf oder Buckow, Strausberg nach Rostock führte. Auch die Möglichkeit besteht, daß das castrum Bucowe vor von N her kommenden Pommerneinfällen schützen sollte. Auf dieser Straße wurden im Mittelalter die gesalzenen Hechte der Freienwalder und Wriezener Hechtreißerzünfte über Fürstenwalde in die Lausitz, nach Böhmen, ja selbst bis nach Italien hin verhandelt. Erst im Jahre 1550<sup>29)</sup> wurde den Freienwalder und Wriezener Fuhrleuten das Befahren dieses als Nebenstraße bezeichneten Weges über Buckow verboten. Sie mußten von nun an die über Müncheberg nach Fürstenwalde führende Zollstraße benutzen. Schon um 1247 verlor die durch das Buckower Sumpfgelände führende Heerstraße für die nach Osten vordringenden Deutschen an Bedeutung. An ihre Stelle trat der bequemere Übergang am Süden des Roten Luches über das 1247 erwähnte oppidum Loewenberg, an das heute nur noch die Liebenberger Mühle erinnert.

Bei seinem Einfall in das Land Lebus im Jahre 1239 muß sich der Erzbischof Wilbrand von Magdeburg in den Besitz der Grenzfesten Bucowe gesetzt haben, nennt er sich doch ausdrücklich 1244 „Herr der Müncheberger Gegend“. Es ist nicht denkbar, daß er bei seinem Vordringen in feindliches Gebiet eine in den Händen des Gegners befindliche Grenzfesten demselben gelassen hätte; sie hätte seine rückwärtigen Verbindungen empfindlich stören können. Als dann Boleslaw von



Schlesien ihm 1249 die Grenzfestung Bucowe abtrat, wurden von ihm die schon längere Zeit bestehenden Besitzverhältnisse nur rechtlich anerkannt.

Umstritten ist die Lage der Burg. Die Lokalforschung nimmt als einstigen Standort derselben den „Platz am Roten Hause“ im Zuge der Königstraße an, da dort der „Rote Hof“ der Herrschaft Buckow gestanden hat. An dieser Stelle hätte sie die beiden von der Stobberbrücke zwischen dem Buckow- und Griepensee ausgehenden, in das Land hineinführenden Straßen nicht decken können. Als zweitmöglicher Ort wird der Hügel, auf dem sich die Kirche erhebt, als Standort der Burg angesehen. Mirow, der ehemalige Leiter des Müncheberger Heimatmuseums, spricht von einer Wallburg auf der Höhe des Kirchberges und weist auf spätslawische Scherbenfunde hin, die im Garten der Gärtnerei Kindel, Am Markt 2, nördlich vom Kirchberg, gemacht worden sind, die im Zusammenhang mit der einstigen slawischen Wallburg stehen sollen<sup>30</sup>). Die im Jahre 1907 fälschlich eingeführte Bezeichnung „Wallstraße“ für die ehemalige „Töpfergasse“ gab wohl mit den Anstoß zu dieser Annahme. Die einzig strategisch mögliche Lage der Burg war der „Mühlenplatz“, auf dem das Ehrenmal für die im 1. Weltkrieg 1914–18 Gefallenen errichtet worden war. Hier, an der Grenze des Landes Lebus, konnte sie den Eingang in dasselbe schützen, da zwischen dem Buckow- und Griepensee die alte Heerstraße den Stobber, der hier die Grenze zwischen Barnim und Lebus bildete, überschritt. Hier war die engste, aber auch die bequemste Übergangsstelle, da von N her der Höhenzug des Werder sich dem von S her kommenden Höhenzug der Hauptstraße näherte. Als Wasserburg bot sie hier eine erschwerte Angriffs- und die beste Verteidigungsmöglichkeit. Sie hatte wohl keine festen Grundmauern, denn die starken Fundamentreste, die 1922 beim Aufstellen des Ehrenmales festgestellt wurden, stammten sicher von dem „Weißen Hof“, jenem Wohnhaus, das sich die Ziegesar um 1490, nach dem Bericht des Pfarrers Willichius (Wilke), (gestorben 1675) in dem alten Kirchenbuch, genannt „Inventar“<sup>31</sup>), an Stelle der Burg erbauten. Wäre dieses Wohnhaus ohne Anknüpfung an die Vergangenheit erbaut worden, hätte man sicher einen größeren Bauplatz als den kleinen Mühlenplatz gewählt, der durch die Anlage einer Mühle (jetzt Kino) außerdem schon stark verkleinert worden war.

Den sichersten Beweis für die einstige Lage einer Örtlichkeit erbringen uns Funde von Gefäßresten oder urkundliche Nachrichten. Slawische Gefäßreste sind an dieser Burgstelle nicht gefunden worden, können also als Beweismaterial nicht herangezogen werden. Dafür ist aber ein urkundlicher Beweis für die Lage der Burg an dieser Stelle zu erbringen. In der Urkunde von 1249 wird sie unter den „loca Castrorum“ (Grenzburgen) aufgeführt. Des weiteren wird im Landbuch Karl IV. von 1375<sup>32</sup>) ein „Buko in preurbio“ aufgeführt, das also vor der Burg lag. Es ist wohl zu der Zeit der Eroberung des Landes Lebus auf dem Barnim in Anlehnung an die Burg durch den Erzbischof Wilbrand von Magdeburg 1244 entstanden, als derselbe „Herr der Müncheberger Gegend“ war, damit der hier wohnende Teil der Burgbesatzung im Notfall schnell zur Verteidigung der Burg herbeieilen konnte. Aus all diesen Gründen ergibt sich somit, daß die Burg Bucowe nur auf dem Mühlenplatze (K III, 1)<sup>33</sup>) gestanden haben kann.

Im Jahre 1249 wurde die Burg vom schlesischen Piasten Boleslaw dem Erzbischof Wilbrand von Magdeburg übereignet. Sie verlor damit ihre strategische Bedeutung als militärische Deckung der alten Heerstraße und diente in der Folgezeit nur noch einem bischöflichen Vogt, der dann, als die Askanier in den alleinigen Besitz des Landes Lebus kamen, von einem landesherrlichen Vogt abgelöst wurde, als Wohnsitz. Er übte die obere Gerichtsbarkeit aus und erhielt die Hälfte der Gefälle aus der Mühle auf der Stobberow. Im Schoßregister von 1400<sup>34</sup>) wird ein Hans List mit fünf Hufen für Buckow angegeben, für die er 20 Gr.

Bischofszeht zu entrichten hatte. 1402<sup>35</sup>) wird ein Jost von Segesar, zu Buckow gesessen, als Besitzer des Dorfes Lapenow genannt. In dem schon angeführten Schoßregister von 1400 findet sich ein Zusatz aus dem Jahre 1405, der besagt, daß das „oppidum Buckow“ mit fünf Dörfern dem Abt und Convent des Klosters Leubus gehörte, nun aber mit denselben dem Poppo von Holzendorff, der zu Buckow sechs Hufen besaß, für die 30 Gr. Bischofszeht zu zahlen wären, verkauft worden sei. Um diese Zeit muß also Poppo von Holzendorff, der, wie schon Breitenbach<sup>36</sup>) vermutet, statt der fünf jetzt sechs Hufen Landes als zur Burg gehörig besaß, Burgvogt gewesen sein. Als dann 1416 ein Kuno von Segesar mit dem Stetichen Buckow und den dazugehörigen Dörfern vom ersten zollerschen Kurfürsten belehnt wurde, scheint er nicht im Besitz der Burg gewesen zu sein, er wird als „Ritter zu Oberstorff gesessen“ aufgeführt. Wahrscheinlich befand sich die Burg weiter im Besitz des Landesherrn, denn noch in einer Urkunde vom 19. 2. 1489<sup>37</sup>) wird ein von Schulenburg als Obrigkeit genannt, an den sich die Bürger Buckows in einem Streit um die Bierziese wenden sollten. Da aber seit langem der Burg keinerlei Bedeutung mehr zukam, ging sie nun in den Besitz der Ziegesar über. Hieß es bisher: „Die Ziegesar, rittern zu oberstorff gesessen“, heißt es in einer Urkunde von 1490<sup>38</sup>) in der Zeugenunterschrift: „Jost von Ziegesar tzu Buckhof rittern“. Er ist wohl derjenige, der nach dem Bericht des Pfarrers Willichius an Stelle der Burg das Wohnhaus der Ziegesar erbaute.

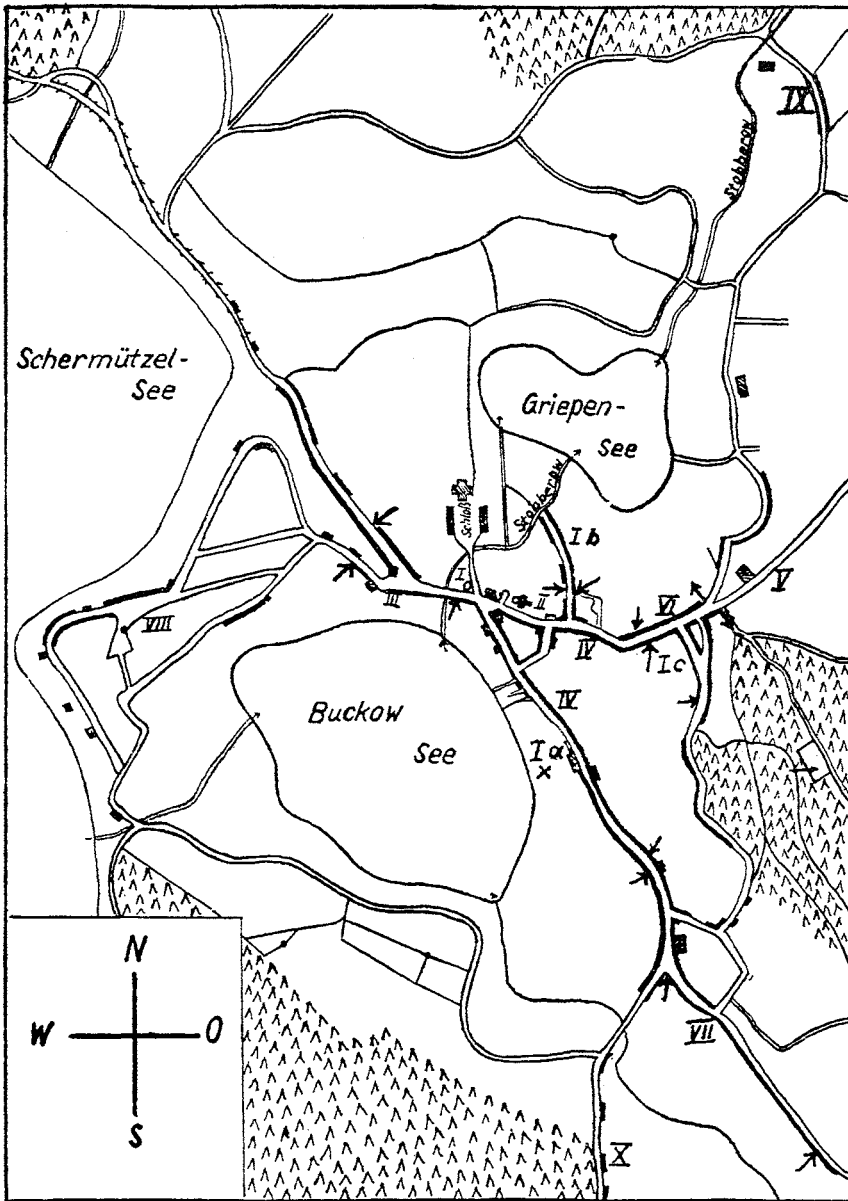
Von dieser Zeit an hörte somit die Zerteilung des Besitzes in Buckow in „Burg“ und „Stetichen“ auf, es gab nur noch die Herrschaft Buckow. Wahrscheinlich gelangte nun auch die Hälfte der Mühle auf der Stobberow, die der Erzbischof von Magdeburg in dem Vertrage von 1253 für sich zurückbehalten hatte, desgleichen auch die obere Gerichtsbarkeit in den Besitz der Ziegesar als Grundherren von Buckow.

#### „villa Buchowe“

Nach der Urkunde von 1253 übereignete der Erzbischof von Magdeburg dem schlesischen Kloster Leubus „villam Buchowe“ mit seinen Zubehörungen und der Hälfte einer Mühle auf der Stobberow. Schon Breitenbach<sup>39</sup>) vermutet, daß er die andere Hälfte derselben für sich zurückbehielt. Es ist ausgeschlossen, daß diese villa Buchowe eine Slawensiedlung war. Dieselbe lernten wir schon auf dem Höhenzuge der Hauptstraße K III, 1a)<sup>40</sup>) kennen. Mancherlei Gründe sprechen dafür, daß schon um 1225, zur Zeit Heinrichs I., im Schutze der Burg Deutsche angesetzt wurden, die man mit besonderen Vorrechten ausstattete. Sie waren von allen leiblichen Diensten befreit, hatten nur im Kriegsfall an der Verteidigung des Landes teilzunehmen. In dem Aktenstück von 1853<sup>41</sup>) „betreffend die Aufhebung des Dienstgeldes“ (das seit Ende des 17. Jhd. an Stelle der leiblichen Dienste gezahlt wurde), werden unter den Grundstücken, die zur Zahlung der Ablösumme verpflichtet waren, die Grundstücke „Am Markt 6–2, Königstr. 58–55 und Wallstr. 19 und 18“ nicht aufgeführt. In diesen Grundstücken sehe ich die einstige, mit Deutschen um 1225 besetzte villa Buchowe (K III, 2)<sup>42</sup>).

Die Lage im Schutze der Burg und der Nachweis dieses Sonderrechtes könnte dazu verleiten, in der villa Buchowe einen echten slawischen Kietz zu sehen, wie es auch durch Ludat<sup>43</sup>) geschieht, da in dem „Inventar“, einem alten Kirchenbuch um 1659, ein „Kietzer Tor“ genannt wird. Nur aus der Nennung desselben vor 1700 schließt er für Buckow auf das Vorhandensein eines echten Kietzes. Auch soll nach ihm noch heute ein „Acker hinter dem Kietzer Tor“ als „Kietzer Acker“ bezeichnet werden. Hier ist er das Opfer eines Irrtums seines Gewährsmannes geworden, denn ein solcher Acker ist in Buckow nicht bekannt. Als Kennzeichen eines echten Kietzes führt er die Lage in Anlehnung an die Burg, selbständige Verwaltung und Gerichtsbarkeit an, die für Buckow nicht nachzuweisen sind. Dagegen ist es mir, wie wir schon sahen, ge-

## Wachstum der Stadt Buckow



- I. Castrum Bucowe
- Ia. Slawensiedlung
- Ib. Falscher Kietz
- Ic. Kietzer Tor
- II. villa Buchowe
- III. preurbium Buko
- IV. oppidum Bukow
- V. Vorbuckow
- VI. Pritzhagener Vorstadt
- VII. Dahmsdorfer Vorstadt
- VIII. Wendersiedlung
- IX. Lindenstraßensiedlung
- X. Mühlenstraßensiedlung

lungen, in der Hauptstraße auf der Höhe hinter den Grundstücken 16—19 (K. III, 1a)<sup>44</sup>) die alte Slawensiedlung aus der Zeit von 850—1250 nachzuweisen. Sie bricht um 1250 ab. Im Hypothekenbuch von 1780<sup>45</sup>) findet sich im nördlichen Teil der Wallstraße, der ehemaligen Töpfergasse, eine Gruppe von 13 Häusern, der in 13 Wallgärten (K. III, 1b)<sup>46</sup>) nur geringer Landbesitz zugehört und deren Besitzer von der Benutzung der Allmende (der Holz- und Graskaveln d. s. die bis zum 2. Weltkrieg bestehenden „Wechselwiesen“) ausgeschlossen waren. Es sind dies die heutigen Grundstücke Wallstr. 3—7 und 9—15. In diesen Grundstücken sehe ich einen unechten Kietz, in den die Slawen von den Leubuser Mönchen umgesiedelt wurden, als ihnen 1253 villa Buchowe übereignet wurde. Dafür sprechen auch die Funde vieler spätslawischen Scherben und Lehmewurfsstücke, die in dem Garten des Grundstückes „Am Markt 2“, der an die Grundstücke Wallstraße 9—16 stößt, gefunden wurden. In der Nähe dieses unechten Kietzes befand sich in der Königstraße das von Ludat erwähnte Kietzer Tor, „nach der Heiden wärts“ belegen: Seine Lage ist durch Nennung der „Kaplanei“ (heutiger Gasthof „Deutsches Haus“) beim Kietzer Tor im Inventar bekannt (K III, 1c)<sup>47</sup>), die auch im Hypothekenbuch von 1780 aufgeführt wird. Also:

die alte Slawensiedlung in der Hauptstraße, das Kietzer Tor in der Königstraße. Wir haben somit in der Buckower Slawensiedlung von 850 keinen echten Kietz vor uns. Die Burg entstand erst in schlesischer Zeit um 1225, in der auch villa Buchowe als Deutschensiedlung angelegt wurde. Der geringe Landbesitz der Bewohner des unechten Kietzes weist darauf hin, daß auch diese umgesiedelten Slawen neben geringer Viehzucht nur wenig Ackerbau trieben. Jagd und Fischfang waren ihre Hauptnahrungsquellen. Wahrscheinlich bestand für sie die Verpflichtung, der Herrschaft bestimmte Dienste zu leisten. Daß dazu auch die Töpferei gehörte, könnte man vielleicht aus dem Namen „Töpfergasse“ erschließen.

Wahrscheinlich erbauten die Bewohner der villa Buchowe auch schon auf der Anhöhe am Marktplatz ein Holzkirchlein, das vom dem ersten Friedhof Buckows umgeben war. Von den Leubuser Mönchen wurde es dann durch einen Granitbau ersetzt.

### Auf dem Wege zum „oppidum“

Im Jahre 1253 hatten die Leubuser Mönche vom Erzbischof von Magdeburg für das von ihm zurückbehaltene Müncheberg villam Buchowe mit seinen Zu-

behörungen erhalten. Die höhere Gerichtsbarkeit wurde ihnen unter gewissen Einschränkungen übertragen. Bei Verhandlungen, welche eins der Kapitalverbrechen betreffen, sollte der Bote des Erzbischofs an dem Gericht des Schulzen teilnehmen, um zu hören, ob derselbe gerecht richte. Er soll ein Drittel der Gerichtsgefälle erhalten. Als Kapitalverbrechen galten Mord, schwerer Diebstahl (auf welchen der Tod steht, wenn das Gestohlene den Wert einer halben Silbermark übersteigt), Notzucht an Frauen und Jungfrauen und Falschmünzerei.

Eine planmäßige Ansiedlung Deutscher setzte nun durch die Leubuser Mönche in Buckow ein. Nach dem Verlust von Müncheberg wäre es verständlich gewesen, sich als Ersatz in Buckow einen neuen Markort zu schaffen. Dazu lagen aber die Marktorte Müncheberg und Strausberg zu nahe. Auch bot das von Mooren durchsetzte Gebiet keine zusammenhängende Fläche für die Anlage einer mittelalterlichen Stadt nach dem üblichen Kolonisationsschema. Zur Ansiedlung von Deutschen eigneten sich nur die diluvialen Rücken, auf denen sich heute die Haupt- und Königstraße entlangziehen. Daher wurden die Bewohner der alten Slavensiedlung in den nördlichen Teil der Wallstraße umgesiedelt. Vor der Burg entstand der heutige Marktplatz, der zur Zeit der Mönche den Namen „Ring“ geführt haben muß, eine Bezeichnung, die in Schlesien für den Markt üblich ist. Diese ursprüngliche Benennung als Ring war bald vergessen und tritt am Ende des 17. Jhd. für den Häuserblock auf, der vom Markt, der König-, Schul- und Hauptstraße umschlossen wird<sup>48</sup>). Von diesem Ring zweigte sich in östlicher Richtung die Frankfurter (Königstraße), in südlicher Richtung die Berliner (Hauptstraße) Straße ab, die durch die Schulstraße eine Querverbindung erhielten.

Auf dem Platz „Am Roten Hause“ erbaute der Lokator, dem die Ansetzung der Bürger von den Mönchen übertragen worden war, sein Haus. Nach dem Bericht des Pfarrers Willichius wurde dieses Bürgers Haus um 1570 von Wolff vom Kloster aufgekauft, der darauf den „Roten Hof“ erbaute und auf seinen Ländereien ein Vorwerk anlegte. Da von demselben die Herrschaft der Kirche „Meßkorn“ und an staatlichen Abgaben „Grundzins“ und „Kontribution“ zu zahlen hatte, kann derselbe kein freier Rittersitz gewesen sein. Der Umstand, daß in der Taxe von 1652<sup>49</sup>) auf dem Roten Hof die „Gerichtsstube“ und die „Wippe“ aufgeführt werden, spricht dafür, daß wir hier den ursprünglichen Schulzenhof, das Richterhaus, vor uns haben.

Wie läßt sich nun der Umfang des „oppidum Buckowe“ nachweisen? Die Akten „betr. Aufhebung des Dienstgeldes“ von 1853 lassen uns hier im Stich. Auffallend ist, daß an der Wechselwiesenwirtschaft bis zum 2. Weltkrieg nur 88 Grundstücke mit einem ganzen, dreiviertel, halben oder viertel Anteil beteiligt waren. Diese wurden bis dahin im zweijährigen Wechsel unter die dazu berechtigten Bürger von der Stadtverwaltung durch das Los verteilt. Die Güter mit ganzem und dreiviertel Anteil gehörten den „Großbürgern“ oder „Erben“, denen auch die 33 im bischöflichen Schoßregister (1400) erwähnten Erbgärten zugehörten, die insgesamt 12 gr. Bischofszehnt zu entrichten hatten<sup>50</sup>), die Güter mit halbem oder viertel Anteil den „Kleinbürgern“ oder „Gärtnern“. Die Erben standen im Range der bäuerlichen Kossäten, die Gärtner auf der Stufe der Büdner.

Die Leubuser Mönche hatten in Buckow selbst keinen Landwirtschaftsbetrieb. Sie bewirtschafteten ihren Hof in Münchehofe (KI, 16). Wahrscheinlich hatten sie in Buckow einen Predigermönch eingesetzt, dem zu seinem Unterhalt bestimmte Ländereien zugewiesen waren, die „Priesterwiese“ in den Erbgärten, der „Papenwerder“ (heutiger Galgenberg) sowie Anteile in anderen Flurstücken. Der Name Papenwerder tritt noch in dem Hypothekenbuch von 1780 auf. Im staatlichen Hypothekenbuch von 1849 wird von ihm gesagt: „Die Schneidemühle hat Erbpachtrecht in Rücksicht eines zur Oberpfarre gehörigen Stück Ackers, der

Galgenberg genannt.“ 1856 wurden die Erbpächter infolge der Aufhebung des Erbpachtgesetzes Besitzer der mehr als 30 Jahre von ihnen in Erbpacht besessenen Ländereien. Auf diese Weise ging 1861 der Papenwerder in den Besitz der Schneidemühle über.

Die an der Wechselwiesenwirtschaft beteiligten Güter umfaßten die Grundstücke: Am Markt 1—9, Königstraße 58—48 und 11—1, Wallstraße 19—16 und 1—2, Schulstraße 1—5, Hauptstraße 88—66 und 25—1. Daß die Königstraße bei Nr. 48 und 11 in damaliger Zeit ihr Ende erreichte, ergibt sich aus der Tatsache, daß Nr. 47 das ehemalige Hirtenhaus war, das stets am Ausgange des Ortes stand und Nr. 11 erst 1580 als „Kaplanei“ erbaut wurde.

Durch seine Lage in dem von Mooren durchsetzten Gebiet war die wirtschaftliche Entwicklung Buckows in seiner Ausrichtung vorbestimmt. Die vielen Moore wiesen von vornherein auf den Anbau des Hopfens hin, der für Jahrhunderte die wichtigste Erwerbsquelle der Buckower werden sollte<sup>51</sup>). Für die Einführung des Hopfenbaues durch die Leubuser Mönche spricht der Umstand, daß das Siegel des Buckower Pfarramtes zwei Hopfenstangen zeigt, die von einer Hopfenpflanze umrankt werden (Abb. 3). Auch das Brauhaus (Am Markt 1) mit der Braupfanne gehörte der Kirche. Jeder Bürger, der Ende des 17. Jhd. die Berechtigung zum Brauen hatte, mußte für das jedesmalige Benutzen der Braupfanne der Kirche 1 sgr. zahlen. Ebenso waren für die Benutzung des Hopfenscheffels, der von der Kirche aufbewahrt und entliehen wurde, pro Wsp. Hopfen eine Abgabe von 6 sgr. zu zahlen.

So war unter der Mönchsherrschaft die villa Buchowe zum oppidum (Stetichen) herangewachsen, dessen hauptsächlichster Erwerbszweig der Hopfenbau war. In der Ausdehnung, die das oppidum unter den Mönchen mit 88 Gütern erreicht hatte, blieb es als „Groß Buckow“ bis zum Ende des 17. Jhd. bestehen. Es zeigte sich auch hier, daß nach dem hoffnungsvollen Anfang die weitere Entwicklung eines Ortes von der geographischen Lage, der Bodengestalt und der Lage zu Hauptverkehrsstraßen abhängig ist. Das castrum Buchowe lag an einer alten Heerstraße. Die vorwärtstrebenden Deutschen behinderte die durch das Erosionsgebiet Buckows sich hindurchwindende Heerstraße, sie verlegten dieselbe an den südlichen Teil des Roten Luches, wo sich ein bequemerer Übergang bot. Nun abseits von Heer- und Handelsstraßen liegend, trat in der Entwicklung Buckows ein Stillstand ein.

Deutlich heben sich am Schlusse der Mönchszeit drei politische Gebilde ab: die Burg (im Besitz des Landesherren), das Stetichen (oppidum) Buckow und der Mönchsbesitz, die spätere Herrschaft Groß Buckow mit den Dörfern Obersdorf, Dahmsdorf, Münchehofe, Sieversdorf und Schlagenthin (K II).

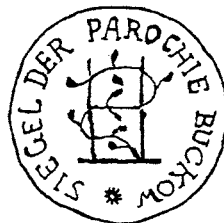


Abb. 3: Kirchensiegel der Buckower Pfarre

### „Buko in preurbio“

Nördlich der Burg war zur Zeit der Wiedereindeutschung im Lande Barnim ebenfalls ein Ortsteil, das „preurbium“ des Landbuches Karl IV. von 1375<sup>52</sup>), das spätere „Klein Buckow“ entstanden. Ursprünglich befand sich dieser an die Burg grenzende Teil des Barnim im Besitz der Nonnen des im Oderbruch gelegenen Klosters Alt Friedland. Noch heute erinnert der Flurname der „Nonnenwiesen“, nordwestlich vom Schweizerhause gelegen, durch die auch heute die Grenze

zwischen Klein Buckower und Pritzhagener Gebiet hindurchgeht, daran. Das läßt vermuten, daß das Gebiet von Klein Buckow mit seinen zehn Hufen ursprünglich zur Gemarkung des Dorfes Pritzhagen gehörte, das wohl als eine Gründung des Propstes vom Nonnenkloster Alt Friedland anzusehen ist, denn 1300 Prouesthagen, 1375 Probisthagen, 1412 Probstthagen. Die Zugehörigkeit scheinen auch die Lehnsmachtbriefe zu bestätigen, die 1412–15 besagen: Cuno von Ylow zu Pritzhagen 10 Hufen mit supra (Oberhoheit)<sup>53</sup>. Aber schon 1476<sup>54</sup>) belehnt Kurfürst Johann am 16. 1. die von Ilow mit Ilow, Klein Buckow und Petershagen. Klein Buckow erhalten sie „mit alen Nud (Nutzungen), Rechten, Holtungen, Gresingen (Holz- und Grasnutzung) und Watern“. 1412 erhalten sie zu Ilow 66 Hufen und in Pritzhagen 10 Hufen, 1476<sup>54</sup>) das Dorf Ilow mit 66 Hufen und das Dorf Klein Buckow, das auch 1671 mit 10 Hufen in den Hufentabellen aufgeführt wird. Hieraus ergibt sich, daß die 1412 unter Pritzhagen aufgeführten 10 Hufen gleichbedeutend mit den unter Klein Buckow aufgeführten 10 Hufen sind. Auf eine einstige Abtrennung Klein Buckows vom Pritzhagener Gebiet weist noch heute die Grenzziehung in den Nonnenwiesen hin.

Nach der Urkunde von 1300<sup>55</sup>) befinden sich in der Umgebung Buckows nur noch der große und kleine Tornowsee, Griepensee (der seinen Namen wohl nach den vielen Seerosen, die in ihm wachsen, deren Stengel „Griepen“ genannt werden, hat), Buckowsee, Schermützelsee und Weiße See im Besitz der Nonnen. (Aus der Reihenfolge der aufgezählten Seen ergibt sich, daß der südlich vom Schermützelsee gelegene Weiße See den Alt Friedländer Nonnen gehörte und nicht der See gleichen Namens auf Hermersdorfer Gebiet im Kreise Lebus, wie Rud. Schmidt in „Die Herrschaft Friedland“ auf S. 2 angibt. Um 1300 müssen also die Ländereien schon den Besitzer gewechselt haben.

Durch wen erfolgte die Abtrennung der 10 Hufen Klein Buckows vom Pritzhagener Gebiet? Das geistliche Oberhaupt der Friedländer Nonnen war der Erzbischof von Magdeburg. Als dieser 1239 in das Land Lebus eindrang und die Feste Lebus berannte, legte er Hand auf das castrum Bucowe. Vor demselben setzte er auf dem Barnim Deutsche an, deren Siedlung uns in dem „preurbium Buko“ von 1375 entgegentritt. Dieses „preurbium“ ist also als eine Gründung Magdeburgs in der Zeit nach 1239 anzusehen. Nach der Überzeugung der Grenzbürger, die sich wahrscheinlich schon 1244 in Magdeburgs Hand befand, wäre die Anlage eines „preurbium“ nördlich derselben, auf dem Barnim, vom strategischen Gesichtspunkt aus gesehen, nicht mehr vonnöten gewesen. Die Bewohner desselben hatten anfangs für den Unterhalt der Burgbesatzung zu

sorgen, in Zeiten der Not auch Kriegsdienste zu leisten. Auch ihnen wurden als Anreiz zur Besiedlung bestimmte Vergünstigungen gewährt, darunter die Befreiung von den persönlichen Dienstleistungen. In dem Bericht: „Umständliche Nachrichten von Buckow“ aus dem Jahre 1780<sup>56</sup>) heißt es von dem im oberbarnimischen Kreise belegenen Klein Buckow: „die in solchem befindlichen Bürger besitzen ihre Häuser und die dazugehörigen Grundstücke erb- und eigentümlich; einige davon geben Zins, andere Dienstgeld. Worauf sich dieser Unterschied gründet, welcher schon vor undenklichen Jahren dauert, hat nicht ausfindig gemacht werden können“. Vergegenwärtigen wir uns, daß in den Rezeßakten von 1853<sup>57</sup>) „betreffend die Aufhebung des Dienstgeldes“ in Klein Buckow die Grundstücke Wriezener Straße 59, 58, 56, 54, 42, 16, 11 und 8–3 und der Werderstraße 37–34, also in der Hauptsache die Häuser der Wriezener Straße von der Stobberbrücke an bis zum Restaurant Rosenberg von der Ablösungspflicht befreit waren, so ergibt sich daraus, daß die Grundstücke, die schon 1780 seit undenklichen Jahren kein Dienstgeld zahlten, den Umfang des alten „preurbium“ darstellen müssen.

1) P. Z. 1927, Bd. 18, S. 186 pp. — 2) Mannus, 33. Jg. 1941, S. 586, Abb. 19. — 3) Götz, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus, 1920, S. 13; Kreiskalender des Kreises Lebus, 1918, S. 16, Abb. 11–15; Z. f. Ethn., 1875, S. 30. — 4) Mannus, 1923, Bd. 15, S. 92–109, Tfl. V–VII. — 5) Götz, S. 69/70, Taf. II. — 6) Mannus, 1941, S. 585, Abb. 17 u. 18. — 7) Götz, Abb. Tfl. III. — 8) Mannus, 1941, 33. Jg., S. 573 pp., Abb. 1–13. — 9) Schilling, Die ersten Deutschen in Frankfurt a. O., 1926, S. 16 pp. — 10) Riedel XXIV, 336. — 11) Breitenbach, Das Land Lebus unter den Pfaffen, S. 117. — 12) Kr. K. L., 1920, S. 7, Abb. 6. — 13) Riedel XX, 126. — 14) Riedel XX, 128. — 15) Riedel XX, 130. — 16) Riedel XX, 127. — 17) Riedel XX, 130; Wohlbrück I, 118. — 18) Wohlbrück III, 227. — 19) Wohlbrück I, 31; Riedel XX, 129. — 20) Fischer, Das Land Lebus, 1936, S. 35; Riedel XX, 130. — 21) Krabbo, Regesten Nr. 4761. — 22) Riedel XX, 131. — 23) Riedel XX, 195. — 24) Riedel XX, 196. — 25) Wohlbrück I, 422; Krabbo 1787. — 26) H. Mundt, Die Heer- und Handelsstraßen der Mark Brandenburg (1932), S. 67. — 27) Wels in FBPG, Bd. 44, S. 250. — 28) Klöden, Beitr. zur Gesch. des Oderhandels. — 29) Mundt 74. — 30) Mirow in Buckower Badenachrichten, 1925, Nr. 3. — 31) Altes Kirchenbuch, genannt Inventar, S. 63. — 32) Joh. Schultze, Landbuch S. 132. — 33) Mbl. d. Ldg. Vgg., 1940, Nr. 11/12, S. 51. — 34) Wohlbrück II, 204. — 35) Wohlbrück III, 227. — 36) Breitenbach 117. — 37) Gutsarchiv (G.A.) II 18, 7. — 38) Stölzel, Urkundliches Material der Akten des brandenburgischen Schöppenstuhles, 1901, I, 280. — 39) Breitenbach, 117, Anm. — 40) Mbl. d. Ldg. Vgg., 1940, S. 51. — 41) Stadtarchiv, Urkunden (St.A.U.). — 42) Monatsblätter, 1940, S. 51. — 43) Ludat, Die ostdeutschen Kietze (1936), S. 87. — 44) Mbl. d. Ldg. Vgg., 1940, S. 51. — 45) Geheimes Staatsarchiv (G.St.A.). — 46) Mbl., 1940, S. 51. — 47) Mbl. d. Ldg. Vgg., 1940, S. 51. — 48) Inventar 82. — 49) G.A. II, 28; Kuchenbuch, Handschriftliche Aufzeichnungen III, 75. — 50) Wohlbrück III, 204. — 51) Brandenburgia, 1942, S. 48. — 52) Joh. Schultze, Landbuch pp., 1940, S. 132. — 53) Riedel C I, 50. — 54) Riedel XI, 417. — 55) Riedel XII, 412. — 56) G.A. II 12, 1. — 57) St.A. Fach 41, 7.

## Georg Klünder:

### Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600

#### Quellen:

##### A. Archivalien

##### 1. Gedruckte Quellen:

von Bonin, B.: Entscheidungen des Cöllnischen Konsistoriums 1541–1704 (1926). — Friedensburg, W.: Kurmärkische Ständeakten aus der Regierungszeit Kurfürst Joachims II. 1. Teil 1535–1550 (1913). — Mylius, Christian Otto: Corpus Constitutionum Marchicarum, Berlin und Halle (1737 ff.). — Schultze, Joh.: Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375 (1940). — Codex Diplomaticus Anhaltinus. Herausg. von O. v. Heinemann, Dessau (1867 ff.).

##### 2. Nicht gedruckte Quellen:

Konsistorialarchiv in Berlin (K.A.). — Preussisches Geheimes Staatsarchiv in Berlin-Dahlem (G.St.A.). — Pfarrarchive (Pf.A.). — Domkapitelarchiv in Brandenburg (D.A.).

##### B. Darstellungen

1. Berghaus, H.: Landbuch der Mark Brandenburg (1854). — 2. Bestehorn, F.: Deutsche Urgeschichte der Insel Potsdam (o. J.). — 3. von Brünneck, W.: Zur Geschichte des märkischen Provinzialkirchenrechts (1904). — 4. Bruns-Wüstefeld, K.: Beiträge zur Geschichte der Kolonisation und Germanisierung

der Uckermark. Diss. Kiel (1915). — 5. Curschmann, F.: Die Diözese Brandenburg (Veröffentl. d. Ver. f. Gesch. d. M. Br.) 1906. — 6. Ernst, A.: Krit. Bemerkungen z. Siedlungskunde d. dt. Ostens, vornehmlich Brandenburgs, FBPG Bd. 23, 1910. — 7. Fildicin, E.: Die Territorien der Mark Brandenburg, Bd. III (1860). — 8. Fischer, O.: Evang. Pfarrerbuch f. d. M. Br. seit der Reformation, Bd. 1 u. 2 (1941). — 9. Friedberg, E.: Lehrbuch d. kath. u. evang. Kirchenrechts (1903). — 10. Gebauer, J.: Z. Gesch. d. Reformation im Bistum Br. (Beilage z. Jahresprogramm d. Ritterakademie zu Brandenburg a. H. 1898). — 11. Germania Sacra: 1. Abt.: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, 1. Bd. Das Bistum Brandenburg I. 1. Bearbeitet von Gustav Abb und Gottfried Wentz (1929). — 12. Gley, W.: Die Besiedlung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624 (1926). — 13. Guttmann, B.: Die Germanisierung der Slawen in der Mark (FBPG 1897, Bd. 9). — 14. Heffter, K. Chr.: Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbogk (1851). — 15. Heidemann, J.: Die Reformation in der Mark Brandenburg (1889). — 16. Herold, V.: Zur ersten lutherischen Kirchenvisitation. Jb. f. br. KG (1925–27). — 17. Hist. Ver. Brandenburg (Havel): Festschrift zur Gedenkfeier d. 50jähr. Bestehens. I. A. d. Vorstandes hg. v. Otto Tschirch (1918). — 18. Hoppe, W.: Erzbischof Wichmann von Magdeburg. H. 1 der Geschichtsbl. f. Stadt u. Land Magde-

burg (1908). — 19. Hoppe, W.: Kloster Zinna. Ein Beitr. z. Gesch. d. ostdt. Koloniallandes u. d. Zisterzienserordens (1914). — 20. Hoppe, W.: Zur ältesten Gesch. d. Havellandes. Die Entstehung einer Legende (FBPG Bd. 41, 1928). — 21. Krabbo, H.: Albrecht der Bär (FBPG Bd. 19, 1906). — 22. Kühns, F. J.: Gesch. d. Gerichtsverfassung u. des Prozesses i. d. M. Br. v. 10. bis zum Ablauf d. 15. Jh. Bd. I (1865). — 23. Lappe, J.: Kirchen auf Wüstungen (Zs. d. Savigny-Stiftung f. Rechts-gesch. Kan. Abteilung, 1913). — 24. Lauburg, W.: Die Siedlungen d. Altmark, ein Beitr. zur altmärk. Landeskunde. (Arch. f. Landes- und Volkskunde d. Prov. Sachsen, 1914). — 25. Lehnert, H.: Kirchengut u. Reformation. Eine kirchenrechts-geschichtl. Studie. Diss. Erlangen (1935). — 26. Liebchen, O.: Siedlungsanfänge im Teltow u. i. d. Ostzauche (FBPG Bd. 53, 1941). — 27. Lindner, D.: Die Anstellung des Hilfspriesters (Kempten 1924). — 28. Ludat, H.: Die ostdeutschen Kietze (1936). — 29. Metzenthin, E.: Z. Besiedlung d. Mittelmärk. (FBPG Bd. 48, 1936). — 30. von Mühler, H.: Gesch. d. evang. Kirchenverfassung i. d. M. Br. (1846). — 31. Mundt, J.: Die Heer- u. Handelsstraßen d. M. Br. v. Zeitalter d. ostd. Kolonisation b. z. Ende des 18. Jh. (1932). — 32. Parisius, A.: Der Verfasser der brandenburgischen Visitationen- und Konsistorialordnung von 1573 (Jb. f. br. KG, 1907). — 33. Passow, S.: Die Okkupation u. Kolonisierung d. Barnim (FBPG Bd. 14, 1901). — 34. Pischon, K. N.: Urkundl. Gesch. d. kurmärk. Stadt Treuenbrietzen u. Umgegend (1871). — 35. Priebatsch, F.: Staat u. Kirche i. d. M. Br. am Ende d. M. A. (Zs. f. KG

Bd. 19–21.) — 36. Riedel, A. F.: Die Mark Br. i. J. 1250, Bd. 1 u. 2 (1831). — 37. Rudolph, Th.: Die niederländischen Kolonien der Altmark im 12. Jh. (1889). — 38. Schmid, H. F.: Das Recht d. Gründung u. Ausstattung von Kirchen im kolonialen Teile der Magdeburger Kirchenprovinz während des MA (1924). — 39. Schneider, C.: Chronik d. Stadt Beelitz (1888). — 40. Schröder, R.: Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland z. Zt. d. MA (1880). — 41. Schultze, Joh.: Lehnin, 750 Jahre Kloster und Ortsgeschichte (1930). — 42. Schulze, Berth.: Brandenburgische Landesteilungen 1258 bis 1317 (Einzelschr. der Histor. Komm. f. d. Prov. Br. u. d. Reichshauptst. Berlin. 1, 1926). — 43. Schulze, Berth.: Erläuterungen z. br. Kreiskarte von 1815 (Einzelschr. d. Histor. Komm. f. d. Prov. Brandenburg u. d. Reichshauptst. Berlin. 6, 1933). — 44. Seelmann, W.: Die Herkunft der Besiedler der Mittelmärk. (Jb. d. Ver. für niederdeutsche Sprachforsch., 1923). — 45. Sehling, D. evang. Kirchenordnungen d. 16. Jh., Bd. III (1909). — 46. Siedler, E. J.: Märk. Städtebau i. MA (1914). — 47. von Sommerfeld, W.: Beitr. z. Verfassungs- u. Ständegeschichte d. Mark Brandenburg i. MA (1904). — 48. Spangenberg, H.: Hof- u. Zentralverwaltung d. M. Br. i. MA. (Veröffentl. d. Ver. f. Gesch. d. M. Br., 1908). — 49. Stutz, U.: Gesch. d. kirchl. Benefizialwesens (1895). — 50. Stutz, U.: Die Eigenkirchen als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts (1895). — 51. Wels, K. G.: Straßensysteme u. Siedlungsprobleme i. d. frühgeschichtl. Mittelmärk (FBPG Bd. 44, 1932).

## I. Äußere und innere Grenzen der Zauche

Südlich des Havellaufs zwischen Potsdam und Brandenburg dehnt sich die diluviale, nur von wenigen Niederungen und Seen unterteilte Hochfläche der Zauche aus. In slawischer Zeit wohl zum Gau Heveldun gehörig<sup>1)</sup>, sind die Grenzen der von uns heute als Zauche bezeichneten mittelmärkischen Landschaft von der askanischen Kolonisation an unter der Einwirkung mannigfacher geographischer, politischer und wirtschaftlicher Faktoren entstanden. Die „tota Zucha“, die der Hevellerfürst Pribislaw als Patengeschenk für Albrecht des Bären ältesten Sohn Otto bestimmt hatte<sup>2)</sup>, umfaßte wohl nur den westlichen Teil des heutigen Gebiets, der durch die natürlichen Grenz-säume der Havel im Norden, der Plane-Niederung im Westen und Süden und des großen Waldgebiets südlich des Schwielowsees gegen Osten hin begrenzt wurde.

Zu der Frage, ob die jetzige östliche Zauche, d. h. die Gegend um Beelitz und Treuenbrietzen, schon in vorkolonialer Zeit ein Bestandteil der Zauche gewesen ist, haben die älteren Landesbeschreibungen der Mark Brandenburg<sup>3)</sup> überhaupt keine kritische Stellung genommen. Sie begnügten sich damit, die Zauche nach den damaligen Kreisgrenzen zu umreißen. Auch Riedel, Berghaus und Fidicin lassen eine klare, zweifelsfreie Beurteilung der Frage vermissen. Heffter hat als erster darauf hingewiesen, daß die dem askanischen Hause als Patengeschenk übertragene Zauche nur deren nord-westlichen Teil ausmachte<sup>4)</sup>. Dagegen hat Guttman<sup>5)</sup> das Abtretungsgebiet Pribislaw-Heinrichs als das „Land um Beelitz und Lehnin“ bezeichnet. Schließlich hat sich Curschmann dahin entschieden, die Landschaft um Beelitz und Treuenbrietzen dem Gau Ploni zuzurechnen<sup>6)</sup>, und damit stillschweigend anerkannt, daß dies Gebiet, da nicht zum Gau Heveldun gehörig, kein ursprünglicher Bestandteil der Zauche gewesen ist. Ihm folgte auch Hans Jung<sup>7)</sup>, der schon im Titel seiner mehr das statistisch-geologische, als das geschichtliche Interesse verfolgenden Arbeit die eigentliche Zauche von den Gebieten um Beelitz und Treuenbrietzen unterscheidet.

Die Auffassung, nach der die Ostzauche ein gesonder-tes slawisches Herrschaftsgebiet darstellt, findet sowohl in der geographischen Lage des Gebietes als auch in geschichtlichen Momenten, deren urkundliche Spuren bis ins 14. Jahrhundert herabreichen, ihre Begründung.

Die Karte zeigt uns das ungeheure Waldgebiet, das sich südlich von Potsdam und des Schwielowsees bis zu den Niederungen der Plane bei Brück ausdehnt und in slawischer Zeit wohl Urwald gewesen ist, der seit jeher von der siedelnden Völkergruppe gemieden wurde. Von der jüngeren Steinzeit bis zum Eintritt der Mark Brandenburg in die deutsche Geschichte sind nicht die geringsten Spuren menschlicher Besiedlung

gefunden worden<sup>8)</sup>. Möllendorf war die am weitesten in das Waldgebiet vorgeschobene Siedlung, und die Orte Fichtenwalde, Neuseddin, Beelitz-Heilstätten, Borkwalde und Borkheide sind Gründungen der neuesten Zeit. Wenn man weiter bedenkt, daß der Wald noch heute bis zu einer west-östlichen Breite von 15 km anwächst, so wird deutlich, daß beim Mangel jeder forstlichen Kultur und bei noch größerer Dichtigkeit dieser Wald eben eine natürliche Barre war, die zwei Länder voneinander schied.

Fehlt es somit an einer natürlichen Verbindung zwischen West- und Ostzauche<sup>9)</sup> in slawischer Zeit, so ist andererseits bei Treuenbrietzen eine, wenn auch schmale Landbrücke gegeben, durch die die östliche Zauche und auch das Land Jüterbog mit dem Gau Ploni verbunden waren. Wie wichtig dieser Übergang bei Treuenbrietzen gewesen ist, zeigt die Tatsache, daß hier wohl schon in vorkolonialer Zeit die Talrandstraßen von Belgig über Trebitz, Linthe, Nichel und von Jüterbog über Zinna, Mehlsdorf, Pechüle zusammenliefen<sup>10)</sup>.

Zu den geographischen Momenten treten geschichtliche hinzu. In der Zeit vor Abfassung des Landbuchs Karls IV. werden nur die Dörfer der Westzauche als zauchisch bezeichnet<sup>11)</sup>. Dagegen wird auf die Ostzauche niemals die Territorialbezeichnung Zauche angewandt<sup>12)</sup>. Erst mit dem karolinischen Landbuch ist der Prozeß der Vereinigung von West- und Ostzauche zu dem Territorialbegriff Czucha vollendet.

Ehe wir uns den Gebieten zuwenden, die entweder nur zeitweise zur Zauche gezogen wurden oder ihr für immer zuwuchsen, ist es nötig, die südöstliche Grenze der Ostzauche gegen das Land Jüterbog näher zu betrachten. Das Problematische dieser Grenzlinie ist zunächst in der Tatsache begründet, daß es von Blankensee bei Stangenhagen bis östlich von Treuenbrietzen an einer natürlichen Grenze fehlt. Hinzukommt, daß urkundliche Nachrichten, die über die Grenzbestimmung Aufschluß geben, nur von zinnaischer Seite vorhanden sind und erst dem 13. Jahrhundert angehören. Wie verlief nun diese Grenze, als sich im Zuge der Kolonisation die märkischen Territorien bildeten?

Erzbischof Wichmann hatte Albrecht dem Bären bei der Wiedereroberung Brandenburgs im Jahre 1157 tatkräftig, „ope et industria“<sup>13)</sup>, geholfen. Es ist nun anzunehmen, daß beide Kolonisatoren darauf<sup>14)</sup> den nördlichen Teil des Gaus Ploni, der an das Herrschaftsgebiet des gemeinsamen Gegners Jaxa angrenzte, in Besitz nahmen und das eroberte Land in der Weise unter sich teilten, daß Albrecht die Ostzauche erhielt, während dem Erzstift Magdeburg das Land Jüterbog zugewiesen wurde<sup>15)</sup>. Sicherlich haben bei dieser Grenzziehung die slawischen Burgwardbezirke Beelitz und Treuenbrietzen mitbestimmend gewirkt. Obwohl die Burgwardorganisation ihre verfassungsrechtliche



Bedeutung bald verlor, so erhielten sich doch ihre Territorien, deren Erbe die Vogteien antraten<sup>10)</sup>. Berthold Schulze<sup>17)</sup> hat nun wahrscheinlich gemacht, daß bei der Landesteilung von 1258<sup>18)</sup> die Vogtei Treuenbrietzen, deren Umfang etwa der heutigen Stadtgemarkung entsprach, bereits die heutige Kreisgrenze gegen das erzstiftische Jüterbog hielt. Magdeburgische und nicht brandenburgische Lehnsmannen waren es auch, die 1268 Bardenitz und Pechüle, 1295 Kemnitz dem Kloster Zinna unter Zustimmung des Erzbischofs Konrad verkauften<sup>19)</sup>. Die Feststellung der ursprünglichen Grenze der Ostzauche von der Kemnitzer Brücke bis zum Blankensee gewinnen wir aus der päpstlichen Bestätigung des zinnaischen Besitzes von 1221. Danach hatte Erzbischof Wichmann einigen Streubesitz außer dem geschlossenen Komplex zugewiesen, darunter die Seen „Doberhowe, Wotersfge, Crineke et Meluiz“<sup>20)</sup>, die Hoppe<sup>21)</sup> bei Dobbrükow vermutet. Das Nieplitz-Nuthe-Dreieck um Blankensee gehörte ebenfalls zum Erzstift Magdeburg<sup>22)</sup>.

So gewinnen wir die ursprüngliche Grenze der Ostzauche, die die Nuthe aufwärts bis zur Nieplitzmündung verlief, von da, zunächst längst der durch die Nieplitz gebildeten Seen (Schiaßer-, Crössin- und Blankensee), dann in südwestlicher Richtung bis zur Kemnitzer Brücke zog und schließlich unter Einschluss von Niebelhorst an der Treuenbrietzen Stadtgemarkung ihr Ende fand. Gestützt wird endlich diese Grenze noch durch die Lage der Dörfer des Jüterboger Landes. Sie zeigen nicht die geringste Verbindung mit dem Treuenbrietzen-Beelitzer Straßenzug, sondern weisen alle radial auf Jüterbog, ein Beweis dafür, daß die deutsche Besiedlung dieses Landstrichs nicht von der Ostzauche, sondern vom erzstiftischen Jüterbog ausgegangen ist.

Die durch die Plane-Niederung gesäumte Südwestgrenze der Zauche ist, abgesehen von geringfügigen Grenzhändeln<sup>23)</sup>, niemals Gegenstand schwerwiegender Auseinandersetzungen gewesen, obwohl hier Kreisgrenze und Landesgrenze zusammenfielen<sup>24)</sup>.

Das Landbuch von 1375 rechnet außer den als West- und Ostzauche charakterisierten Gebieten einige Dörfer des Landes Ziesar<sup>25)</sup> und die Städte Ziesar und Görtze zur Zauche, seltsamerweise auch Potsdam und den Fischerkietz Potsdam<sup>26)</sup>. In dem zeitgenössischen Ortschaftsverzeichnis<sup>27)</sup> werden außer den bereits erwähnten die Dörfer Kl.-Briesen, Bensdorf, Gutkendorf, Schiaß, Alt-Töplitz und Wachow als zur Zauche gehörig aufgeführt, ohne daß ihrer hernach in dem Abschnitt „Districtus Zucha“ Erwähnung getan wird. Ich glaube nun nicht, daß „der Statistiker des Landbuchs von 1375 im Zweifel gewesen ist“<sup>28)</sup>, wohin die Orte gehörten, sondern der Grund für diese Unstimmigkeiten wird darin zu suchen sein, daß mehrere an der Abfassung des Landbuches gearbeitet haben. Andererseits wird Saarmund unter den Ortschaften des Teltow aufgeführt<sup>29)</sup>. Vermutlich hat das castrum jenseits der Nuthe gelegen<sup>30)</sup>. Gleichfalls läßt das Landbuch die Dörfer Petzow, Lienewitz, Kanin, Klaistow, Busendorf und Möllendorf vermissen. Sie waren sächsisch und wahrscheinlich in nachaskanischer Zeit der Mark verlorengegangen<sup>31)</sup>.

Im 15. Jahrhundert traten das Ländchen Bärwalde, Kl.-Briesen und der Töplitzer Werder mit den Dörfern Alt-Töplitz, Leest und Götlin zur Zauche hinzu, im 16. Jahrhundert Boßdorf mit Schrapdorf und Assau<sup>32)</sup>. Die Landesvisitation von 1652 behält den beschriebenen Gebietsumfang der Zauche zuzüglich ihrer Exklaven im großen und ganzen bei<sup>33)</sup>, und erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann 1772 mit der Bildung eines zum General-Direktorium Magdeburg geschlagenen Kreises Ziesar<sup>34)</sup> eine rückläufige Bewegung einzusetzen. Die endgültige Bereinigung der Grenzen des abnorm gewordenen Verwaltungsbezirks vollendet das Jahr 1815.

Das Ländchen Bärwalde kam zum Kreise Jüterbog-Luckenwalde, die sächsische Dreidörferenklave sowie

die zauchischen Exklaven Kl.-Briesen und Boßdorf gingen in dem neugebildeten Kreise Zauch-Belzig auf. Als einzige größere Grenzveränderung der neuesten Zeit ist noch zu erwähnen, daß Bergholz-Rehbrücke mit Wirkung vom 1. 4. 1939 in die Stadt Potsdam eingemeindet worden ist.

Wie verhalten sich die kirchlichen Grenzen der Zauche zu der politischen Gestaltung des Gebiets? So sicheren Grund wir bei der Bestimmung der politischen Grenzen der Zauche zur Zeit der askanischen Landnahme unter die Füße bekamen, so unsicher tapen wir bei der Einteilung der Diözese Brandenburg im Dunkel. Die Stiftungsurkunde des Bistums Brandenburg<sup>35)</sup> von 948 nennt unter den 10 slawischen Gauen die für uns in Betracht kommenden Gauen Ploni und Heveldun, allerdings — wahrscheinlich aus Unkenntnis ihrer Grenzsäume — ohne nähere Bestimmung ihres Umfangs. Ob in dieser ersten doch nur sehr kurzen Periode des Bistums überhaupt schon eine territoriale Gliederung der Diözese stattgefunden hat, erscheint sowohl mit Rücksicht auf die Tatsache, daß archidiaconale Sprengel selbst im Westen des Reichs erst im 10. Jahrhundert nachweisbar sind, als auch im Hinblick auf die politische Situation des nur in einem tributären Abhängigkeitsverhältnis zum Altreich stehenden ostelbischen Gebietes wenig glaubhaft. Die einzige Urkunde, die in der Kolonisationsepoche 1161 einer innerdiözesanen Grenzziehung gedenkt<sup>36)</sup>, bezieht sich auf die gegenseitige Abgrenzung der Archidiaconate Leitzkau und Brandenburg und besagt für die Zauche gar nichts. Sie läßt aber erkennen, daß die Grenzen des Brandenburger Archidiaconatssprengels die damals erreichte askanische Grenzlinie gegen Osten überschritt und das erzstiftische Hoheitsgebiet um Jüterbog mit umfaßte<sup>37)</sup>.

Für die Bestimmung der inneren Verwaltungsgrenzen der Diözese Brandenburg stehen uns drei Quellen zur Verfügung:

1. Die Bistumsmatrikel von 1495<sup>38)</sup> die bischöflichen Sedes betreffend.
2. Die Prokurationsregister aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, ebenfalls der episkopalen Verwaltung angehörend<sup>39)</sup>.
3. Die Listen des Dompropstes zur Erhebung des Cathedralicums und Synodaticums<sup>40)</sup>, also eine Akte der archidiaconalen Verwaltung.

Curschmanns Karte zeigt, daß die Grenzen der episkopalen wie archidiaconalen Sedes nicht nur die natürlichen und geschichtlich gewordenen Landschaftsgrenzen überschneiden, sondern auch über die damaligen märkischen Landesgrenzen hinausgehen. Am meisten stimmt noch der Umfang der archidiaconalen Sedes Brandenburg mit der Westzauche überein. Das Planetal grenzt diese Sedes gegen die Sedes Belzig ab wie andererseits das Waldgebiet südlich des Schwielowsees gegen die Sedes Beelitz. Nur im Norden greift sie über die Havel hinaus und bezieht die Pfarreien Kl.-Kreutz, Weseram und Roskow mit ein. In der Ostzauche dagegen lassen die Sedes Beelitz und Treuenbrietzen jegliche Bezugnahme auf landschaftliche und geschichtliche Grenzen vermissen, indem die Sedes Beelitz den Norden des Landes Jüterbog und einen Teil des Teltow um Trebbin umfaßt, die Sedes Treuenbrietzen hinwieder das Belziger Land mit umschließt. Die Gründe für diese seltsame Sprengelbegrenzung sind für uns um so weniger durchsichtig, als die wenigen urkundlichen Nachrichten erst knapp 100 Jahre vor dem Ende der episkopalen Verwaltung beginnen. Wie mannigfach kann die Entwicklung der Sedes und Wechsel ihrer Grenzen in den weiter zurückliegenden Jahrhunderten gewesen sein! Während des Mittelalters haben sich die kirchlichen und politischen Distrikte der Mark Brandenburg wie der Zauche im besonderen kaum je gedeckt.

Durch das zeitliche Zusammenfallen der territorialstaatlichen Erstarkung mit der Durchführung der Reformation wurden zunächst die alten kirchlichen Ver-

waltungsgrenzen beseitigt, aber noch keine Neueinteilung des kirchlichen Aufsichtsbereichs geschaffen. Aus den Matrikeln der ersten Kirchenvisitation, die in der Zauche 1541 stattfand, ist eine genaue Begrenzung einzelner Sprengel noch nicht zu erkennen. Die Visitatoren beschrieben auch „die umliegenden Dörfer“<sup>41)</sup> in die Stadt Treuenbrietzen zur Visitation. Daß hiermit weder sämtliche Dörfer der episkopalen noch der archidiaconalen Sedes gemeint sein können, ergibt sich aus den Matrikeln der tatsächlich visitierten Dörfer. Das gleiche gilt für Beelitz, Lehnin und Neustadt Brandenburg. Herold<sup>42)</sup> hat eingehend die Schwierigkeit aufgezeigt, die in der Bestimmung des Ortes der Visitation der westzauchischen Dörfer besteht. Auch die Visitationsordnung von 1558 spricht von der „nehist anliegenden Stadt, do er von den Visitatoribus visitirt worden“<sup>43)</sup>.

Erst auf Grund der Visitations- und Konsistorialordnung von 1573 Art. 9 erfolgte die Einteilung des Landes in Inspektionen. In der Zauche wurden die Inspektionen Treuenbrietzen, Beelitz und Neustadt Brandenburg gebildet. Die ostzauchische Grenze gegen den Teltow und den magdeburgischen Besitz war auch Inspektoratsgrenze. Die Exklaven Bärwalde und Boßdorf wurden Treuenbrietzen zugeteilt. Das Waldgebiet zwischen Ferch und Brück grenzte die Inspektionen Beelitz und Treuenbrietzen einerseits gegen die Inspektion Neustadt Brandenburg andererseits ab, die ihrerseits die gesamte Westzauche umfaßte<sup>44)</sup>. 1575 war eine nahezu vollständige Identität der Grenzen des zauchischen Kreises und seiner Inspektionen erreicht.

<sup>41)</sup> Näheres über die Streitfrage, ob die Zauche zum Gau Hevelidun oder Pioni zu rechnen ist, bei Curschmann, S. 153 f., und A. Nagel, Z. Gesch. des Gau's Plonim u. des Amts Belzig, Monatsbl. Ldsch. Vgg. f. d. Mk. Brdgb., 1936, S. 1–3. — <sup>42)</sup> Chron. princ. Sax. MG SS XXV., S. 477. — <sup>43)</sup> Anton Friedrich Büsching: Vollständige Topographie der Mark Brandenburg (1775). — Borgstede: Statistisch-topographische Beschreibung der Kurmark Brandenburg, I. T. Berlin (1788). — Friedrich Wilhelm August Bratring: Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg, Bd. 2 Berlin (1805). — <sup>44)</sup> Heffter, S. 40; so auch Liebchen in FBPG, Bd. 53 (1941), S. 223. — <sup>5)</sup> S. 423. — <sup>6)</sup> S. 156. — <sup>7)</sup> H. Jung: Beitr. z. Siedlungskunde d. Zauche u. d. Nuth-Nieplitz-Gebietes (1909). — <sup>8)</sup> B. Eisler: Der Kreis Zauch-Belzig in der Steinzeit. Belzig 1938. — Ders.: Die Urgeschichte von Beelitz (1932). — <sup>9)</sup> Die Einteilung des Gebiets in West- und Ostzauche entspricht den landschaftlich-geschichtlichen Bedingungen. Es ist völlig abwegig, wenn Heffter (S. 40) die westliche Zauche als die niedrige und die östliche als die hohe Zauche bestimmt. Diese Bezeichnung ist urkundlich nur ein einziges Mal gelegentlich der Feststellung der Unterhaltspflichtigen des von Brandenburg auf Lehnin hinführenden Smer-Damms (Riedel A IX 39) und verhältnismäßig spät, erst um 1345, belegt. Da die Bewohner der Ostzauche für die Benutzung dieses Damms wohl kaum in Frage kamen, ist mit „hohen Zuch“ das Plateau um Lehnin, mit „legen Zuch“ der von zahlreichen Niederungen durchzogene Landstrich etwa nördlich der heutigen Chaussee Brandenburg–Werder gemeint. Die Annahme von Kühns (S. 98), der die Unterhaltung des Smer-Damms auf eine Pflicht des ehemaligen Burgwarddistrikts Brandenburg zurückführt, stützt meine Ansicht; denn die Bewohner der Ostzauche gehörten zu den Burgwarden Saarmund, Beelitz und Treuenbrietzen. Auch die Einteilung Fideicins (III, 3, S. IV) in alte und neue Zauche halte ich nicht für glücklich. Wir behalten folgende Einteilung bei: 1. Westzauche: Das Plateau um Lehnin mit seinen natürlichen Grenzen. 2. Ostzauche: Die Territorien Beelitz und Treuenbrietzen. — <sup>10)</sup> Mundt, S. 56 ff. — <sup>11)</sup> Riedel A VIII 115 (186): „Plusezin, super Zucham site, ...“ Riedel A VIII 165 (1264): „in terra Zucha villam ... Stargereze.“ Riedel A VIII 189 (1301): „in terra Zucha situm et Zolchow nuncupatum.“ Riedel A VIII 109 (1173): „Centum quoque mansos in Zuche sitos.“ Diese 100 Hufen sind in der Nähe Lehnins zu suchen. — <sup>12)</sup> Riedel A VIII 174 (1285): „ville novi Langerwisch juxta oppidum Beliz.“ Riedel A VIII 176 (1287): „Langerwisch ad terram Beliz pertinentis.“ Riedel A VIII 287 (1367): „Lange-

Der Höhepunkt formaler Gleichschaltung wurde aber im folgenden Jahrhundert durch die Bildung der Inspektion Brandenburg Dom durchbrochen<sup>45)</sup>. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die Pfarreien Saarmund, Neu-Langerwisch, Glindow und Werder mit ihren Filialen von der Inspektion Beelitz bzw. Neustadt Brandenburg getrennt und zu Potsdam gelegt, nach 1815 kam das bislang sächsische Blankensee unter politischer Zuteilung zum Kreise Jüterbog-Luckenwalde zur Superintendentur Beelitz, und schließlich wurde die Pfarrei Meinsdorf (ehemalige Exklave Bärwalde) 1822 der Superintendentur Dahme einverleibt<sup>46)</sup>.

Bei der Ausscheidung von Gebieten aus dem Ermittlungsbereich leitet uns vor allem der Gedanke des Werdens der Landschaft im Zuge der Kolonisation. So scheiden alle Orte, die nicht im Bereich der Straßen der West- und Ostzauche gegründet erscheinen, aus der Arbeit aus. Das Forschungsgebiet wird also im wesentlichen den Umfang der Zauche von 1375 einnehmen.

Die Grenze unseres Gebiets wird im Norden durch die Havel bis in die Höhe von Potsdam gebildet. Dann läuft sie die Nuth und Nieplitz aufwärts, zieht von Körzin in südwestlicher Richtung bis zur Kemnitzer Brücke, schließt Niebelhorst ein und endet im Süden an der Stadtgemarkung Treuenbrietzen. Nichel wird umfaßt. Dann bilden die Niederungen der Plane unter Einschluß von Lucksfleiß die Grenze, bis sie längs der Stadtgemarkung Brandenburg nordwestlich von Schmetzke wieder die Havel erreicht.

wez by Belitz.“ — Bei der 1307 erfolgten Übereignung des Strazbruchs an das Kloster Zinna wird die Grenze des neu erworbenen Gebiets folgendermaßen bestimmt: „usque ad terminos territorii beliz.“ (Riedel Suppl. 8) Beelitz und Treuenbrietzen sind die örtlichen Bestimmungspunkte der an die Stadt Treuenbrietzen 1342 verkauften Heide: „cum lignis inter Beliz et Brietzen sepe tactam situatis.“ (Riedel A IX 368). — <sup>13)</sup> Heine de Antwerpen Tract, MG SS XXV, S. 489. — <sup>14)</sup> Hoppe, Wichmann S. 21. — <sup>15)</sup> Heffter S. 40. — <sup>16)</sup> Kühns S. 95. — H. F. Schmid im Jb. f. Kultur und Geschichte der Slawen N. F. 1926, Bd. II, Heft 2, S. 101 f. — <sup>17)</sup> Schulze, Landesteilungen, S. 11 u. 41 f. — <sup>18)</sup> Chron. princ. Sax. MG SS XXV, S. 478 f. — <sup>19)</sup> Hoppe, Zinna, S. 31 u. 36. — <sup>20)</sup> Magd. Gesch. Bl. 1876, S. 295. Bestätigung des Besitzes durch das magdeburgische Domkapitel 1225 in Magd. Gesch. Bl. 1876, S. 301. — <sup>21)</sup> Zinna S. 16. Dort auch nähere Begründung. — <sup>22)</sup> Berghaus Bd. I, S. 507. — <sup>23)</sup> Riedel B IV 470 ff., C II 268 ff. Vgl. auch Archiv f. Sippenforschung 1928, S. 333 f. — <sup>24)</sup> Riedel Bd. I, S. 240. — <sup>25)</sup> Eichholz, Werbig, Benken, Dangelsdorf, Gräben, Brückermark. — <sup>26)</sup> Landbuch S. 75, 200, 213. Im Register der Burgen und Städte wird Potsdam samt Kietz wiederum zum Havelland gerechnet (Landbuch S. 41). — <sup>27)</sup> Landbuch S. 74 f. — <sup>28)</sup> Berghaus Bd. I, S. 583. — <sup>29)</sup> Landbuch S. 40. Im Ortschaftsverzeichnis fehlt es wieder. — <sup>30)</sup> Allg. Archiv f. d. Geschichtskunde des pr. Staates Bd. 16, S. 138 ff. — <sup>31)</sup> Schulze (Landesteilungen) S. 11. — <sup>32)</sup> Fideicins Bd. III, 3, S. VII. — <sup>33)</sup> E. Kittel: Die Zauche u. ihre Bevölkerung zur Zeit des 30jähr. Krieges (1934). — <sup>34)</sup> G. St. A. Gen. Dir. Magdeburg Tit. XXXVI. Gen.Nr. 3 vol. I u. II. — <sup>35)</sup> MG DD Bd. I (Otto I.) Nr. 105. — <sup>36)</sup> Riedel A VIII 104 u. 105. — <sup>37)</sup> Die Errichtung eines selbständigen Archidiaconats Jüterbog 1174 (Riedel A VIII 110) hat nur vorübergehende Bedeutung erlangt. In der Besitzbestätigung von 1183 (Riedel A VIII 113) wird das Archidiaconat nicht mehr erwähnt. — <sup>38)</sup> Riedel A VIII 418 ff. — <sup>39)</sup> Abgedruckt bei Curschmann S. 394 ff. — <sup>40)</sup> Riedel A VIII 457 ff. Über die Datierung der Urkunde vgl. Curschmann S. 227. — D. A. Tit. III Litt. D Nr. 1. — <sup>41)</sup> Riedel A IX 446. — <sup>42)</sup> Jb. f. br. KG, 1927, S. 61. — <sup>43)</sup> Mylius I, 1, S. 270. — <sup>44)</sup> Die Begrenzung der Inspektionen läßt sich nicht aus der kurfürstlichen Verordnung von 1573 ablesen, sondern aus den Dorfmatricken, wo am Kopf des Konzepts die inspektoratliche Zugehörigkeit angegeben ist. — <sup>45)</sup> Joh. H. Gebauer: Die Entstehung der Diözese Dom Brandenburg, Jb. f. br. KG 1907. — <sup>46)</sup> Pischon S. 195.

## II. Zur Frage der vorkolonialen Existenz der Kirche

Die Entstehung der Pfarreien in der Zauche ist auf das innigste verflochten mit den Problemen der von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an beginnenden ostelbischen Kolonisation. Deshalb müssen wir die Wege aufspüren, längs deren sich die Besiedlung vollzog. Von einer selbständigen, rein missionarischen Tätigkeit der Kirche unabhängig vom kolonisatorischen Wollen kann gar keine Rede sein; auch bei der Besitz-

ergreifung des Landes um Jüterbog durch den Erzbischof Wichmann von Magdeburg überwog bei weitem das territoriale Interesse der Machtsphärenenerweiterung. Die im Laufe der askanischen Kolonisation sich bildende Kirche trug keinen missionarischen Charakter; sie war in erster Linie für die Siedler aus dem Alt-reich da<sup>47)</sup>. Dieser Gesichtspunkt ist für die Frage der Pfarrsprengelbildung von entscheidender Bedeutung.

Nun ist behauptet worden, die Kirche habe von der ottonischen Besitzergreifung in den Ländern zwischen Elbe und Oder bis zur askanischen Besiedlung trotz des Slawenaufstandes von 983 weiterbestanden und die Aufgabe der Kolonisatoren des 12. Jahrhunderts sei es lediglich gewesen, diesen Bestand auszubauen und den neuen Verhältnissen anzupassen.

Schäfer<sup>2)</sup> glaubt, in den Tatsachen, daß Otto III. 993 Potsdam und Gellow seiner Tante Mathilde schenkt<sup>3)</sup>, daß Heinrich II. dem Brandenburger Dom 1010 den Schutz des Reiches zusagt<sup>4)</sup>, daß 1136 in Burg und Magdeburg Archipresbyter erwähnt werden<sup>5)</sup>, und nicht zuletzt in der im Anschluß an Gley<sup>6)</sup> behaupteten Identifizierung von Nienburg, Dubie und Briechowa als Nauen, Potsdam und Treuenbrietzen in einer Urkunde<sup>7)</sup> von 981 hinreichend genug Hinweise für den Weiterbestand der christlichen Kultur auch nach 983 gefunden zu haben. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß die Kämpfe erst 1003 mit dem Verzicht des Reichs auf die ostelbischen Gebiete endeten<sup>8)</sup> und Schutzversprechungen noch nicht die Macht, solchen Schutz auszuüben, beweisen. Ferner darf die Anwesenheit des Archipresbyters Odalricus am Hofe des Fürsten Pribislaw-Heinrich in Brandenburg keineswegs überschätzt werden. Es dürfte schon zu viel gesagt sein, wenn Curschmann<sup>9)</sup> in ihm den Vertreter „einer vom Mittelpunkt abgezweigten Diözesanregierung“ erblickt. Über seine Tätigkeit ist uns nichts bekannt, und so bleiben wir wohl im Rahmen der damaligen Zeitumstände, wenn wir in ihm den Hauspriester des Pribislaw und zugleich den politischen Vertreter seines kirchlichen Oberherrn sehen. Die Verschreibung der in der Urkunde von 981 genannten drei Orte an das Kloster Memleben kann vollends keine Stütze für die These Schäfers sein; denn dieser Rechtsakt fällt in das Jahr 979<sup>10)</sup>, also vier Jahre vor dem Slawenaufstand, ganz abgesehen davon, daß die Deutung Briechows als Treuenbrietzen wegen der Lagebestimmung „iuxta fluvium Havela dictum sita“ mehr als gewagt erscheint<sup>11)</sup>.

Eine vorkoloniale Kirche in der Zauche wäre ähnlich dem Sorbenlande nur in der Form der Burgwardparochie denkbar, als deren Mittelpunkte im Osten Beelitz und Treuenbrietzen, im Westen Brandenburg anzusehen wären. Es fehlen aber die typischen Merkmale der Burgwardparochie<sup>12)</sup>, wie Dorf-Dos, fixierte Zehntabgabe und die überragende Dotationsmasse gegenüber der schmalen Dos späterer Kirchgründungen. Nur in Treuenbrietzen und Beelitz finden wir Spuren einer Burgwardparochie, doch dürfte sie ebensowenig wie die Burgwardkirchen Walther-Nienburg, Belzig und Niemegk<sup>13)</sup> vorkolonialer Gründung angehören.

Die Behauptung v. Bonins<sup>14)</sup>, schon vor dem Vordringen der Ottonen habe es in der noch slawischen Mark Hausgemeinden nach Art der Eigenkirchen gegeben, ist durch kein Quellenzeugnis gestützt und entbehrt schon deshalb jeder geschichtlichen Grundlage, weil der eigenkirchenrechtliche Gedanke dem germanischen Recht entstammt<sup>15)</sup>.

Gegen diese Versuche, eine vorkoloniale Dauerexistenz des Christentums in der Mark Brandenburg anzunehmen, steht sowohl das einstimmige Urteil der Chronisten als auch der Urkundenbefund der Kolonisationsepoche. Wir greifen nur einige Beweise heraus, die für unsere Gebiete von einer völligen Zerstörung der deutsch-christlichen Kultur als auch von unverfälschtem Heidentum der slawischen Stämme sprechen<sup>16)</sup>.

Schäfer und von Bonin unterschätzen die politische Bedeutung des Slawenaufstandes von 983. Das einmütige Urteil der Chronisten, wonach das Schicksalsjahr 983 die gesamte deutsche und damit auch christlich-kirchliche Kultur auf die Elblinie zurückgeworfen hat und die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg ihrer Sprengel verlustig gingen, wird durch das Schweigen der Quellen für die folgenden 150 Jahre bekräftigt. Aus dem argumentum e silentio kann man nicht schließen, daß die ostelbische Kirche durch die Ereignisse von 983 nicht berührt worden sei. Die Quellen schweigen, weil deutsches und christliches Leben in jenen Gebieten tot war. Da die Hypothese von der kontinuierlichen Entwicklung der ostelbischen Kirche vom 10. bis in 12. Jahrhundert nicht aufrecht erhalten werden kann, sind wir für die Frage der Pfarrsprengelbildung in der Zauche allein an die mit der endgültigen Eroberung Brandenburgs im Jahre 1157 anhebende Entwicklung gewiesen<sup>17)</sup>.

Mit dem Jahre 1157 gewinnen wir den Terminus a quo der Besiedlung der östlich Brandenburgs gelegenen Länder zunächst bis zur Linie Havel—Nuthe<sup>18)</sup>. Die erbitterten Kämpfe, die um den Besitz von Brandenburg sowohl in der ottonischen Zeit als auch zu Beginn der askanischen Kolonisation geführt wurden, zeigen deutlich, daß Brandenburg der Schlüssel zur Mittelmark war. Daß Albrecht der Bär erst Ende 1158

von einer Pilgerreise nach Palästina zurückgekehrt ist und die Kolonisation wohl nicht vor 1159 begonnen hat<sup>19)</sup>, läßt zwar eine Zeitdifferenz von zwei Jahren entstehen, die jedoch für unsere Ermittlungen belanglos sind. Bereits 1161 werden u. a. die Burgward Belzig, Niemegk und Jüterbog in der Neugründungsurkunde des Domkapitels zu Brandenburg genannt<sup>20)</sup>.

Die genauere Bestimmung eines Terminus ad quem der Landnahme der Zauche ist nicht möglich. Als Bischof Siegfried 1217 dem Domkapitel zu Brandenburg dessen Besitzungen bestätigte, war die Durchsiedlung des Landes wohl noch nicht abgeschlossen<sup>21)</sup>. Nun ist anzunehmen, daß schon in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die Kolonisation des Teltow in Angriff genommen wurde. In seinem Westteil bis zur Linie Wilmersdorf—Großbeeren herrscht die Zweihufenausstattung der Pfarreien vor<sup>22)</sup>, während östlich dieser Linie die Dotierung der Pfarreien hauptsächlich mit drei, aber auch mit vier und mehr Hufen die Regel ist. Der Dreihufensatz der Pfarreien in der Gegend um Mittenwalde ist auch im angrenzenden Teile der Niederlausitz zu finden und geht vielleicht auf wettinische Kolonisation zurück<sup>23)</sup>. Die Pfarreien mit vier und mehr Hufen dürften auf Grund des Merseburger Vertrages entstanden sein, der für neu zu gründende Pfarreien die Ausstattung derselben mit wenigstens vier Hufen vorsieht<sup>24)</sup>. Die askanische Besiedlung des Teltow war also in seiner westlichen Hälfte schon vor 1238 in Angriff genommen.

Der Hauptstrom der Siedler wird unter Vermeidung des verkehrsarmen Hochplateaus der Zauche auf der Straße Belzig—Treuenbrietzen—Saarmund in das lockende Neuland gezogen sein. Der Zehntvertrag von 1238 dürfte endlich als der äußerste Termin der Besiedlung der Zauche angesehen werden. Daß Deetz, Glindow, Kammer und Radel mit vier Pfarrhufen ausgestattet sind, hat nicht in dem erwähnten Zehntvertrag seinen Grund, sondern geht, wie noch zu zeigen sein wird, auf andere Ursachen zurück.

1) H. F. Schmid S. 165, 176 f. — 2) K. Schäfer: Treuenbrietzens 1000jährige deutsch-christliche Kultur (1928). — 3) Riedel A XI 153. — 4) Riedel A VIII 100. — 5) U. B. d. Kl. U. L. Fr. 8 Nr. 8. — 6) S. 97; so auch Bestehorn S. 17. — 7) Riedel A VII 305. — 8) Thietmar V 31 MG SS rer. Germ. 125. — 9) O. S. 228. — 10) Curschmann S. 37 f. — 11) Auch für Bergholz bei Potsdam, mit dem v. Bonin (Jb. f. br. KG 1929, S. 277 ff.) diesen Ort identifiziert, trifft die Lagebestimmung nicht zu. — 12) H. F. Schmid S. 86 ff. — 13) H. F. Schmid S. 97. — 14) Jb. f. br. KG 1929, S. 276 u. 281 ff. — 15) H. F. Schmid in Zs. d. Savigny-Stift. f. Rechtsgesch. 1931, S. 584, Kan. Abt. — 16) 1136 Ann. Saxo MG SS VI 770, 30: „Havelberga capta est a filiis Wikindii et ecclesia destructa.“ — 1140 Chron. episc. Brand. MG SS XXV 485, 1: „Hic (Henricus) ecclesiam Brandenburgensem diu destructam auxilio Wigeri Brandenburgensis episcopi reformavit.“ — 1147 Excerpt. chr. princ. Saxo. MG SS XXV 481, 5: „Qui (Wigerus) cum Frederico episcopo Magdeburgensi et Anshelmo Havelburgense episcopo pro accepta cruce contra paganos profecti sunt.“ — Vor 1150 Heinr. de Antwerpen Tract. MG SS XXV 483, 1: „(Henricus) idolatris repressis et latronibus aliquid extinctis, cum haberet requiem per circuitum, cum Patrisa sua conjuge, optata pace Deo devote militavit.“ — 1150 Heinr. de Antwerpen Tract. MG SS XXV 483, 20: „(Adalbertus) paganorum scelere latronum notatos et immunditia idolatri infectos urbe expulit.“ — 1157 Siegb. auct. Afflig. MG SS VI 403, 30: „Brandeburch castellum in terra Sclavorum trans Albim, per quod pagani christianos graviter affligebant, . . . ac per hoc christianos fines multum dilatavit.“ — 1161 Riedel A VIII 104: „Urbs enim prenominata (Brandenburg) fere usque ad nostra tempora a paganis possessa et idolorum cultura incesta fuit.“ — 1174 Magd. Gesch. Bl. XXI, S. 270: „(Jüterbog) ubi ritus paganorum gerebatur et unde Christianos frequens persecutio incubuit.“ — 17) Über die genaue Zeitbestimmung der Eroberung Brandenburgs vgl. Curschmann S. 113 f. — 18) Hoppe, Wichmann S. 20; Krabbe S. 383; Gley S. 100; Bestehorn S. 25. — 19) Rudolph S. 88 f. — 20) Riedel A VIII 104. — 21) Riedel A VIII 135: „ . . . Bricene, Beliz, Sarmunt, Trebin, Lukenwalde et quecunque territoria vel ville infra hos terminos in posterum fuerint edificata, . . .“ — 22) Nach dem Landbuch sind dies die Dörfer: Klein-Machnow (S. 77), Stahnsdorf (S. 80), Schenkendorf (S. 82), Nudow (S. 84), Osdorf (S. 90), Gütergotz (S. 94), Heinersdorf (S. 95), Sputendorf (S. 97), Großbeeren (S. 97), Schmargendorf (S. 99), Wilmersdorf (S. 101), Jütchendorf (S. 103), Siethen (S. 104), Teltow (S. 190), Schönöw (S. 190). Zur Bestimmung der Grenzlinie vgl. Liebchen in FBPG Bd. 53, 1941, S. 240 ff. — Anders liegen die Dotationsverhältnisse im Barnim; hier sind die verhältnismäßig wenigen Dörfer mit 2 Pfarrhufen über das ganze Territorium verstreut. — 23) H. F. Schmid S. 170. Dagegen Liebchen in FBPG Bd. 53, 1941, S. 241 f. — 24) U. B. Mers. I. 187 ff: „ . . . cullibet ecclesie nove terre sunt IV mansi ad minus dati a marchionibus . . .“

### III. Der methodische Weg

Wegen des Fehlens von Dorfgründungsurkunden begnügte man sich bisher entweder damit, von der bereits vollzogenen Besiedlung auszugehen oder wollte eine räumlich eng begrenzte Einzelbeobachtung rückschließend auf die Zeit der Landnahme für alle Siedlungskomplexe angewandt wissen, eine Verallgemeinerung, die die jeweils besondere Siedlungslage der Dörfer außer acht läßt und so zu schweren Irrtümern über den Besiedlungsvorgang verleitet.

So irrt Gley in der Annahme, daß die Besiedlung des westlichen Havellandes und der westlichen Zauche in der Weise erfolgt sei, daß auf je 120 bis 122 Hufen zu gleicher Zeit ein Hauptdorf und zwei Nebendörfer entstehen<sup>1)</sup>. Die Anwendung dieses Schemas würde zu einer ganz willkürlichen Zusammenfassung von Dörfern führen, die nach dem siedlungsgeschichtlichen Gesamtbilde weder zusammengehören noch „zu gleicher Zeit“ von der deutschen Kolonisation erfaßt worden sind. Das Landbuch von 1375 läßt hinsichtlich seiner Angaben über die Größe der Feldmarken nur bedingt einen Schluß auf die Kolonisationszeit zu. Das steigende Geldbedürfnis in den im 12. Jahrhundert kolonisierten Ländern führte zur Nachmessung der Feldmarken mit dem Ziel, durch Ermittlung von Übermaßhufen die landesherrlichen Einkünfte zu steigern. Das Ergebnis dieser Nachprüfung, die in der Mark Brandenburg um 1270 begann<sup>2)</sup>, hat dann das Landbuch 100 Jahre später wiedergegeben. Da wir betreffs der Hufenzahlen der Dörfer zumeist an das Landbuch gewiesen sind, fehlt uns der Einblick in die durch die Nachmessung hervorgerufenen Veränderungen. Auch ohnedies sind die Dorfhufenangaben gewissen Schwankungen unterworfen, was besonders von den Dörfern gilt, die wie Neuendorf bei Golzow, Tornow und Litzkendorf zur Zeit des Landbuchs sich bereits in der Auflösung befanden. Hinzu kommt, daß bei Gleys Methode die Wüstungen eine weitere Fehlerquelle erschließen; denn von einigen Wüstungen der Zauche kennen wir nur Name und Lage, jedoch nicht ihre Hufengröße. Es trifft auch für Havelland und Zauche nicht zu, daß zwei bis vier Ortschaften „zum Zwecke der Mission“ einen Pfarrverband bildeten<sup>3)</sup>; denn wie H. F. Schmidt<sup>4)</sup> nachgewiesen hat, trug die in der Kolonisationszeit entstehende Kirche keinen missionarischen Charakter, sondern war allein zum Dienste an den deutschen Siedlern bestimmt.

Es soll nicht bezweifelt werden, daß Bruns-Wüstefeld<sup>5)</sup> für die Uckermark in der paarweisen Nennung benachbarter Dörfer mit gleicher Hufenzahl im Landbuch gleichzeitige Gründungen richtig erkannt hat. Für die Zauche würde das nur für Stücken und Freitzow sowie für Elsholz, Wittbrietzen und Ficksdorf — hier allerdings mit verschiedener Hufengröße — zutreffen. Für die Anlegung des Dorfregisters der Zauche waren aber Besitzrechtliche Verhältnisse maßgebend. Zuerst werden diejenigen Dörfer aufgeführt, in denen das supremum iudicium außer einigen sonstigen Berechtigten vom Markgrafen ausgeübt wurde, dann folgen geschlossen die Besitzungen des Klosters Lehnin und der Rochows. Aus diesem Vorgehen bei Abfassung des Landbuches gewinnen wir also keinen Anhaltspunkt für den Besiedlungsvorgang.

Auch läßt sich an Hand der Ortsnamen nicht bestimmen, ob ein Dorf von der deutschen Kolonisation erfaßt worden ist oder nicht: 5 Zauchedörfer, an denen der Strom der Siedler vorbeigeflutet ist, tragen von ihren deutschen Grundherren her deutsche Namen<sup>6)</sup>, andererseits sind deutsche Siedlerdörfer mit wendischer Namensform in reicher Fülle zu finden<sup>7)</sup>.

Auch die Dorfornamen versagen bei der Bestimmung der Gründungszeit der einzelnen Dörfer. Selbstverständlich sind Straßendörfer stets ein Kennzeichen kolonisatorischer Arbeit; aber auch Dörfer, deren Form gemeinhin als slawisch angesehen werden, sind Siedelplätze deutscher Kolonisten geworden. So zeigen u. a. die Kolonistendörfer Netzen, Trechwitz und Wildenbruch die Formen eines wendischen Sackdorfes. Wir können uns diesen Umstand nur so erklären, daß die geographische Lage oder die strategische Aufgabe ganz einfach zur Übernahme einer zweckentsprechenden und bewährten Dorfform nötigte<sup>8)</sup>.

Die bisherigen Versuche von Gley, Bestehorn und anderen zeigen sämtlich den Mangel, daß sie das zu Gebote stehende Material nicht gleichmäßig ausgewertet haben und der Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Entwicklung nicht gerecht geworden sind. Da der Mangel an Urkunden aus der Landnahmezeit uns nötigt, den Rückschluß von Zuständen jüngerer Zeit auf die Anfänge der askanischen Kolonisation zu wagen, müssen wir prüfen, inwieweit Quellen jüngerer Datums ein Spiegelbild der Kolonisationsepoche und besonders der Pfarrsprengelbildung in ihr sind. Aus den Quellen der Landnahmezeit können wir selten mehr als das bloße Vorhandensein von Siedlungen entnehmen. Nur für einige Dörfer, die dem Kloster Lehnin gehörten, kann wegen erwähnter Zehntberechtigungen ihre Besetzung mit deutschen Bauern festge-

stellt werden, und nur für Deetz, Krahne, Netzen und Trechwitz<sup>9)</sup> ist uns die Existenz einer Pfarre in der Frühzeit der märkischen Kolonisation bezeugt.

Erst mit dem karolinischen Landbuch von 1375 steht uns ein Quellenwerk von bedeutsamem Wert zur Verfügung. Zwar liegen weit über 100 Jahre zwischen der Abfassung jener ersten grundbuchlichen Bestandsaufnahme der Mark Brandenburg und der deutschen Besiedlung der Zauche, aber mit der Einschränkung, daß im Landbuch durch die Umsetzung wendischer Flureinteilung in deutsche Hufen die völkischen Herkunftsmkmale der Dörfer oft schon verwischt sind, können wir doch aus dem Tatbestand von 1375 weitgehend Rückschlüsse auf die Siedlungszeit machen, was auch der Konstanz der damaligen Verhältnisse entspricht<sup>10)</sup>. Dasselbe gilt auch von der Bistumsmatrikel von 1459<sup>11)</sup>, den Listen zur Erhebung von Cathedraliticum und Synodaticum der Jahre 1512 ff.<sup>12)</sup>, den Prokurationslisten von 1527 ff.<sup>13)</sup> und den Visitationsmatrikeln und -abschieden von 1541 bzw. 1575 und 1600.

Die Matrikelabschriften der Visitation von 1541 in der Zauche nebst den Änderungen der zweiten Visitation sind bis auf die Matrikeln von Beelitz und den dazugehörigen Dörfern in Riedels großem Urkundenwerk veröffentlicht<sup>14)</sup> sowie ein paar Briefe aus Weinlöbens Konzeptbüchern, deren größter Teil<sup>15)</sup> noch der Veröffentlichung harret. Im Bereiche von Beelitz sind sie im Konsistorialarchiv zu Berlin für Beelitz, Schlunkendorf, Stücken und Zauchwitz und deren Filialdörfer vorhanden; sie fehlen für die Parochien Langerwisch, Saarmund und Wildenbruch.

Die Matrikeln der Visitation von 1575 und 1600 befinden sich, wenn auch nicht vollzählig, im Konsistorialarchiv. Die Matrikeln von 1575 tragen links oben den Namen der Inspektion, die von 1600 sind zum großen Teil paginiert, stammen also aus einem Konzeptbuch, dessen Blätter ein Archivar des 18. Jahrhunderts nach parochialen und inspektoralischen Gesichtspunkten verteilt hat. Das ungefähre Alter dieser Auseinanderzettelung geht aus der Handschrift der sehr oft irreführenden Betitelungen und Zeitangaben hervor, die der Archivar auf den von ihm angelegten Umschlagseiten gemacht hat.

Die im Zuge der Durchführung der Reformation in der Mark Brandenburg entstandenen Visitationsakten erweisen sich nun als wenn auch jüngste, so doch ergiebigste Quelle.

Während das Landbuch von 1375 die kirchlichen Verhältnisse nur insoweit berücksichtigt, als sie das markgräfliche Finanzwesen interessieren, enthalten die Visitationsakten ausführliche Angaben über die rechtlichen Verpflichtungen der Parochianen der Pfarre gegenüber. Sie lassen nicht nur die derzeitige Pfarrorganisation erkennen, sondern weisen — z. B. durch Angaben über Zehntrechte an längst wüst gewordenen Dörfern — bis in die Zeit der Landnahme zurück.

<sup>1)</sup> S. 99; gegen Gley vgl. Metzenthin in FBPG Bd. 48, 1936, S. 291. — <sup>2)</sup> Riedel B I 488 f. — <sup>3)</sup> Gley S. 98. — <sup>4)</sup> S. 156 ff. —

<sup>5)</sup> S. 25 f. — <sup>6)</sup> Busendorf, Lühsdorf, Mertensdorf, Kunersdorf und Tremsdorf. — <sup>7)</sup> Z. B. in der Westzauche: Schmertzke, Pernitz, Glindow; in der Ostzauche: Schallach, Wittbrietzen, Zauchwitz. — <sup>8)</sup> Auch Ludat S. 100 warnt vor einer Nationalitätsbestimmung an Hand von Ortsnamen und Dorfformen. —

<sup>9)</sup> Siehe Tabelle I. — <sup>10)</sup> H. F. Schmid S. 2; Spangenberg S. 216. — <sup>11)</sup> Riedel A VIII 418 f. — <sup>12)</sup> D. A. Tit. III Litt. D. Nr. 1; Riedel A VIII 457 ff. — <sup>13)</sup> Curschmann S. 394 ff. — <sup>14)</sup> Riedel A IX 446–459: Treuenbrietzen und die dazugehörigen Dörfer einschließlich der Exklave Meinsdorf; Riedel A X 378–401; Dörfer der Westzauche (mit falscher Zeitangabe: nicht 1540, sondern 1541); Riedel A XI 485–490: Wust, Prützke, Schmertzke, Rietz. — <sup>15)</sup> G.St.A. Rep. 47, 14.

### IV. Merkmale der Pfarrei

Pfarrgründungen in der Zauche erfolgten im Rahmen des Siedlungswillens im 12. Jahrhundert nur in Orten deutscher Kolonisation. Nun behauptet Guttmann die Einrichtung wendischer Kirchspiele in der Mark und führt als Beweis die Parochialverhältnisse der unmittel-

telbar am Nordrande unseres Untersuchungsgebietes gelegenen havelländischen Dörfer Etzin und Knoblauch an<sup>1)</sup> 1197 ist für Knoblauch eine Kapelle nachgewiesen, die zur Mutterkirche Ketzin gehörte, und die Zehntentrichtung aus diesem Dorfe<sup>2)</sup>. Daß es in Knoblauch

nicht zur Einrichtung einer eigenen Pfarrei kam, dürfte in einem nicht mehr erkennbaren Abhängigkeitsverhältnis von Ketzin seine Ursache haben. Die Tatsache, daß in der Kolonisationsepoche in Knoblauch schon eine Gottesdienststätte vorhanden war und daß dort gezehntet wurde, beweist den deutschen Ursprung des Dorfes. Hinzukommt, daß Knoblauch 1375 ein Areal von 50 Hufen, darunter 3 Pfarrhufen hatte<sup>3</sup>). Auch in Etzin deutet die Größe des Hufenbesitzes<sup>4</sup>) auf deutsche Besiedlung hin. Zudem wird 1375 bei der Bestandsaufnahme von Dyrotz ein Pfarrer von Etzin genannt<sup>5</sup>). Es ist völlig unwahrscheinlich, daß bei einem fremden Dorf der Pfarrer mit seiner Berechtigung nach einem Ort bezeichnet wurde, das etwa nur sein Filial war. So erkennen wir in Knoblauch und Etzin nicht slawische, sondern deutsche Besiedlungsmerkmale. Die 1360 erfolgte Parochialvereinigung<sup>6</sup>) der genannten Dörfer, worauf sich Guttman bezieht, war wie bei der Zusammenlegung von Alt- und Neu-Langerwisch<sup>7</sup>) kirchenrechtlich eine *unio per subjectionem*.

Die Visitationsmatrikeln von 1541, 1575 und 1600 unterscheiden in den Pfarrabgaben der Dörfer zwischen Kornzehnt und Scheffeln Korn. Während der Kornzehnt eine mit dem jährlichen Ernteertrag veränderliche Einnahme der Pfarre darstellt, ist das Scheffeln Korn eine fixierte Getreideabgabe, die teils als feststehende Last der Parochianen<sup>8</sup>), teils mit der Bezeichnung „Scheffeln Korn“<sup>9</sup>) aufgeführt wird. Aufschlußreich sind hierfür die Abgaben an die Pfarrei Wildenbruch. Von den Dorfhufen wurde der Kornzehnt erhoben, die Lehnmarkenhufen hingegen leisteten die fixierte Kornabgabe von 10 Scheffeln Roggen und 10 Scheffeln Hafer<sup>10</sup>). Diese Lehnmarkenhufen, deren Zahl in einem zwischen 1685—1691 angelegten Dorfkataster<sup>11</sup>) von den Dorfhufen getrennt mit 10 angegeben wird, liegen am Westrande der Feldmark und befanden sich bis zur Separation von 1855<sup>12</sup>) ausschließlich in den Händen der Kossäten. Sie sind mit den 59 Wendemarkhufen des Landbuchs<sup>13</sup>) identisch, die später zu 10 deutschen Hufen zusammengelegt wurden.

Es läge nun nahe, diejenigen Dörfer, die das fixierte Scheffeln Korn an die Pfarre zu leisten hatten, von vornherein als slawisch anzunehmen<sup>14</sup>), doch verbietet sich diese generelle Festlegung durch die Tatsache, daß in einer Anzahl von zauchischen Dörfern, die Scheffeln Korn abgaben, Fleischzehnt — zumeist der dritte Teil — an die Pfarre zu leisten war. So stehen in Ferch, Götz, Krielow, Mesdunk, Nichel, Schlunkendorf, Schmertzke und Schwina Scheffeln Korn und Fleischzehnt, also slawische und deutsche Abgabeformen, nebeneinander. Wie kam dieses Nebeneinander zustande? Es ist unmöglich anzunehmen, daß in den genannten Dörfern von den ehemals slawischen Hufen das Scheffeln Korn, von den deutschen Besitzern nur Fleischzehnt erhoben wurde. Dann müßte man nämlich voraussetzen, daß die deutschen Siedler dort keinen Grundbesitz umschlossen, was den allgemeinen siedlungsgeographischen Ergebnissen widersprechen würde. Weiterhin unmöglich ist es, an eine Heranziehung zur Fleischzehntleistung nach erfolgter Umsetzung in deutsche Hufen zu denken, wenn wir die Annahme unterstellen wollen, daß die genannten Dörfer von der deutschen Besiedlung nicht erfaßt worden seien; denn diese Lastenvermehrung hätte auch in allen übrigen wendischen Dörfern der Zauche erfolgen müssen, was nicht geschehen ist. Also muß es mit dem Scheffeln Korn dieser Dörfer eine andere Bewandnis haben<sup>15</sup>).

In Götz und Krielow wurde ursprünglich der Kornzehnt erhoben, und zwar in der Form der Tricesima<sup>16</sup>), ebenfalls in Schwina<sup>17</sup>). Nach der Visitationsmatrikel von 1541 war in Nichel der Abgabesatz für die Hufen festgelegt außer den wüsten Hufen, von denen gezehntet wurde<sup>18</sup>). Wir entnehmen daraus, daß in diesen vier Dörfern ursprünglich außer dem Fleischzehnt auch vom Getreide der Zehnt an die Pfarre entrichtet wurde. Die Umwandlung in eine feste Kornabgabe geschah in Götz wohl auf Betreiben des Markgrafen, dem 1375 die Präbende des Priesters zustand, weil es für

ihn einfacher war, sich ein bestimmtes Gefälle in Körnern geben zu lassen, als selber den Kornzehnt von allen verpflichteten Hufnern zu erheben. In Nichel stellt die Zehnterhebung von den wüsten Hufen die ältere Rechtsform dar; zudem war Nichel Pfarrsitz<sup>19</sup>), fällt also schon aus diesem Grunde unter die Dörfer deutscher Besiedlung. Dasselbe gilt für Schlunkendorf und Schmertzke<sup>20</sup>). Wir beobachten also in diesen Dörfern eine Entwicklung zur decima constituta, wie sie in den weiträumigen Altpfarrsprengeln Thüringens üblich war<sup>21</sup>). Die einzelnen Ursachen, die zu einer Fixierung des Kornzehnts geführt haben, sind uns ebensowenig bekannt, wie wir andererseits auch nicht ergründen können, warum es in anderen deutschen Dörfern der Zauche nicht zur Zehntfixierung gekommen ist.

Der Quantitätsunterschied zwischen Kornzehnt und Scheffeln Korn zeigt deutlich die verschiedene Herkunft der beiden Abgaben. Leider sind in den Visitationsmatrikeln der Zauche nur bei 21 Dörfern die Kornzehnterträge angegeben. Diese ergeben einen Durchschnitt von 72 Scheffeln pro Dorf, der durchschnittliche Scheffeln Kornerntrag erreicht aber nur die Höhe von 19 Scheffeln pro Dorf, ist also fast der vierte Teil des von den Hufnern geleisteten Kornzehnts. Auf die Hufenzahl umgerechnet, ergibt sich eine durchschnittliche Kornzehntleistung von 2 Scheffeln pro Hufe, beim Scheffeln Korn 1 Scheffel pro Hufe. In Kähnsdorf, Körzin, Neuendorf bei Beelitz, Schiaß und Tremsdorf sind die Abgaben an Scheffeln Korn mit den Hufen zahlgleich. Die Leistung an Scheffeln Korn ist in Lühsdorf, Michendorf, Nebel und Reesdorf jeweils um 2 Scheffel, in Kunersdorf um 6, in Ferch um 7 und in Petzow um 9 Scheffel geringer als die Zahl der Hufen, in Rietz dagegen um 2, in Klausdorf um 1<sup>22</sup>), in Wendisch-Bork um 6 und in Caputh gar um 11 Scheffel höher als die Hufenzahl dieser Dörfer. Diese Differenzen erklären sich einmal aus den um 1270 vorgenommenen Feldmarknachmessungen, zum andern aus den Lücken im Landbuch. Rietz, Caputh und Petzow werden im Landbuch nicht aufgeführt, Kunersdorf war 1541 nur noch eine Schäferei, und Ferchs Hufenzahl ist erheblichen Schwankungen unterworfen<sup>23</sup>). In Lühsdorf und Schäpe entspricht die Zahl der Einhüfner der Scheffeln Kornleistung<sup>24</sup>). Unverhältnismäßig hoch ist die Scheffeln Kornleistung in Damelang (2 Wispel Roggen) und Seddin (1541: 50 Schffl.; 1600 43 Schffl.; 1715: 40 Schffl.).

Das Verhältnis zwischen Kornzehnt und Scheffeln Korn würde sich noch mehr zugunsten des Kornzehnts verschieben, wenn uns für alle Dörfer der Zauche die Höhe des Kornzehntertrages zur Zeit der Visitationen bekannt wäre. Eine vollständige und verhältnismäßig gleichzeitige Angabe über die Höhe der Naturalleistungen der märkischen Dörfer an ihre Pfarren liegt erst in den auf Grund des preussischen Gesetzes vom 2. 3. 1850 durchgeführten Zehntumwandelungsrezessen vor, deren Zahlen jedoch wegen der völlig anderen wirtschaftlichen Struktur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Aufhebung der Allmende, Separation des Ackers, Besitzersplitterungen, Gemarkungsveränderungen u. a.) auf das 16. Jahrhundert nicht angewandt werden können.

Die Leistung des Korn- und Fleischzehnts geschah also in Dörfern deutscher Besiedlung; die Erhebung des Scheffeln Korn erfolgte in Dörfern wendischer Herkunft.

Außer der Scheffeln Kornabgabe weisen sich die mit Slavialis bezeichneten Dörfer schon in der Ortsbezeichnung als wendisch aus. Groß-Damelang hatte im Pristavel noch 1375 einen wendischen Ortsvorsteher<sup>25</sup>). Dörfer, die 1375 noch nicht verhuft waren, sind auch als wendisch anzusehen wie Mesdunk<sup>26</sup>) und Nahmitz<sup>27</sup>).

An Hand des Unterschiedes von Zehnterhebung und Scheffeln Kornabgabe sowie auf Grund anderer ergänzenden Merkmale ergibt sich folgendes Bild hinsichtlich der völkischen Zugehörigkeit der zauchischen Siedlungen um 1200:



#### a. Deutsche Dörfer

|                            |                                |
|----------------------------|--------------------------------|
| 1. Alt-Langerwisch         | 37. Netzen                     |
| 2. Beelitz                 | 38. Neuendorf bei Brück        |
| 3. Bergholz                | 39. Neuendorf                  |
| 4. Bliessendorf            | (T. v. Treuenbrietzen)         |
| 5. Bochow                  | 40. Neuendorf bei Golzow       |
| 6. Brachwitz               | 41. Neu-Langerwisch            |
| 7. Buchholz                | 42. Nichel                     |
| 8. Budorf                  | 43. Pernitz                    |
| 9. Damelang <sup>28)</sup> | 44. Phöben                     |
| 10. Damsdorf               | 45. Planow                     |
| 11. Deetz                  | 46. Plessow                    |
| 12. Derwitz                | 47. Plötzin                    |
| 13. Deutsch-Bork           | 48. Prützke                    |
| 14. Eken <sup>29)</sup>    | 49. Radel                      |
| 15. Elsholz                | 50. Reckahn                    |
| 16. Fresdorf               | 51. Rieben                     |
| 17. Glindow                | 52. Rokitz                     |
| 18. Göhsdorf               | 53. Saarmund                   |
| 19. Gohlitz                | 54. Schialach                  |
| 20. Gollwitz               | 55. Schlunkendorf              |
| 21. Golzow                 | 56. Schmertzke                 |
| 22. Gättin                 | 57. Schmergow                  |
| 23. Götz                   | 58. Thönefeld                  |
| 24. Grebs                  | 59. Schwina                    |
| 25. Groß-Kreutz            | 60. Stargese                   |
| 26. Jeserig                | 61. Stücken                    |
| 27. Kammer                 | 62. Tesekendorf <sup>30)</sup> |
| 28. Kammerode              | 63. Tornow <sup>31)</sup>      |
| 29. Kanin                  | 64. Trechwitz                  |
| 30. Kemnitz                | 65. Werder                     |
| 31. Krahe                  | 66. Wildenbruch                |
| 32. Krielow                | 67. Wittbrietzen               |
| 33. Litzkendorf            | 68. Wust                       |
| 34. Markendorf             | 69. Zauchwitz                  |
| 35. Michelsdorf            | 70. Zolchow                    |
| 36. Nahmitz <sup>28)</sup> |                                |

#### b. Wendische Dörfer

|                   |                           |
|-------------------|---------------------------|
| 1. Busendorf      | 16. Neuendorf bei Beelitz |
| 2. Caputh         | 17. Niebel                |
| 3. Darbrietzen    | 18. Petzow                |
| 4. Ferch          | 19. Reesdorf              |
| 5. Grenzel        | 20. Rietz                 |
| 6. Kähnisdorf     | 21. Schäpe                |
| 7. Klaietow       | 22. Schiaß                |
| 8. Klausdorf      | 23. Seddin                |
| 9. Klein-Damelang | 24. Sernow                |
| 10. Körzin        | 25. Tremsdorf             |
| 11. Kunersdorf    | 26. Wendisch-Bork         |
| 12. Lühndorf      | 27. Wendisch-Kreutz       |
| 13. Mertensdorf   | 28. Wendisch-Tornow       |
| 14. Mesdunk       | 29. Zernow                |
| 15. Michendorf    |                           |

Hinzukommt eine Anzahl von Wüstungen, über deren kirchliche und völkische Verhältnisse uns nichts bekannt ist. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind als **wendisch** anzusehen:

| Dorf          | Lage                               | Jahr | Beleg             |
|---------------|------------------------------------|------|-------------------|
| 1. Bussow     | am Butzelberg südlich Deetz        | 1219 | Riedel A X 193    |
| 2. Cistetal   | unbekannt                          | 1193 | Riedel A X 408    |
| 3. Colpin     | am Colpinsee                       | 1193 | Riedel A X 183    |
| 4. Freitzow   | zwischen Kähnisdorf und Stücken    | 1375 | Landbuch S. 203   |
| 5. Goim       | am Golmberg nördlich Götz          | 1375 | Landbuch S. 217   |
| 6. Hatenick   | am Deetzer Rande der Alluvialrinne | 1479 | Riedel A X 161    |
| 7. Lienewitz  | am Lienewitzsee                    | 1444 | Riedel A IX 160   |
| 8. Lühndorf   | südlich Potsdam an der Nuth        | 1496 | Riedel A XI 188   |
| 9. Möllendorf | südlich Radel                      | 1532 | Riedel A X 375    |
| 10. Oberzlaw  | bei Bochow                         | 1275 | Riedel A X 214 f. |
| 11. Tegastorf | bei Michelsdorf                    | 1190 | Riedel A X 182    |
| 12. Trebezog  | bei Schmergow                      | 1305 | Riedel A X 226    |
| 13. Wida      | östlich Jeserig                    | 1190 | Riedel A X 182    |

Zur Lagebestimmung obiger Wüstungen ist zu bemerken:  
Zu Nr. 4: Der Dorfname hat sich in der Flurbezeichnung „Die Wreetze“ auf der Kähnisdorfer und Stückener Feldmark erhalten<sup>32)</sup>.

Zu Nr. 6 u. 10: Im Anschluß an Fidicin<sup>33)</sup> identifiziert Gley<sup>34)</sup> Hatenick mit Oberzlaw. Nach dem Wortlaut von 1275 ist aber Oberzlaw in der Nähe von Bochow zu suchen und vielleicht mit der Flurbezeichnung „Wüstenmark“<sup>35)</sup> gleichzusetzen. Hatenick wird an der Stelle der Flur „Wüstermark“ in der Gemarkung Groß-Kreutz gelegen haben<sup>36)</sup>.

Ungeklärt bleibt die völkische Zuordnung der Dörfer Borsendorf<sup>37)</sup>, Ficksdorf und Frohnsdorf. Die Größe der Feldmark Frohnsdorf, die laut Landbuch<sup>38)</sup> mit 44 Hufen angegeben wird, spricht für deutsche Besiedlung; da es aber nach 1428<sup>39)</sup> wüst wurde und nach der Visitationmatrikel von 1541<sup>40)</sup> eine fixierte Kornabgabe zu leisten hatte, kann die Frage der völkischen Zuordnung nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Über Ficksdorf wissen wir nur, daß es 1375 ein Dorf von 34 Hufen war<sup>41)</sup> und 1433 bereits wüst und mit Wittbrietzen vereinigt war<sup>42)</sup>.

Da die kirchliche Organisation in den ostelbischen Kolonisationsgebieten nur in Dörfern deutscher Besiedlung entwickelt wurde, kommen für Pfarreien nur

Siedlungen in Betracht, die wir als deutsche Dörfer herausgestellt haben. Weder aus dem Landbuch von 1375 noch aus den Abgabelisten der bischöflichen Verwaltung, die sämtlich nur auf die Steuererhebung der oberen Instanzen abgestimmt sind, gewinnen wir ein zutreffendes Bild der Parochialeinteilung der Zauche zur Zeit der Landnahme; denn sie erwähnen nur die liegenden Güter oder die Abgabepflichten der kirchlichen Benefizien, nennen aber nicht die nutzungsberechtigte Pfarrei. So darf die im Landbuch ständig wiederkehrende Wendung: „*Plebanus habet* . . .“ nicht zu der generellen Annahme verführen, jedes mit Pfarrhufen bezugte Dorf habe eine eigene Parochie umschlossen. Es würde nämlich zu dem irrigen Schluß führen, daß z. B. Kähnisdorf und Petzow Pfarreien gewesen sind, Schmertzke aber nicht zu den Pfarrgründungen der Kolonisationsepoche gehört hat<sup>43)</sup>. Die Bistumsmatrikel von 1459, die einen Auszug aus einem Prokurationsregister darstellt<sup>44)</sup>, ist weder vollständig noch bietet sie eine Liste der Pfarreien. Es fehlen Orte mit Benefizien, Dörfer, die schon vor 1459 zu Filialen herabgesunken waren, werden aufgeführt, zum Teil nur die Pfarrsitze genannt, schließlich Dörfer wendischer Herkunft wie Kunersdorf und Nahmitz, die ursprünglich kein Benefizium umschlossen, wohl zur näheren Ortsbestimmung ihrer Pfarreien erwähnt. Dasselbe gilt von den Listen zur Erhebung von Synodaticum und Cathedraticum von 1512 ff. und den Prokurationslisten von 1527 ff. Sie können nur in Zweifelsfällen ergänzend herangezogen werden. Auch aus der Höhe der in diesen Listen angegebenen Frustren<sup>45)</sup>, den Umlageeinheiten der kirchlichen Benefizien, läßt sich kein Anhalt zur Bestimmung der Pfarrdörfer gewinnen.

Die Dürftigkeit des angeführten mittelalterlichen Quellenmaterials nötigt uns, die Pfarrsitze für jede deutsche Siedlung besonders zu bestimmen. H. F. Schmid<sup>46)</sup> hat entscheidend darauf hingewiesen, daß die Gewohnheit bestand, „jedem Kolonistendorfe möglichst seine eigene Kirche und Pfarre zu geben“, so daß die kirchlichen Einheiten „als eine Masse nebeneinander und unabhängig voneinander entstandener Kolonistenparochien“ zu betrachten sind. Da bis zur Einführung der Reformation zahlreiche Vereinigungen von Pfarreien vollzogen<sup>47)</sup> und Neugründungen von Pfarrstellen nach Abschluß der Landnahme in der Zauche nicht erfolgt sind, ist anzunehmen, daß diejenigen deutschen Siedlungen, die zur Zeit der Visitationen des 16. Jahrhunderts Sitz eines Pfarrers waren oder in deren Dorflage ein — oft wüster — Pfarrhof, ein Pfarrgarten oder sonstige auf das ehemalige Vorhandensein einer Pfarrei bezügliche Pertinentien nachgewiesen werden können, schon in der Kolonisationsepoche Pfarrort gewesen sind. Weitere Anhaltspunkte zur Bestimmung der Pfarrorte gewinnen wir aus Pfarrvereinigungsurkunden, gelegentlichen Erwähnungen von Amtsträgern mit ihrem Pfarrsitz in mittelalterlichen Zeugenlisten und aus Nachrichten über den Nachweis eines Dorfes als *Unicum per se* in den Entscheidungen des Cöllnischen Konsistoriums. Schließlich läßt das örtliche Vorhandensein einer alten Feldsteinkirche oder eines Küsterhauses bzw. dessen Grundstücke, wenn auch bedingt, den Schluß auf eine Pfarrei zu, besonders dann, wenn das Benefizium des betreffenden Dorfes in den Prokurationslisten gesondert aufgeführt wird.

Wie verhielten sich nun die wendischen Siedlungen zum deutschen Pfarrverband und auf welche Weise vollzog sich ihre kirchliche Eingemeindung? H. F. Schmid hat auf Grund einer die parochiale Zugehörigkeit von Wendisch-Rogäsen betreffenden Urkunde<sup>48)</sup> darauf hingewiesen, daß die Grundherrn slawischer Siedlungen sich gegen eine verfrühte Eingemeindung ihrer Dörfer zu sperren suchten, weil sie dadurch eine Schmälerung ihres Einflusses befürchteten<sup>49)</sup>. Der Zeitpunkt des Anschlusses einer Wendensiedlung an eine Pfarrei ist nicht genau zu bestimmen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die kirchlichen Eingemeindungen in der Zauche zum

größten Teil noch während der Landnahme, also bis spätestens 1238, erfolgt sind. Die Familie des deutschen Grundherrn mußte für ihre gottesdienstlichen und kasualen Bedürfnisse sofort Anschluß an eine Pfarrei gesucht haben; über die dem Pfarrer gereichte Entschädigung sind wir nicht unterrichtet. Möglicherweise ist durch diese zunächst rein persönliche Beziehung die Eingemeindung der ganzen Wendensiedlung vorbereitet worden. Aber auch die wendische Bevölkerung wird sich bald an deutsche und damit christliche Kultur haben anlehnen wollen, und so vollzog sich in einer sozial tieferen Schicht der gleiche Vorgang, wie wir ihn beim wendischen Adel im Anfang des 12. Jahrhunderts in ehelichen Verbindungen mit deutschen Frauen und im Übertritt zum Christentum erkennen<sup>50</sup>). Daß diese Hinwendung zum Christentum noch in die Zeit der Landnahme fällt, dafür liefert ein päpstliches Privileg, das um 1178 den Zisterziensern entgegen ihrer Ordensregel die Taufferlaubnis „*ob cotidianam conversionem gentilium*“ erteilte, den Beweis<sup>51</sup>).

Es ist wahrscheinlich, daß zuerst die am Rande deutscher Dörfer angesetzten Wenden christianisiert worden sind, dann die selbständigen slawischen Siedlungen durch Vermittlung ihres deutschen Herrn. Am spätesten sind diejenigen Wendendörfer, deren Grundherr nicht am Orte wohnte, kirchlich eingemeindet worden, ebenso wie die Kietze „verhältnismäßig am längsten dem Assimilierungsprozeß widerstanden haben“<sup>52</sup>).

Gestützt wird die Annahme einer frühzeitigen Eingemeindung der slawischen Siedlungen durch eine Reihe von Urkunden. Bischof Wilmar von Brandenburg bestätigte 1170 dem Domkapitel den Besitz von Zachow und der zu dieser Pfarodie gehörenden Dörfer Guten-Paaren, Werder und Lodiz<sup>53</sup>). Markgraf Otto I. schenkte 1184 der Kirche in Arendsee ein deutsches Dorf und „*Slavicas villas*“<sup>54</sup>). 1219 überließ Bischof Siegfried dem Kloster Lehnin den Zehnten in Bussow, Deetz und Götz<sup>55</sup>), die also schon damals eine gemeinsame Pfarrei bildeten; von ihnen ist Bussow als slawische Siedlung anzusehen.

Außer dieser Urkunde, auf Grund deren ein Filialverhältnis vermutet werden kann, besitzen wir bis zu den Prokurationsregistern von 1527 ff. — und in ihnen nur teilweise — so gut wie keine Nachrichten über die Filiation der slawischen Siedlungen. Erst die Visitationsmatrikeln von 1541 weisen ihre Filiation ohne Ausnahme nach. Wir ordnen diese Dörfer den Pfarreien bei, zu denen sie nach dem ältesten uns erhaltenen Zeugnis gehört haben. In gleicher Weise verfahren wir mit den Wüstungen slawischer Herkunft, über deren kirchliche Zugehörigkeit wir keine Kenntnis erhalten, weil sie zur Zeit der Visitationsmatrikeln schon wüst waren. Die Pfarreien, zu denen diese Wüstungen gehörten, werden wir in den Orten zu suchen haben, mit denen sie zusammen genannt werden.

1) Guttman in FBPG Bd. 9, 1897, S. 444 f. — 2) Riedel A VII 468 f.: „... contulimus cum capella Clebelec eidem matri ecclesie in Cosetzyn attinente, episcopo Brandenburgensi

curam animarum et tertiam partem decime eiusdem ecclesie Cosetzyn et villarum ad eam pertinentium, videlicet Clebelec ...“ — 3) Landbuch S. 189. Seit 1303 ist in Knoblauch ein Pfarrer nachweisbar (Riedel A VIII 195). — 4) Landbuch S. 178: 58 Dorfhufen, 2 Pfarrhufen. — 5) Landbuch S. 166: „Dominus Johannes plebanus Etzin.“ — 6) Riedel A VIII 281. — 7) Riedel A VIII 176. — 8) Riedel A XI 488: „(Rietz) ... hat 1 W. Rocken von allen Leuten.“ — 9) Riedel A X 392: „(Damelang) ... hat 2 Wspl. Rocken Scheffelkorn.“ 10) K. A. Königs-wusterhausen Litt. k Nr. 5 (1575). — 11) Pf. A. Wildenbruch Rep. Gen. 13 Vol. V. — 12) Pf. A. Wildenbruch Rep. Gen. 14. — 13) S. 223. — 14) Riedel A VIII 270 (betr. Zahna): „ut dem Schepel korne, dat man von den wendischen hoven ghift.“ — 15) Ungeklärt allein bleibt die Ursache der Fleischzehnterhebung in Ferch und Mesdunk. — 16) Betr. Götz: „Item 2 1/2 modios siliginis, 2 1/2 modios ordel, 1 avene pro tertia parte decime.“ (Landbuch S. 217.) Btr. Krielow: „Pro confirmatione tricesime in Krile ...“ (Riedel A X 212). — 17) Riedel A X 185: „... de decimis XI villarum ... Zwine ...“ — 18) Riedel A IX 453. — 19) Riedel A IX 453: „... hat ein Pfarhoff.“ — 20) Riedel A XI 488: „... 1 W. pacht hat diser Pfarrer an stad des kornzehens.“ — 21) H. F. Schmid S. 64 f. — 22) Die undatierte, ins 15. Jahrhundert gehörende Urkunde über die Erwerbung des Dorfes durch das Kloster Zinna (Pischo, Urkundensammlung S. 14 f.) spricht von „Thedekorn“ an die Pfarrei Treuenbrietzen. 1541 gab Pechüle als Rechtsnachfolgerin von Klausdorf die fixierte Kornabgabe von 22 Scheffeln Roggen. — 23) 1375: 25; 1450: 11 1/2; 1624: 10 Hufen. — 24) G.St.A. Rep. 47, 5 b Pfarrbesetzungen 1670–1779 M. A. 45: „Dafür bekommt er 1 Sch. Roggen von jedem Bauern, 4 Pfg. Opfer.“ — 25) Landbuch S. 216. Vgl. v. Sommerfeld S. 27, Guttman in FBPG Bd. 9 (1897) S. 487. — 26) Landbuch S. 220. — 27) Landbuch S. 216. — 28) In Nahmitz und Damelang ist eine rückläufige Entwicklung zu beobachten. Die Zehnterhebung weist diese Dörfer in der Landnahmezeit als von der deutschen Besiedlung erbaut aus. (Nahmitz 1204 Riedel A X 188; 1217 Riedel A XXIV 328; Damelang 1217 Riedel A X 192, Riedel A XXIV 328.) Zur Zeit der Abfassung des Landbuches wird kein pactus mehr erwähnt, vielmehr zeigen beide Dörfer typische Merkmale slawischer Besiedlung (vgl. S. 26; betr. Damelang vgl. auch Gley S. 46). — 29) Eken = Grüneiche (vgl. Fdicin III, 3, S. 25). — 30) Riedel A X 185: „... de decimis XI villarum ... Priscer ...“ Priscer = Teskendorf (Riedel A XXIV 328: „Prisele, quod antiquo nomine dicitur Teskendorf“). Zur Lagebestimmung am Schwielowsee vgl. Gley S. 15 f. — 31) Es ist Fdicin (III, 3, S. 59) gegen Gley (S. 153) zuzustimmen, daß Tornow und Wendisch-Tornow zwei verschiedene Siedlungen waren. Das geht schon daraus hervor, daß für Tornow 1195 Zehnterhebung bezeugt ist (Riedel A X 185). Tornow lag ungefähr an der Stelle der heutigen Försterei gleichen Namens, Wendisch-Tornow am Rande der Ebene-Niederung zwischen Kammer und Groß-Damelang. — 32) Gemeindeamt Känsdorf: Separationsrezeß von 1835. — 33) III, 3, S. 40 f. — 34) S. 153. — 35) K. A. Neustadt Brandenburg Litt. b Nr. 1 (Designation von 1716). Vgl. auch Flurname „Wenddörfer“ in der Gemarkung Bochow. (Hist. Ver. Brandenburg Festschrift S. 196, 218.) — 36) Hist. Ver. Brandenburg Festschrift S. 202, 218. — 37) Landbuch S. 216. Zur Lagebestimmung des bei Prützke gelegenen Dorfes, vgl. Riedel A X 422. — 38) S. 208. — 39) Riedel A IX 412 f. — 40) Riedel A IX 454. — 41) Landbuch S. 212. — 42) Riedel A X 506. — 43) Vgl. Tabelle I. — 44) Riedel A VIII 418 f. Zur Überlieferung der Handschrift, vgl. Curschmann S. 185. — 45) Curschmann S. 304 ff. — 46) S. 156 ff. — 47) Siehe VII — 48) Riedel A VIII 217. — 49) S. 164 ff. — 50) Belege bei Curschmann S. 56 ff. — 51) MG SS XXVI S. 142. — 52) Ludat S. 113. — 53) Riedel A VIII 108. Werder und Lodiz sind bestimmt wendische Siedlungen gewesen. — 54) Codex Diplomaticus Anhaltinus I 468. — 55) Riedel A X 193.

## V. Die Straßen und die Landnahme der Zauche

Auf welchen Straßen erschlossen nun die Kolonisatoren die Zauche? Von der Stadt Brandenburg aus führte über Prützke, Netzen und Nahmitz eine Straße zum Kloster Lehnin. Eine markgräfliche Urkunde von 1208 spricht von einem Weg, der von Nahmitz auf Göhlsdorf zu führte<sup>1</sup>). Die Tatsache, daß die Präposition *versus* in der unten angeführten Urkunde nur die Richtung, nicht aber das Ziel angibt, stärkt uns in der Annahme, daß der Weg über Göhlsdorf hinaus zu dem schon 1179 urkundlich erwähnten Dorfe Plötzin<sup>2</sup>) und von dort auf die zwischen dem Großen Plessower See und dem Glindowsee gelegene Landenge zuführte, um über Glindow bei Werder die schiffbare Havel zu erreichen. Glindow wird zwar erst 1351 urkundlich genannt<sup>3</sup>), aber die Erwähnung eines Burchardus de Glinde im Jahre 1210<sup>4</sup>) läßt außer der Größe des Dorfes, der entsprechenden Stärke seiner Besetzung mit deutschen Bauern und der Höhe der Krugabgaben<sup>5</sup>) darauf schließen, daß Glindow als Paßort<sup>6</sup>) schon zu Beginn der Landnahmezeit gegründet worden ist. Da die Straßen des Mittelalters stets den Geländeschwierigkeiten auswichen, erreichte dieser älteste Weg über die Sandbrücke zwischen Brandenburg und Göttin und dann südlich der Göttiner Wiesen über Rosdunk und Paterdamm das Dorf Prützke<sup>7</sup>).

Ein zweiter Weg bog von Göttin nach Süden ab und führte direkt auf Krahe zu und ging bei Goltzow über das Planetal. Für diesen Weg und seinen Verlauf im einzelnen fehlt ein urkundlicher Beleg aus der Landnahmezeit. Nun ist aber Goltzow die einzige Brücke für die Verbindung Brandenburg–Belzig, und der angegebene Verlauf des Weges wird durch die Höhe der Abgaben, die die Krüge zu leisten hatten, noch unterstrichen. Während die Abgabe der Krüge in Reckahn und Pernitz nur ein Pfund Pfeffer betrug<sup>8</sup>), leistete der Krug zu Göttin zehn Schillinge<sup>9</sup>) und jeder der beiden Krüge in Krahe zehn Schillinge und einen Scheffel Hafer<sup>10</sup>).

Die wirtschaftliche Notwendigkeit einer von Lehnin nach Norden führenden Straße war dadurch gegeben, daß das Kloster Lehnin bald nach seiner Gründung am linken Havelufer im Raum von Götz und Deetz Grundbesitz erwarb<sup>11</sup>). Die Tatsache, daß der einzige Übergang nach Deetz, das wegen seiner unmittelbaren Lage an der Havel für das Kloster Lehnin von Bedeutung war, bei Groß-Kreutz über den Fluß führte, bestimmte in Anlehnung an die um 1180 wohl schon vorhandenen Dörfer Göhlsdorf und Bochow den Verlauf des Weges. Kommt dieser Straße auch nicht die Bedeutung der westöstlichen Kolonisationsstraßen zu,

so zeigen doch die Krugabgaben die Lebhaftigkeit des Verkehrs<sup>12)</sup>.

Die in den Räumen zwischen diesen Straßenzügen gegründeten Dörfer besitzen selbst 1375 größtenteils keine Dorfkrüge und beweisen damit die Richtigkeit der von uns bestimmten Straßen.

Daß die erst 1445<sup>13)</sup> urkundlich bezeugte Straße von Brück nach Saarmund schon im 12. Jahrhundert bestanden hat, wie Fidicin meint<sup>14)</sup>, könnte nur dann angenommen werden, wenn Liebchens These, die Ostzauche habe Magdeburger Kolonisation ihre Entstehung zu verdanken, noch stärker begründet würde<sup>15)</sup>. Auf keinen Fall hat diese Straße einen siedlungsgeschichtlichen Wert bekommen und ihre Bedeutung an die Straße Treuenbrietzen—Beelitz—Saarmund abgetreten, da sich die Grenze der Ostzauche unter Einschluss der Territorien Beelitz und Treuenbrietzen gegen das Land Jüterbog wohl noch während des Kolonisationsvorgangs bildete. Die von Brück ausgehende Besiedlung der Ostzauche ist — wohl zufolge des minderwertigen Bodens — schon in Neuendorf zum Stehen gekommen.

Die durch Befestigungen strategisch bedeutsame Lage von Treuenbrietzen<sup>16)</sup>, Beelitz<sup>17)</sup> und Saarmund<sup>18)</sup> bestimmte von vornherein den Straßenzug der Ostzauche. Zur Sicherung des Gebietes waren die genannten Orte durch eine Straße miteinander verbunden. Ob diese Straße von Treuenbrietzen bis Beelitz im Zuge der heutigen Chaussee verlief oder die Dörfer Wittbrietzen und Elsholz berührte, läßt sich nicht entscheiden. Auch die Nachrichten über Krugabgaben versagen hier, weil dies Gebiet stärker mit deutschen Siedlungen durchsetzt ist als die Westzauche und die Höhe der Krugabgaben abgelegener Dörfer zumeist nicht verschieden ist von der in Dörfern an der Straße. Mir scheint, als habe diese Straße zunächst nicht der friedlichen Durchsiedlung gedient, sondern unter Vermeidung jedes Umwegs die kürzeste Verbindung nach Saarmund gesucht, um dort den Ausgangspunkt in das noch unbesetzte und unsichere Slawenland jenseits der Nuthe zu gewinnen<sup>19)</sup>.

Die strategische Bedeutung dieser Straße und die Unsicherheit des Grenzsaums wird durch die Lage von Wildenbruch und Fresdorf noch unterstrichen. Diese beiden Dörfer boten den Flankenschutz für die Landenge zwischen dem Großen und Kleinen Seddiner See. Ihre für die Ostzauche abnorme Hufenzahl und die entsprechend starke Besetzung mit deutschen Kolonisten<sup>20)</sup> zeichnen sie als militärische Stützpunkte aus.

Im Anschluß an die These, daß die Orte Nienburg, Dubie und Briechowa der Urkunde von 981<sup>21)</sup> mit Nauen, Potsdam und Treuenbrietzen zu identifizieren seien, nimmt Gley<sup>22)</sup> das Vorhandensein einer Straße von Potsdam nach Treuenbrietzen schon zu askanischer Zeit an, und Bestehorn<sup>23)</sup> bestimmt ihren Verlauf längs der Nuthe über Saarmund und Kähnsdorf nach Beelitz unter der Behauptung, daß die Kolonisation der Ostzauche auf dem Wege über Potsdam erfolgt sei. Gegen diese Annahme spricht nicht nur die unerwiesene Begründung Gleys, sondern auch die politische Lage jenes Zeitabschnitts. Selbstverständlich führte die Nuthe entlang ein Weg, der Potsdam mit Saarmund und den weiter südlich gelegenen Grenzbürgen verband; ihm kommt aber nicht die Bedeutung einer Kolonisationsstraße zu. Eine so wichtige Straße nämlich wie die angenommene unmittelbar am Rande der kaum gesicherten Grenze an der Nuthe entlang zu führen und sie der Gefahr dauernder Bedrohung durch die Wenden des Teltow auszusetzen, widerspricht jeder vernünftigen militärischen Einsicht. Im übrigen wird die Bedeutung Potsdams als markgräflicher Stützpunkt weit überschätzt. Zur Zeit der Abfassung des Landbuchs waren die landesherrlichen Einkünfte Saarmunds weit höher als die Potsdams, was auch wohl den Verhältnissen 150 Jahre früher entsprechen dürfte<sup>24)</sup>. Zur Erläuterung dieses Tatbestandes stellen wir die Einnahmen von Potsdam und Saarmund nach den Angaben des Landbuches (S. 20, 34, 36, 40 f.) nebeneinander:

| Einnahme      | Potsdam                    | Saarmund               |
|---------------|----------------------------|------------------------|
| Orbeta 1370   | 3 marce (= 3 sex., 24 gr.) | 11 sexagene, 33 grossi |
| De molendinis | 2 chori siliginis          | 5 chori siliginis      |
| De castris    | 13 sexagene                | 22 1/2 sexagene        |
| Theoloneum    | 12 sexagene                | 150 sexagene           |

Es entsprach den räumlichen Verhältnissen eines weiten unerschlossenen Koloniallandes, daß zunächst die strategisch wichtigen Punkte besetzt und die dahin führenden Straßen mit Dörfern gesäumt wurden. So entstanden wahrscheinlich gleich nach der engültigen Besitzergreifung der Zauche, also mit dem Jahre 1157 an der die Hochfläche der eigentlichen Zauche durchschneidenden Straße die Siedlungen Göhlsdorf, Plötzin, Glindow und Werder sowie — nördlich angelehnt — Bochow und Groß-Kreutz, sämtlich Orte, die sich durch die Größe des Hufenbesitzes und die entsprechende Massierung von Menschen von den anderen Siedlungen unterscheiden. Ebenso deutlich heben sich an der Straße nach Belzig Golzow als befestigter Stützpunkt<sup>25)</sup> und Krahne durch die Größe seiner Feldmark<sup>26)</sup> und die Stärke seiner Besetzung mit deutschen Siedlern<sup>27)</sup> von den umliegenden Dörfern ab. Es ist selbstverständlich, daß in den genannten Dörfern dieser ersten Siedlungsperiode Pfarreien eingerichtet wurden, sobald sich die Verhältnisse einigermaßen gefestigt hatten. Über den weiteren Verlauf der Durchsiedlung können wir nur Vermutungen anstellen. Es ist anzunehmen, daß die Räume zwischen den beschriebenen Straßen mit Siedlungen größtenteils aufgefüllt waren, als sich die Zisterzienser 1180 in Lehnin niederließen. Die beiden letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts vollendeten die Besiedlung bis an das große Waldgebiet zwischen Ferch und Brück.

Die Inbesitznahme der Stützpunkte Treuenbrietzen, Beelitz und Saarmund und damit die Entstehung des entsprechenden Straßenzuges kann nicht vor 1161 erfolgt sein, da sie in der Gründungsurkunde des Domkapitels zu Brandenburg noch nicht aufgeführt werden<sup>28)</sup>. Der verwundbarsten Stelle der Straße ohne Burgschutz an der Landenge zwischen dem Großen und Kleinen Seddiner See wurden die Dörfer Wildenbruch und Fresdorf vorgelagert. Während die genannten Stützpunkte zunächst eine Burgbesatzung erhielten, setzten sich in den beiden Dörfern starke Siedlerkräfte fest. Bald folgte die gleichmäßige intensive Durchsiedlung des gesamten Nieplitz-Distrikts bis an die Nuthe nördlich Saarmund und war wohl 1217<sup>29)</sup> noch nicht beendet.

1) Riedel A X 191: „... usque ad viam, qua ibit de noumitz versus golstorp.“ — 2) Riedel A VIII 113. — 3) Riedel A X 124. — 4) Riedel A XXIV 327. — 5) Landbuch S. 221: „Glinde sunt 48 mansi, ... Taberna dat 1 talentum prefecto.“ — 6) Ludat S. 78. — 7) So Mundt S. 90 f. Bestehorn S. 109 Abb. 19 bietet einen unzutreffenden Wegeverlauf dar. Danach ging die Straße über das Breite Bruch, dann quer durch die Schmetzker Heide auf Prützke zu, ein völlig unmöglicher Verlauf. Falsch ist auch die Identifizierung dieses Weges mit dem Smerdamm. (Bestehorn S. 110; Gley S. 95). — 8) Landbuch S. 219 und 221. — 9) Landbuch S. 222. — 10) Landbuch S. 222. Während der Grundzins in der Regel auch bei Erhöhung der Bodenerträge konstant blieb, wird die Abgabe von den Krügen im Hinblick auf den jeweiligen Ertrag des Schankgewerbes bemessen worden sein (Spangenberg S. 216, 220). — 11) Riedel A X 182. —

12) Dorf Krugabgabe Beleg  
Göhlsdorf 1 Talent Landbuch S. 220  
Groß-Kreutz 10 Schillinge Landbuch S. 219  
Deetz 25 Schillinge Landbuch S. 217 —  
13) Riedel A IX 163. — 14) III, 3, S. VII. — 15) FBPG Bd. 53 (1941) S. 222 ff. — Die Beobachtung, daß im Landbuch von 1375 die Abgabe des „Mandelkorns“ nur in Dörfern der Ostzauche nachzuweisen und auch im Lande Jüterbog zu finden ist, läßt nicht ohne weiteres den Schluß auf magdeburgische Kolonisation der Ostzauche zu. Diese eigenartige Abgabe kann auch ein Mitbringel der Siedler aus ihrem gemeinsamen westelbischen Herkunftslande sein. — 16) Riedel A IX 357. — 17) Riedel A IX 494. — 18) Landbuch S. 36; vgl. Ludat S. 73. — 19) Zur Straßenbedeutung vgl. Wels in FBPG Bd. 44 (1932) S. 255. — 20) Landbuch S. 223: „Wildenbruke sunt 59 mansi...“ Landbuch S. 199: „Frederichstorf sunt 52 mansi...“ — 21) Riedel A VII 305; vgl. S. 12. — 22) S. 97. — 23) S. 108. — 24) Vgl. W. Hoppe: Alte Grenzen, Zugänge u. Wege d. Teltow (Telt. Kr.-Kal. 1927). — 25) Landbuch S. 64: „Czucha continet infrascriptos municiones et opida: ... Goltzow.“ — 26) Landbuch S. 222: „Korane sunt 62 mansi...“ — 27) SchoBkaster 1624: 14 Bauern, 4 Kossäten. — 28) Riedel A VIII 104. — 29) Vgl. S. 15. — Bestehorn S. 104 nimmt zwischen der Gründung der ersten Wehrdörfer und den späteren Ansiedlungen eine Zeitspanne von nicht mehr als 25 Jahren an.

# Tabelle I. Die Pfarreien der Zauche um 1200

| Lfd. Nr. | Pfarrei                | Auszug aus der Urkunde   | Jahr         | Beleg   | Filialen  |
|----------|------------------------|--|--------------|---|---|
| 1.       | Alt-Langerwisch        | ecclesias ville Langherwisch<br>... et alterius Langherwisch<br>... conjunximus,<br>und ein Pfarrhoff          | 1287         | Riedel A VIII 176   | Michendorf, Lienewitz   |
| 2.       | Beelitz                | Bestätigung der Besitzungen<br>des Domkapitels   | 1217         | K. A. Potsdam<br>Litt. g Nr. 1<br>Riedel A VIII 135               | Grenzel, Markendorf,<br>Mertensdorf, Neuendorf,<br>Lühsdorf, Schäpe, Seddin<br>Lühsdorf a. d. Nuthe |
| 3.       | Bergholz               | hatt einen Pfarrhof  | 1575         | K. A. Potsdam<br>Litt. 1 Nr. 1                                    |   |
| 4.       | Bliesendorf            | hat 1 pfarhaus   | 1541         | Riedel A X 392  |   |
| 5.       | Bochow                 | ... et parochie ecclesie bochowe ...<br>adunare ...  | 1300         | Riedel A X 224  | Oberzlaw  |
| 6.       | Brachwitz              | siehe S. 58  |              |   |   |
| 7.       | Buchholz               | hat 1 Pfarhaus   | 1541         | Riedel A IX 452   |   |
| 8.       | Deetz                  | pensionem decimarum ecclesiae Detz<br>... plebani usibus attinentium ...<br>und 1 pfarhaus                     | 1219         | Riedel A X 193  | Götz, Golm, Bussow  |
| 9.       | Derwitz                | hat ein Pfarhaus   | 1541         | Riedel A X 384  |   |
| 10.      | Elsholz                | siehe S. 58  | 1541         | Riedel A IX 449   |   |
| 11.      | Fresdorf               | hat 1 pfarhaus   | 1541         | Riedel A X 382  | Tremsdorf, Schiaß   |
| 12.      | Glindow                | Dasselbst ist auch befindlich eine alte<br>Pfarrstelle, hinter der Kirche gelegen.                             | 1716         | K. A. Neustadt<br>Brandenburg<br>Litt. b Nr. 1                    | Petzow  |
| 13.      | Göhlisdorf             |  |              |   |   |
| 14.      | Göttin                 | Liceat quoque ipsis in eadem ecclesia de<br>fratribus suis virum idoneum instituere<br>Plebantum ...           | 1389         | Riedel A VIII 361   |   |
| 15.      | Gollwitz               | dass G. ein unicum per se  | 1625         | v. Bonin S. 113   |   |
| 16.      | Golzow                 | unde Juwen perner thur Goltzow   | 1473         | Riedel C II 98  |   |
| 17.      | Groß-Kreutz            | a filiatione matricis ecclesie ville nostre,<br>que major crucewiz appellatur,<br>segregare ...                | 1300         | Riedel A X 224  | Wendisch-Kreutz<br>Hatenick, Krielow  |
| 18.      | Jeserig                | hat 1 Pfarhaus   | 1541         | Riedel A X 386  | Wida  |
| 19.      | Kammer                 | wirdet dise Pfarr Itzo durch den Pfarrer<br>zw Golzow curiert ...  | 1541         | Riedel A X 395  | Neuendorf, Tornow,<br>Wendisch-Tornow   |
| 20.      | Kammerode              | siehe S. 58  |              |   | Tesekendorf, Ferch  |
| 21.      | Kemnitz                | Die Pfarr-Hufen im Filial sollen bey der<br>Pfarrren bleiben   | 1601         | v. Bonin S. 221 f.  |   |
| 22.      | Krahne                 | Albertus plebanus de Korane  | 1230         | Riedel A X 197  | Reckahn, Mesdunk  |
| 23.      | Litzkendorf            | ... quorum plebanus habet 3  | 1375         | Landbuch S. 221   | Kanin, Busendorf,<br>Klaistow   |
| 24.      | Michelsdorf            | Henrico plebano in Michilstorp   | 1372         | Riedel A X 252  | Tegastorf   |
| 25.      | Netzen                 | Burchardi, sacerdotis de Nedicem   | 1190         | Riedel A VIII 121   | (Grebs)   |
| 26.      | Neuendorf<br>bei Brück | hat 1 Pfarhaus   | 1541         | Riedel A X 395  | Wendisch-Bork,<br>Reesdorf  |
| 27.      | Neu-Langerwisch        | siehe Nr. 1 der Tabelle I  |              |   | Caputh  |
| 28.      | Nichel                 | hatt auch ein Pfarrhoff  | 1541         | Riedel A IX 453   |   |
| 29.      | Pernitz                | hat 1 wusten hoff  | 1541         | Riedel A X 394  |   |
| 30.      | Phöben                 | hat ein Pfarhaus   | 1541         | Riedel A X 382  |   |
| 31.      | Planow                 | Verum etiam plebanus dicte ville Planowe<br>obtinebit in eadem villa curiam dotis ...                          | 1307         | Riedel A VIII 203 f.  |   |
| 32.      | Plessow                | ecclesiam Plesowe<br>hat 1 wuste Cosseten hoffsted   | 1287<br>1541 | Riedel A VIII 179<br>Riedel A X 389                               | Zolchow   |
| 33.      | Plötzin                | adunivimus ecclesie in Plotsin   | 1287         | Riedel A VIII 179   |   |
| 34.      | Prütze                 | discreto viro domino Johanni plebano<br>ecclesie ville Prutzik   | 1378         | Riedel A VIII 321   | Borsendorf,<br>(Rokitz)   |
| 35.      | Rädel                  | Nicolao uden in Redel .. plebanis  | 1442         | Riedel A X 277  | Schwina, Groß-Dame-<br>lang, Klein-Damelang,<br>Möllendorf  |
| 36.      | Rieben                 | hat 1 Wusten Pfarrhoff   | 1541         | Riedel A IX 450   |   |
| 37.      | Saarmund               | siehe Nr. 2 der Tabelle I  |              |   |   |
| 38.      | Schalach               | her Lamprecht Priester thue Schalach ...   | 1419         | Riedel A IX 405   | Deutsch-Bork  |
| 39.      | Schlunkendorf          | herr Conrad, Pfarrer zu Schlunkendorf  | 1370         | Riedel A IX 480   | Kähnsdorf   |
| 40.      | Schmergow              | Nicolaus plebanus in Smergow   | 1305         | Riedel A X 227  | Trebezog  |
| 41.      | Schmerzke              | in .. Smertzeke .. canonicis statuimus,<br>quando nos .. vicarios, plebanos nun-<br>cupatos, visitaverimus ... | 1329         | Riedel A VIII 240   | Rietz   |
| 42.      | Schönefeld             | ist etwan ein Pfarr vor sich gewest ...  | 1541         | Riedel A IX 450   |   |
| 43.      | Stargese               | Plesowe. que quondam de villa Stragesere<br>nunc destructa extitit filia ...                                   | 1287         | Riedel A VIII 179   |   |
| 44.      | Stücken                | hat 1 Pfarhaus   | 1541         | K. A. Beelitz<br>Litt. f Nr. 1                                    | Freitzow  |
| 45.      | Trechwitz              | Otto in Trachewitz .. sacerdotis   | 1186         | Riedel A VIII 115   | Damsdorf, Nahmitz   |
| 46.      | Treuenbrietzen         | siehe Nr. 2 der Tabelle I  |              |   | Sernow, Darbrietzen,<br>Werbig, Jeserig, Klaus-<br>dorf, Frohnsdorf, Niebel,<br>Budorf, Neuendorf   |
| 47.      | Werder                 | hat 1 Pfarhaus   | 1541         | Riedel A X 379  | Zernow  |
| 48.      | Wildenbruch            | hatt ein Pfarhaus  | 1575         | K. A. Königs-<br>wusterhausen<br>Litt. k Nr. 5                    | Kunersdorf  |
| 49.      | Witthbrietzen          | hat 1 Pfarhaus   | 1541         | Riedel A IX 449   | Ficksdorf   |
| 50.      | Wust                   | hat kein Pfarhaus, hat 1 garten<br>Ist eine mater.   | 1541<br>1712 | Riedel A XI 487<br>K. A. Neustadt<br>Brandenburg<br>Litt. c Nr. 2 |   |
| 51.      | Zauchwitz              | hat 1 Pfarhaus   | 1541         | K. A. Beelitz<br>Litt. f Nr. 1                                    | Körzlin   |

## VI. Die Pfarrsprengelbildung in der Zauche

Am Ende der Landnahmezeit war die Zauche mit einem dichten Netz von Pfarreien bedeckt. Fast jedes deutsche Dorf hatte seine Kirche und seinen eigenen Pfarrer. Die Einordnung der Slawendörfer in das Parochialsystem war im vollen Gange. In der vorstehenden Tabelle sind die Pfarreien der Kolonisations-epoche mit ihrer jeweils ältesten Bezeugung und, wo zur Beweisführung erforderlich, mit weiteren urkundlichen Hinweisen aufgeführt. Beweisstücke jüngerer Zeit müssen bei der Erörterung der Vereinigung bzw. Aufhebung von Pfarreien herangezogen werden<sup>1)</sup>.

Den in der vorstehenden Tabelle angegebenen mutmaßlichen Filiationen liegen die kirchlichen Unterordnungsverhältnisse, wie sie uns aus den Visitationsmatrikeln des 16. Jahrhunderts bekannt sind, zugrunde. Dörfer, die um diese Zeit schon wüst waren, lassen ihre ehemalige parochiale Zugehörigkeit in Abgaben an eine bestimmte Pfarrei erkennen oder machen ihre Filiation durch die geographische Lage wahrscheinlich. Die Siedlungen Eken, Gohlitz und Colpin sind außer Betracht gelassen worden; die Annahme, daß diese Orte schon vor 1200 wüst wurden, läßt ihre Einbeziehung in das deutsche Pfarrsprengelsystem der Zauche zweifelhaft erscheinen.

Bei einigen Dörfern sind die Eigentumsmerkmale des ursprünglichen Pfarrsitzes im Laufe der Jahrhunderte derart verwischt worden, daß sie zur Begründung dieser Eigenschaft einer näheren Betrachtung bedürfen, für die die Tabelle I keinen Raum bietet. In den nachstehenden Erörterungen beziehen wir uns auf die laufenden Nummern der Tabelle I.

Zu Nr. 6: Aus der Visitationsmatrikel von 1541<sup>2)</sup> ersehen wir, daß Brachwitz — damals schon Filia von Schlalach — das Anrecht auf Gottesdienst an jedem Freitag und Sonntag besaß, während in Deutsch-Bork nur viermal im Jahre Gottesdienst gehalten wurde<sup>3)</sup>. Die Häufigkeit des Gottesdienstes in Brachwitz kommt der in Mutterkirchen gleich, und das Vorhandensein von Pfarrhufen und einer selbständigen Küsterei sowie die alte aus der Kolonisationszeit stammende Feldsteinkirche unterstreicht neben der Erhebung von Korn- und Fleischzehnt die Annahme, daß Brachwitz ursprünglich eine Pfarrei gewesen ist.

Zu Nr. 11: Fresdorf war 1541 Filia von Stücken<sup>4)</sup>. Dies Abhängigkeitsverhältnis, über dessen Entstehung wir nicht unterrichtet sind, kann jedoch zur Zeit der Landnahme noch nicht bestanden haben. Dagegen spricht nämlich:

1. Die strategische Bedeutung Fresdorfs, das zusammen mit Wildenbruch zum Schutze der Heerstraße nach Saarmund angelegt wurde<sup>5)</sup>, Fresdorf war mit 52 Hufen in der Anlage größer geplant als Stücken mit 30 Hufen<sup>6)</sup>, das abseits einer Straße erst später zur Auffüllung des Raumes gegründet worden ist. Fresdorf ist also älter als Stücken.
2. Die Ortslage Fresdorfs. Der Rundling öffnet sich nach Westen und sucht Anschluß an die Heerstraße. Eine Wegeverbindung nach Stücken in südlicher Richtung wird außerdem noch durch die zwischen den Dörfern verlaufende Alluvialrinne (Abfluß des Fresdorfer Sees zur Nuthe) für die ersten Jahrzehnte unwahrscheinlich.

Für die ehemalige parochiale Selbständigkeit Fresdorfs spricht aber folgendes:

1. Die wendischen Siedlungen Tremsdorf und Schiaß wurden der Kirche zu Fresdorf unterstellt.
2. Außer 2 Pfarrhufen war auch die Kirche zu Fresdorf mit 2 Hufen bewidmet, was nur bei Mutterkirchen zu beobachten ist.
3. Zum Pfarreinkommen von Fresdorf gehörte auch die Abgabe von 2 Hühnern von einem Kossätenhof. Vielleicht ist dies der Rest einer vormals finanziell größeren Last für die Übernahme des Pfarrgrundstücks durch einen Landwirt, als Fresdorf Filial von Stücken wurde.

Zu Nr. 20 und 23: Die Visitationsmatrikel von 1541<sup>7)</sup> sowie die von 1575<sup>8)</sup> für Bilesendorf bezeichnen die Filialen Ferch, Kanin, Busendorf und Kiaistow als „uff der wusten velthmarck“. Mithin waren sie ursprünglich parochial abhängig von Kammerode (2 Pfarrhufen) und Litzkendorf (3 Pfarrhufen). Auf der Feldmark Kiaistow besaß die Pfarre Bilesendorf 3 Ackerstücke. Eine Designation von 1833 bemerkt dazu: „Offenbar gehörten die 3 Ackerstücke noch zu Lütthendorf“<sup>9)</sup>. Da es dem in der Zauche beobachteten Verlauf der Pfarrsprengelbildung widerspricht anzunehmen, daß Kammerode und Litzkendorf zur Landnahmezeit Filialen von Bilesendorf waren, bleibt nur übrig, in diesen beiden Dörfern Matres zu erblicken, was durch die für die Zauche ungewöhnlich hohe Steuerinheit von 18 Frusten und ihre gesonderte Erwähnung in den Prokurationsregistern<sup>10)</sup> betr. Kammerode noch unterstrichen wird. Die Schwierigkeit der Feststellungen ist hier dadurch gegeben, daß die Mutterkirchen wüst wurden, während die Nebendörfer bestehen blieben.

Zu Nr. 21: Der in der Tabelle I angeführte Passus betreffs der Pfarrhufen in Kennitz deutet darauf hin, daß Kennitz ehemals eine selbständige Pfarrei gewesen ist, was durch die alte Feldsteinkirche und die Zehnterhebung unterstrichen wird. Die benachbarte Pfarrei Phöben wird überall als Unicum bezeichnet. Somit hatte Kennitz zur Zeit der Visitation

den Charakter einer Mater vagans.

Zu Nr. 22: Die Ortslage von Reckahn zeigt deutlich, daß das Dorf der zweiten Siedlungswelle angehört und somit jünger ist als Krähne und Götting<sup>11)</sup>. Es ist nun fraglich, ob ein Hof, dessen Besitzer in einem eigenartigen Rechtsverhältnis zum Pfarrer von Krähne stand<sup>12)</sup>, der ehemalige Pfarrhof ist, und diese Rechtsverpflichtungen sich erst entwickelt haben, als die Pfarrei Reckahn einging, oder ob besagte Rechtsbindung schon von Anfang an bestand, als Reckahn gleich bei seiner Gründung Filial des älteren Krähne wurde. Der Umstand aber, daß hier ein ähnliches Verhältnis zur Pfarrei in Geltung war wie in Petzow<sup>13)</sup>, deutet eher auf eine ursprüngliche Filiation von Reckahn nach Krähne hin als auf die Annahme einer selbständigen Pfarrei Reckahn.

Zu Nr. 25: Die Parochialverhältnisse von Grebs zur Kolonisationszeit lassen sich nicht entscheidend klären. Für eine selbständige Pfarrei Grebs spricht lediglich die Größe der Feldmark<sup>14)</sup>, deren Lage südlich der Talrandstraße Götting-Nahmitz auf der größtenteils mit Wald bedeckten Hochfläche auf Zugehörigkeit zur zweiten Siedlungswelle hin deutet, während die benachbarten Pfarreien Prützke und Netzen mit ihren gleich geringen im Niederungslande gelegenen Gemarkungen und der schmalen Pfarr-Dos auf einen älteren Besiedlungsvorgang vielleicht aus niederländischer Herkunft hinweisen<sup>15)</sup>. Die Visitationsmatrikel von 1541<sup>16)</sup>, in der Grebs als Filial von Netzen bezeichnet wird, ist der einzige urkundliche Anhaltspunkt für das Parochialverhältnis des Dorfes.

Zu Nr. 34: Über die kirchlichen Verhältnisse von Rokitz wissen wir nur, daß das Dorf 1375 zwei Pfarrhufen hatte<sup>17)</sup>, daß es dort eine Kirche gab<sup>18)</sup> und daß 1541 die Pfarrei Prützke als berechnete Nutzern des Zehnten und der zwei Pfarrhufen auf der Feldmark des kurz vor 1378 wüst gewordenen Rokitz bezeichnet wird<sup>19)</sup>.

Die parochialen Verhältnisse zeigen wie allenthalben in der Mark Brandenburg den Typus der grundherrlichen Kirche. Von einer Aktivität der Gemeinden, die zur Gründung von Pfarreien etwa in aus Neurodungen entstandenen Dörfern oder nur Verselbständigungen ihrer Dorfkirchen auf dem Wege der Exemption führen konnte, fehlt in der Zauche jede Spur; denn ehe die Neusiedler zu einer aktionsfähigen Einheit zusammenwachsen konnten, hatten die adligen Herren das Dorf zu Lehen empfangen und übten ihre Rechte nach dem Muster der Eigenkirche und später in der Form des Patronats an der Kirche und deren Vermögensmasse aus. Diese Rechtsübung ist für die Zeit der Landnahme der Zauche zwar nur in der Übertragung von Plötzin an das Domkapitel durch Markgraf Otto II. im Jahre 1197 bezeugt<sup>20)</sup>. Während bei Ketzin und Markau ausdrücklich die Kirchen als Rechtsobjekte der Übertragung genannt werden, wird die Kirche Plötzin nicht erwähnt, weil der Markgraf über sie keine Verfügungsberechtigung hatte. Die Übereignung der Pfarrechte an das Domkapitel durch den Grundherrn, den castellanus Siegfried von Brandenburg, oder dessen Rechtsnachfolger, ist urkundlich nicht belegt. 1216 ist das Domkapitel im Besitze des Patronats von Plötzin<sup>21)</sup>, aber die Befreiung des brandenburgischen Klerus vom Spolienrecht<sup>22)</sup> sowie die Handhabung des Patronatsrechts bis zur endgültigen Festigung des landesherrlichen Kirchenregiments im 17. Jahrhundert lassen deutlich die Herkunft der kirchlichen Rechtsverhältnisse aus dem Eigenkirchenrecht erkennen. Die Visitationsakten zeigen deutlich, wie die Grundherrn nicht nur ohne und zumeist gegen die Zustimmung der Obrigkeit mit den Filialen nach ihrem Belieben schalteten, sondern auch die Dotationsmasse der Pfarrei entfremdeten und sonstige Pfarreinkünfte dem Nutznießer vorenthielten. Auf Grund der bei der ersten Visitation gemachten Erfahrungen setzte die „Ordnung und Satzung von 1558“ fest: „15. Weil die Herrn Visitatores in gehaltenen Visitation vielfältig befunden, das die Patrone die Filial von der Hauptpfarren, daraus sie von alters curirt worden, gezogen, und andern Pfarren zugelegt oder incorporirt haben, doher dann allerley Unrichtigkeiten erstanden und erwachsen. Sollen derwegen die Pfarren so allewege Unirt und zusammen gewesen, hinfüro ungescheiden und zu Haupte bleiben, auch in der Collatorn oder Patronen macht oder gewalt nicht stehen, dieselbigen ohne Hochgedachts Unsers gnedigsten Herrn, oder S. Churf. G. geistlichen Consistorii zu Cöln an der Sprew, vorwissen und erkandtnus zu distrahirn, und



andern Pfarren zu zu wenden.“<sup>43</sup>) Diese Bestimmungen wurden im Entwurf einer Konsistorialordnung von 1561<sup>44</sup>) und in der Konsistorialordnung von 1573 wiederholt.

Die nachstehende Zusammenstellung der Befugnisüberschreitungen der Patrone zeigt, wie hartnäckig sie an den eigenkirchenrechtlichen Gedanken festhielten, auch als die erstarkende Zentralgewalt des brandenburgischen Staates für derartige Sonderrechte keinen Raum mehr bot. Um 1523 benutzte Hans von Rochow als Patron von Bliensdorf die derzeitige Vakanz der Pfarre dazu, dieser den Zehnt der wüsten Feldmark Kammerode vorzuhalten<sup>45</sup>). Er wurde durch die Visitatoren 1541 „gebeten, denselben der Pfarre widerumb zuzuwenden“<sup>46</sup>), was nicht geschehen ist. 1614 schloß von Rochow die Kirche zu Kanin und beauftragte den Pfarrer von Wildenbruch mit der Wahrnehmung der Pfarrgeschäfte. Die Obrigkeit war aber schon zu sehr erstarkt, als daß er mit seiner Eigenmächtigkeit durchdrang<sup>47</sup>). In vier weiteren Fällen versuchten die Patrone, dem Pfarrer den Kornzehnt zu verweigern: so in Rieben<sup>48</sup>), in Zolchow<sup>49</sup>), in Prütze von der wüsten Feldmark Rokitz<sup>50</sup>) und in Werder von der Wüstung Zernow<sup>51</sup>), deren Zehnteinkünfte zu Kemnitz gelegt wurden<sup>52</sup>). Kurz vor der ersten Visitation wurde wahrscheinlich auf Grund persönlicher Vereinbarungen zwischen Rochow und dem Abte von Lehnin Krielow von seiner Mater Groß-Kreutz getrennt und zu Derwitz geschlagen; dafür wurde Kemnitz, bisher Filia von Phöben, zu Groß-Kreutz gelegt<sup>53</sup>). Die Visitatoren nahmen die vollendete Tatsache ebenso hin wie bei der Verlegung von Gollwitz zu Wust zufolge vorheriger Abmachung zwischen Joachim von Rochow und dem Rat der Neustadt Brandenburg<sup>54</sup>). Georg von Thümen hatte 1541 als Patron von Stücken die zwei Pfarrhufen gegen eine dem Pfarrer zu gering scheinende Pachtsumme selber unter den Pflug genommen und ihm obendrein noch Streuung und Mist weggenommen<sup>55</sup>), ein widerrechtlicher Zustand, der noch im Jahre 1600 beklagt wird<sup>56</sup>).

Wir sind den Ereignissen vorausgeeilt und knüpfen mit der Frage nach den Landausstattungssätzen wieder an die Zeit der Landnahme an. Da es in der ersten Kolonisationsperiode darauf ankam, an die wichtigsten Punkte so schnell wie möglich Menschen zu schaffen, sind die ersten siedlerischen Kräfte sicherlich aus dem Anhaltischen und aus der Altmark, dem Vorfeld der Kolonisation, eingewandert. In den späteren Siedlungsabschnitten sind neben diesen auch Niederländer in die Zauche gekommen und haben wohl vornehmlich die Niederungsgebiete besiedelt.

Schon Riedel hat auf die Übertragung von Ortsnamen der Altmark in die Mittelmark hingewiesen<sup>57</sup>) und der Annahme Eingang verschafft, mit Hilfe der Ortsnamenübertragung Rückschlüsse auf die Herkunft der Siedler zu machen. Die von ihm angeführten Beispiele lassen sich um einige weitere für die Zauche vermehren, ohne daß sich mit Sicherheit die Zuwanderung der zauchischen Siedler aus der Altmark nachweisen läßt. Zudem gewinnen wir aus dieser Frage ebenso wenig Antworten über die Pfarrorganisation der Zauche, wie andererseits zweifelhaft bleibt, ob die durchschnittliche Ausstattung mit zwei Pfarrhufen — hauptsächlich auf dem Hochplateau der Zauche — auf ostsächsische oder niederländische Traditionen zurückgeht<sup>58</sup>). Zwar beobachten wir in den Niederungsdörfern — im Alluvialgebiet der Havel und ihrer Zuflüsse — die in den Niederlanden übliche Bewidmung mit schmalen Dotes, aber nirgends läßt sich für die mit zwei und mehr Hufen ausgestatteten Pfarreien auf der trockenen Hochfläche der Zauche die Herkunft erweisen. Auch die Zehnterhebung läßt kein Merkmal des Ursprungslandes der Siedler erkennen; denn in allen zauchischen Dörfern deutscher Besiedlung stand ausnahmslos die Drittelung des Zehnts in Geltung<sup>59</sup>). Hieraus mit H. F. Schmid<sup>40</sup>) auf einen starken Einfluß niederländischer Siedler auf die vermögensrechtliche Fundierung des gesamten Bistums zu schließen, dürfte das Ausmaß der niederländischen Einwanderung überschätzen. Vielmehr wird der Bischof von Brandenburg schon zu Beginn der Kolonisationszeit auf ein Drittel des Zehnts zugunsten der Pfarrer verzichtet haben<sup>41</sup>). Dabei wich er nicht etwa siedlerischem Druck, sondern folgte einer damals schon vorhandenen Rechtsgewohnheit. H. F. Schmid<sup>42</sup>) weist darauf hin, daß in Bayern Zehntdrittelung schon im 10. Jahrhundert in Geltung war, und die Bulle Innozenz II. von 1139<sup>43</sup>), die die Zehntverhältnisse in Besitzungen des Magdeburger Erzbischofs regelt, läßt in ihrem Wortlaut erkennen, daß die Tricesima etwas Selbstverständliches war.

Folgende Dörfer sind uns als mit drei Pfarrhufen ausgestattet bezeugt, nämlich Jeserig, Groß-Kreutz, Plötzin, Litzkendorf, Elsholz und Schönefeld<sup>44</sup>). Bochow hatte 1375 nur zwei Pfarrhufen, 1541 jedoch drei<sup>45</sup>). Entweder ist eine Nachdotierung erfolgt oder die Angabe im Landbuch beruht auf einem Schreibfehler, wodurch unsere Annahme, daß Plötzin, Bochow und Groß-Kreutz der ersten Ansiedlungsperiode angehören, durch den gleichen Pfarrausstattungssatz wirksam unterstützt würde. Welcher Eigenart diese Dörfer ihre vom Normalmaß abweichende Ausstattung verdanken, ist nicht ersichtlich.

Die in den neuen Landen übliche Vier-Hufen-Dos ist in der Zauche nur für Deetz, Radel, Glindow und Kammer bezeugt<sup>46</sup>). Die Einrichtung dieser Pfarreien, die außer Kammer in ihren Ortsnamen schon vor 1238 bekannt sind<sup>47</sup>), und ihre Dotierung auf Grund der Merseburger Vertragsbestimmungen ist unwahrscheinlich. Da Kirchen klösterlichen Patronats häufig mit einer größeren Dos ausgestattet sind<sup>48</sup>), dürfte die Vier-Hufen-Dos für Deetz und Radel, die schon im 12. Jahrhundert in den Besitz des Klosters Lehnin kamen, erklärt sein. 1541 erscheint der Besitz der Pfarre Deetz als auf zwei Hufen reduziert<sup>49</sup>), bei Kammer werden keine Pfarrhufen mehr genannt<sup>50</sup>).

Die Bestimmungen der *Capitulatio de partibus Saxoniae* (775—790)<sup>61</sup>), wonach zu jeder Kirche ein Hof, zwei Hufen Land und auf je 120 Seelen Knecht und Magd darzubringen sind, wirkt wohl in der Nutzung der Pfarr-Dos von Reckahn und Petzow nach. In Reckahn ist die Pfarrhufe „zw einen hoff gelegen, welcher Besitzer dem Pfarrer Jerlich 12 tag dient“ und zu Naturalleistungen verpflichtet ist. Als Gegenleistung muß der Pfarrer ihm Futter und Mehl geben<sup>62</sup>). In Petzow, so betont die Visitationsmatrikel von 1541 ausdrücklich, ist die Pfarrhufe „von Alters bei demhofe, den Itzun Jacob Niemann bewanet“ gewesen; die Naturalleistung von 5 1/2 Scheffel Roggen und 3 1/2 Scheffel Hafer ist in dem „Scheffeln Korn“ des ganzen Dorfes enthalten<sup>63</sup>).

Dies Vorhandensein von Dotalbauern leitet über zu dem in der Zauche nicht weit nach 1600 gebräuchlich werdenden Erbpachtverhältnis, das Nr. 22—25 der „Ordnung und Satzung von 1558“ noch ausschloß<sup>64</sup>). Die Erbpacht, entstanden aus einem Mangel an Ackernachfrage einerseits und aus der Not um regelmäßige Einkünfte andererseits, führte im 19. Jahrhundert zum völligen Verlust des Pfarrlandes, und zwar teils auf Grund des Gesetzes vom 2. 3. 1850, wonach das Eigentumsrecht des Verpächters aufgehoben wurde, teils durch allmähliche Entfremdung infolge Aufgehens der Pfarrhufen im Gemenge der Feldmark.

Wir begnügen uns damit, den für die sonstigen Fälle typischen Werdegang des Pfarrackerverlustes in Kähnsdorf kurz zu skizzieren. 1541 war die Lage der Pfarrhufen schon nicht mehr bekannt<sup>65</sup>). Durch die Separation der Feldmark wurde der Kampf um die Herausgabe der Pfarrhufen ausgelöst. Da die Pfarre Beelitz nicht mehr imstande war, die Lage der Dotalhufen zu bezeichnen sowie ein Zeitpachtverhältnis nachzuweisen, wurde die Vindikationsklage der Pfarre Beelitz durch Rechtserkenntnis des Revisionskollegiums vom 30. 9. 1864 abgewiesen und besonders das Reskript Friedrich I. vom 15. 12. 1711<sup>66</sup>) herangezogen, wonach Kirchengüter, bei denen unerwiesen bleibt, ob sie der Pfarrer jemals selber bewirtschaftet habe, als *bona censitica* erachtet und vor Vindikationsansprüchen seitens der Kirche geschützt werden<sup>67</sup>). Der Revisionsantrag der Pfarre wurde durch Entscheid des kgl. Obertribunals vom 22. 6. 1865 verworfen<sup>68</sup>).

Der Charakter eines noch gefährdeten Kolonisationsgebietes verlangte es, daß sich die Städte an bereits bestehende Burganlagen, also an die Burgwarde angelehnt haben. In der westlichen Zauche sind keine Burgwarddistrikte bezeugt. Ob Golzow Mittelpunkt eines Burgwardgebietes war, muß dahingestellt bleiben<sup>69</sup>).

Für den Ursprung der Stadt Werder fehlt jeder Beleg. Es tritt 1317 als „*Opidum Werder dictum*“ mit einem Areal von 46 Hufen in das Licht der Geschichte<sup>60)</sup>. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Anfänge Werders auf dem Festlande zu suchen sind, wie der Flurname „Alte Dorfstelle“ und die Lage der Feldmark wahrscheinlich macht. Die Ausstattungsverhältnisse von Golzow und Werder unterscheiden sich auch in keiner Weise vom Typus der dörflichen Kolonistenpfarre.

In der Ostzauche hingegen ist die Entstehung der Städte Treuenbrietzen, Beelitz und Saarmund in Anlehnung an eine militärische Feste urkundlich bezeugt und die Pfarrsprengelbildung durch burgwardparochiale Elemente bedingt. Im Schutze der Burg Treuenbrietzen<sup>61)</sup>, zu der ursprünglich keine Feldmark gehörte, lagen die Dörfer Neuendorf, Darbrietzen, Sernow und Budorf, die vom Ende des 13. Jahrhunderts an mit Treuenbrietzen vereinigt wurden<sup>62)</sup>. Jede Dorfschaft hatte ihren eigenen Schulzen, dessen Amt erst im 16. Jahrhundert an die Stadt überging<sup>63)</sup>, und bildete bis in die neueste Zeit eine selbständige Ackergemeinschaft.

Treuenbrietzen war der erste Punkt, der zur Sicherung des Grenzgebietes an der Nuthe besetzt wurde. Hier entstand, ehe die Durchsiedlung des Landes begann, eine Pfarrei mit Sernow als Dotaldorf. Der Pfarrer übte an diesem Dorfe — wie im Sorbenlande — lehns herrliche Rechte aus. In dieser Stellung des Pfarrers ist es begründet, daß er zu der 1301 erfolgten Übereignung des Dorfes an die Stadt Treuenbrietzen unbeschadet aller der Pfarrei zustehenden Rechte seine freiwillige Zustimmung erteilte<sup>64)</sup>. Während sonst für das Filialverhältnis etwa die Formel „*Ecclesia in . . . et villae ad eam pertinentes*“ gebräuchlich ist, bezeichnet das Adjektiv *adherentem* in der unten angeführten Urkunde die Besonderheit des Abhängigkeitsverhältnisses des Dorfes Sernow von der Pfarrei Treuenbrietzen. In der Visitationsmatrikel von 1541 wird die Lehns herrlichkeit der Pfarrei über Sernow sowie die beiden Nutznießer des Lehens, Hans Sichter in Brandenburg und Hermann Lamberg in Jüterbog, Lehns ertrag und Lehnsware ausdrücklich genannt<sup>65)</sup>. Darbrietzen, für das ähnliche Rechtsverbindlichkeiten vorliegen wie für Sernow, und Niebel, gehörten zur Pfarrei der Stadt, ferner Werbig, Jeserig, Klausdorf<sup>66)</sup> und Frohnsdorf<sup>67)</sup>. Im Zuge der Besiedlung wurden dann Neuendorf und Budorf als bürgerliches Suburbium<sup>68)</sup> mit ihren zwei Dotalhufen zur Pfarrei der Stadt geschlagen und vermehrten die Pfarreinkünfte um Elemente, wie sie uns von den Kolonistenpfarren her bekannt sind. Am Ende der Landnahmezeit enthält die Pfarrei Treuenbrietzen hinsichtlich ihrer Ausstattung nebeneinander Elemente sowohl der Burgwardparochie als auch der Kolonistenpfarre.

In ähnlicher Weise vollzog sich Stadtwerdung und Pfarrsprengelbildung in Beelitz. Am rechten Ufer der Nieplitz lag das Dorf Beelitz mit seinen 30 Ritterhufen und am linken Ufer fußabwärts Markendorf mit 18 Hufen. Die Bezeichnung Ritterhufen deutet darauf hin, daß das Dorf Beelitz den Charakter eines bürgerlichen Suburbiums der ritterlichen Burginsassen hatte. Schon Sebald hat die zutreffende Vermutung ausgesprochen, daß sich aus diesen beiden Dörfern die Stadt entwickelt hat<sup>69)</sup>. In ihrem Weichbilde lagen ferner Neuendorf, Grenzfel, Mertensdorf, deren Eingemeindung vom Ende des 14. Jahrhunderts an erfolgte<sup>70)</sup>.

Der Pfarrsprengel Beelitz bildete sich wohl gleichzeitig mit der Besitzergreifung des Stützpunktes nach dem Muster der Burgwardparochie mit Grenzfel als Dotaldorf. Die lehns herrlichen Rechte des Pfarrers sind hier zwar nicht urkundlich bezeugt, aber es liegen hier dieselben Rechtsverhältnisse vor wie in Sernow. „Die Grenzfehlfen geben den Sichern zu Brandenburg Pacht und Zins und dem Pfarrer eine jede Hufe 2 Viertel Roggen, aber keinen Zehnt“<sup>71)</sup>. Die in den Ritterhufen gelegene Pfarr-Dos von zwei Hufen wurde, als die Besiedlung des Landes einsetzte, samt dem Scheffelkorn in Lühndorf, Schäpe und Seddin<sup>72)</sup> zur Dotationsmasse der Pfarrei Beelitz geschlagen, so daß sich folgendes Bild der Pfarreinkünfte ergibt:

| Feldmark       | Art der Dotation           | Beleg                       |
|----------------|----------------------------|-----------------------------|
| 1. Grenzfel    | Fixierte Kornabgabe        | Pf. A. Beelitz I, 2         |
| 2. Beelitz     | 2 Pfarrhufen und Kornzehnt | K. A. Beelitz Litt. a Nr. 1 |
| 3. Markendorf  | Kornzehnt                  | wie 1                       |
| 4. Mertensdorf | Scheffelkorn               | wie 2                       |
| 5. Neuendorf   | Scheffelkorn               | wie 2                       |
| 6. Lühndorf    | Scheffelkorn               | wie 2                       |
| 7. Schäpe      | Scheffelkorn               | wie 2                       |
| 8. Seddin      | Scheffelkorn               | siehe Anm. 73.              |

In Saarmund kam es nicht mehr zur Bildung burgwardparochialer Elemente. Anfangs nur eine Grenzbefestigung am Zusammenfluß von Nuthe und Saare<sup>74)</sup> am rechten Flußufer<sup>75)</sup>, entstand kurz darauf eine deutsche Siedlung im Schutze der Burg. Mit den deutschen Siedlern entstand die Pfarrei mit der dem kleinen Umfang der Feldmark<sup>76)</sup> angemessenen Dos von nur einer Hufe sowie den Korn- und Flachszehnt<sup>77)</sup>. Für die Bildung einer Dorf-Dos wie in Treuenbrietzen und Beelitz fehlte es einerseits an einem dafür in Frage kommenden Dorf, andererseits war der Zeitraum zwischen der Inbesitznahme der Burg und der Gründung der deutschen Siedlung zu kurz, als daß es zu einer Burgwardparochie hätte kommen können. Das Bedürfnis nach einer Pfarrei entstand erst mit den deutschen Siedlern, und diese gaben ihr von vornherein das Gepräge einer Kolonistenpfarre.

Während der Ansatz zur Städtebildung in Golzow und Saarmund und die allmähliche Stadtwerdung Werders keine vom Typus der Kolonistenpfarre abweichenden Formen der Pfarrausstattung zeigt, tragen Treuenbrietzen und Beelitz Züge der Burgwardparochie an sich. Aus dieser Beobachtung heraus etwa kirchliche Organisation in der Ostzauche vor Einsetzen der Kolonisation zu behaupten, verbietet sich einfach durch die politische Lage im 12. Jahrhundert. Der geringe Umfang des Zehntbezirks der städtischen Pfarreien unterstreicht noch die Annahme, daß die Pfarrsprengelbildung nicht vor der Besitzergreifung des Landes erfolgt sein kann. Vergleicht man die Pfarrausstattungsätze der an der Linie Belzig—Saarmund liegenden Städte miteinander, so ergibt sich von Südwesten nach Nordosten eine stete Verringerung der burgwardparochialen Elemente. Sie geben einen Maßstab ab für die zeitliche Differenz zwischen Besitzergreifung und Durchsiedlung des Landes. In Niemeck konnte noch ein ausgehnter Zehntbezirk entstehen<sup>78)</sup>, innerhalb dessen bei der späteren Besiedlung selbständige Pfarreien entstanden. Innerhalb der Urfarrei Treuenbrietzen, dessen Zehntbezirk längst nicht die Größe der uns bekannten Burgwardparochien angenommen hatte, ist es nur bei Nieder-Werbig zur Exemption gekommen. Die einsetzende Kolonisation brachte bald Elemente der Kolonistenpfarre in die Dotationsmasse. In Beelitz war die Zeitspanne zwischen Pfarrsprengelbildung und Besiedlung noch geringer, so daß der Zehntbezirk sehr klein war und Exemptionen nicht stattfanden. In Saarmund vollends bildete sich die Pfarrei erst mit den deutschen Siedlern.

1) Ferner ist Mune unberücksichtigt geblieben. Riedel (I, S. 251) nimmt an, daß die Pfarrei Mune in der Nähe von Göhlisdorf zu suchen sei. Nach dem Wortlaut der Urkunde von 1234 (Riedel A VIII 148: „... ecclesiam in Mune cum ecclesia in Golsdorf cum villis et decimis et omnibus pertinentiis suis.“) wäre Göhlisdorf mit Beidörfern eine Filia von Mune gewesen. Beides aber widerspricht dem Tatbestand. Göhlisdorf war eine selbständige Pfarrei (vgl. Nr. 13 der Tabelle I) und hatte keine Beidörfer. Um das im Lande Jüterbog gelegene Göhlisdorf kann es sich auch nicht handeln, weil dieses in der Urkunde von 1234 an anderer Stelle bereits aufgeführt wird. Da eine Wüstung in Göhlisdorfs Gemarkung (vgl. Flurnamenverzeichnis der Göhlisdorfer Feldmark in Hist. Verein Brandenburg Festschrift S. 197 f.) nicht bekannt ist und Mune nur einmal 1234 erwähnt wird, ist anzunehmen, daß der Text der Urkunde verdorben ist. — 2) Riedel A IX 449. — 3) K. A. Treuenbrietzen Litt. d Nr. 1 (1600). — 4) K. A. Beelitz Litt. f Nr. 1. — 5) Vgl. S. 56. — 6) Landbuch S. 202. —

7) Riedel A X 392. — 8) K. A. Altstadt Brandenburg Gen Nr. 1. — 9) K. A. Neustadt Brandenburg Litt. a Nr. 1. — 10) Curschmann S. 434. — 11) Vgl. S. 55. — 12) Vgl. S. 59. — 13) Riedel A X 382. — 14) Landbuch S. 219: 60 Hufen. — 15) Je 24 Dorfhufen, je 1 Pfarrhufe (Landbuch S. 215, 216). — 16) Riedel A X 385. — 17) Landbuch S. 222. — 18) Riedel A X 131. — 19) Vgl. S. 59. — 20) Riedel A VII 469. — 21) Riedel A VIII 134. — 22) Riedel A VIII 156. Ergänzt wurde diese Begnadung durch die Kirchenordnung von 1380, nach der Patrone, falls sie den Nachlaß ihres Pfarrers einziehen, bei erfolgter Vakanz kein Präsentationsrecht mehr genießen sollen (Riedel A VIII 326). — 23) Mylius I, 1, S. 266 f. — 24) Vgl. Hass in FBPG 1914. — 25) Riedel A X 392. — 26) Riedel A X 178. — 27) G. St. A. Rep. 47, 3, M. A. 22. — 28) Riedel A IX 293. — 29) Riedel A X 389; auch noch 1600 (K. A. Altstadt Brandenburg Gen. Nr. 2). — 30) Riedel A XI 487. — 31) Riedel A X 379; auch noch 1575 (K. A. Altstadt Brandenburg Gen. Nr. 1). — 32) Riedel A X 390. — 33) Riedel A X 382 f., 390. — 34) Riedel A X 386, 393. — 35) K. A.

Beelitz Litt. f. Nr. 1. — 30) G. St. A. Rep. 47 Pfarrbesetzungen 1672–1778 M. A. 76. — 37) Bd. II S. 46 ff. — 38) H. F. Schmid S. 170. — 39) Die ältesten Zeugnisse für Zehntdritteln in der Zauche sind: Riedel A X 188: „In Namiz duas partes decimarum dedit Nobertus Episcopus Brandenburgensis“ (1204); Riedel A XXIV 328: „(Aufzählung von Dörfern Lehnins) ... tertia parte mansorum eiusdem excepta“ (1217). — In den Visitationsmatrikeln der Zauche findet sie bei Kemnitz 1541 Erwähnung: „... hat den Kornzehnd als den Dreyssigsten mandel“ (Riedel A X 390). Belegstellen für die gesamte Mark Brandenburg bei H. F. Schmid S. 172 Anm. 2. — In jüngeren Vermögensnachweisen der Pfarreien wird die Tricesima allenthalben genannt und zugrunde gelegt. Vgl. auch „Ordnung und Satzung“ von 1558: „18. Und do sie dem Pfarrer kornzehnt zu geben schuldig, soll der Pfarrer macht haben, an welchem Ende des stücks es jme gelegen, anzufangen umb die 30. mandel zu zelen, ...“ (Mylius I, 1, S. 267). — 40) S. 170 f. — 41) Curschmann S. 331. — 42) S. 139. — 43) Riedel A VIII 102. — 44) Jeserig (Riedel A X 386), Gr. Kreutz (Landbuch S. 219), Plötzin (Landbuch S. 193), Litzkendorf (Landbuch S. 221), Elsholz (Landbuch S. 210), Schönefeld (Landbuch S. 188). — 45) Landbuch S. 217; Riedel A X 388. — 46) Deetz (Landbuch S. 217), Radel (Landbuch S. 216), Glindow (Landbuch S. 221), Kammer (Landbuch S. 222). — 47) Deetz und Radel 1190 (Riedel A X 182); Glindow vgl. S. 34. Für Kammer fehlt ein entsprechender Beleg. — 48) H. F. Schmid S. 50. Hier auch Belegstellen. — 49) Riedel A X 383. — 50) Riedel A X 395. — 51) MG LL sect. II. Capitularia reg. Franc. I. S. 69: „15. Ad unamque ecclesiam curte et duos mansos terrae pagenses ad ecclesiam recurrentes condonant, et inter centum viginti homines, nobiles ingenuis similiter et litos, servum et ancillam eidem ecclesiae tribuant.“ — 52) Riedel A X 397. Die Matrikeln von 1575 und 1600 wiederholen dies Rechtsverhältnis (K. A. Altstadt Brandenburg Gen. Nr. 1 bzw. K. A. Neustadt Brandenburg Litt. g. Nr. 1). — 53) Riedel A X 382. — 54) Mylius I, 1, S. 268 f. — 55) K. A. Beelitz Litt. f. Nr. 1. — 56) Mylius I, 1, S. 445. — 57) v. Brünneck S. 108 f. — 58) Pf. A. Beelitz XIII, 3. — 59) Zwar wird ein Vogt in Golzow genannt (Riedel A X 239): „Compositio Rufonis Grife, advocati in Golzow marchionis Ludwici, ...“, Kühns S. 113 hegt aber Zweifel an der Existenz einer Vogtei Golzow, weil sie nur einmal erwähnt wird. — 60) Riedel A X 233. — 61) Riedel A IX 357. — 62) Budorf 1290 (Riedel A IX 352). Ob die in der gleichen Urkunde genannten Heidehufen einem ehemaligen Dorf gehörten, bleibt fraglich. Sernow 1301 (Riedel A IX 354). Darbrietzen 1311 (Riedel A IX 356). Die Neuendorfer Hufen, deren Eingemeindung in die Stadt schon in den Anfängen städtischen Lebens erfolgt sein muß (Fidicin III, 3, S. X), werden von Heffter (S. 310) irrthümlich mit der Gemarkung des Dorfes Kaul identifiziert, das jedoch bei Wriezen a. O. lag

(Riedel A XII 418). — 63) Riedel A IX 339. — 64) Riedel A IX 354: „... quod discreti viri consules et universitas civium in Bricena villam dictam Sarnowe nostre ecclesie in Bricena adherentem ad predictam civitatem Bricene transmutarunt salvo omni jure nostro ac successoris nostri ita tamen ut nobis jure ecclesie jam dicte Bricene ac successorii nostro de omnibus, que quondam Burgenses nobiscum placitaverunt, integraliter satisfiat, super quo assensum nostre bone voluntatis addimus omnibus de premissis.“ — 65) Riedel A IX 446: „Dise Pfarr hat auch etliche Pacht und Zinse zw Manlehen zu verleihen.“ Die Pfarre Treuenbrietzen war auch Lehnsherr über Werbig und Jeserig. — 66) Über die Vereinigung Klausdorfs an das Kloster Zinna, vgl. Hoppe (Zinna) S. 137. Ebenda Bestimmung des Termins der Wüstwerdung (1426–1452) in Verbesserung der Angaben bei Pischon Urkundensammlung S. 14 f. — 67) Es ging 1428 in den Besitz der Stadt Treuenbrietzen über. Schon 1375 (Landbuch S. 208) hatten verschiedene Bürger der Stadt beachtliche Gerechtsame in dem Dorf. — 68) Siedler S. 133 ff.; Schrader S. 17. — 69) Sebald: Brevarium Historicum 1655 S. 691. — Pf. A. Beelitz I, 2; auch Siedler S. 98. — 70) Die Neuendorfer Hüfnerschaft bildete bis 1873 eine von den Ritterhüfnern getrennte Ackergemeinschaft. (Bernhard Elsler: Das Protokollbuch der Neuendorfer Hüfnerschaft in Beelitz. Beelitz 1932). Grenzel vor 1472 (Gley S. 155). Mertensdorf und Seddin 1408 (Riedel A IX 483). Seddin blieb als selbständiges Dorf bestehen. — 71) Pf. A. Beelitz I, 2. — 72) Seddin lag schon 1375 in der Einflußsphäre der Stadt. Mehrere Beelitzer Bürger nahmen beträchtliche Nutzungsrechte an dem Dorfe wahr; außerdem heißt es: „Hans Schulte predictus (prefectus in Beelitz) habet iudicium supremum cum servicio curruum a marchione“ (Landbuch S. 209 f.). Über das Parochialverhältnis des Dorfes sind wir erst seit 1527 (Curschmann S. 402) unterrichtet, wonach es bereits ein Filial von Stücken war. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß sich diese Filialität in der Landnahmezeit gebildet hat. Schlumkendorf wäre die nächstliegende Pfarrei gewesen. — 74) Luda S. 73. — 75) Daher rechnet Saarmund im Landbuch S. 40, 64, zum Teitow. — 76) Nach Fidicin (III, 3, S. XII) nur 10 Hufen. Der Saarmunder Elbruch wurde erst nach Anlegung des Königsgrabens und Regulierung der Nuthe in der Mitte des 18. Jahrhunderts zur Gemarkung Saarmund gerechnet. — 77) K. A. Potsdam I Litt. I. Nr. 1 (Visitationsmatrikel 1576). — 78) H. F. Schmid S. 97. — Die Größe dieses Bezirks hat in der kürschsichischen Visitation von 1530 ihren Niederschlag gefunden. Während das Pfarrereinkommen an Scheffeln Korn in Brück nur insgesamt 140 Scheffel (St. A. Dresden Loc. 10 600 Bl. 16 a) und in Belzig 262 Scheffel (St. A. Dresden Loc. 10 598 Bl. 203 ff.) beträgt, erreicht es in Niemegk ohne das Filial Neuendorf die Höhe von 428 1/2 Scheffel (St. A. Dresden Loc. 10 598 Bl. 214 a).

## VII. Das Zusammenlegen von Pfarreien

Im Neuland der Kolonisation glaubte man, die im Herkunftslande der Siedler bewährten Rechtsgewohnheiten einfach auf die neuen Verhältnisse übertragen zu können. Mochte man einen stärkeren Zustrom an Siedlern erwartet oder in die Ertragsfähigkeit des Bodens größere Hoffnungen gesetzt haben, mochte eine zu klein bemessene Feldmark den Lebensraum eingeengt oder die Abgelegenheit von einer Straße die Entwicklung gehemmt haben, kurz, nicht nur slawische Siedlungen verödeten, sondern auch deutsche Kirchdörfer wurden wüst. Die mit den wüst gewordenen Kirchen verbundenen Einkünfte wurden zur Verbesserung des Stelleneinkommens der nächstgelegenen Pfarrkirche zugewiesen, ein Vorgehen, das dem geltenden Kirchenrecht entsprach<sup>1)</sup>.

Als Rokitz zwischen 1375 und 1378 wüst wurde<sup>2)</sup>, wurde die Dotationsmasse der Pfarrei Prützke überwiesen<sup>3)</sup>. Infolge Wüstwerdens von Litzkendorf<sup>4)</sup> und Kammerode<sup>5)</sup> fand eine Kumulierung der kirchlichen Vermögensmassen dieser Dörfer in der Pfarrei Bliesen<sup>6)</sup> statt. Die Visitationsmatrikel von 1541 erwähnt nur die Pfarr-Dos von Kammerode<sup>7)</sup>; in einem Nachtrag zur Matrikel von 1575 heißt es hingegen: „Item hatt noch 2 Hufen auff der feldtmarck Kammerode, beackert die selbst . . . und 3 hufen uff der Liezendorfschen Feldtmarck, hatt die aussgethan“<sup>8)</sup>. Die 34 Hufen des nach 1375 wüst gewordenen Dorfes Ficksdorf wurden zu Wittbrietzen gelegt; die Pfarre Wittbrietzen genoß die Tricesima von den Wüstungshufen, wie aus dem ungewöhnlich hohen Kornzehntertrag wahrscheinlich wird<sup>9)</sup>. Da mit dem Wüstwerden einer Pfarrei auch das Rechtssubjekt erloschen war, wurden die Vermögenskomplexe des wüst gewordenen Sprengels mit der Dos der die Wüstung übernehmenden Pfarrei verbunden.

Eigenartig liegen die Verhältnisse bei der Vereinigung der Pfarreien Plötzin, Stargesser und Plessow. Im Jahre 1264 erwarb das Domkapitel das am Kleinen Plessower See gelegene

Stargesser mit 30 Hufen<sup>10)</sup>. Bald danach wurde es wüst; seine Feldmark wurde zu Plötzin gelegt, als dessen Beiland 1624 18 Hufen erscheinen. Laut Visitationsmatrikel von 1541<sup>11)</sup> besteht die Pfarrausstattung von Plötzin aus „drei Dorff hufen und eine wuste hufe“; in letzterer werden wir die Pfarr-Dos von Stargesser zu erblicken haben. Der hohe Kornzehntertrag von 8 Wispeln verstärkt unsere Annahme, daß die gesamte Pfarr-Dos von Stargesser an die Pfarrei Plötzin gefallen ist. Nun hatte schon lange vor 1287 eine Vereinigung der Pfarreien Stargesser und Plessow stattgefunden. In diesem Jahre vereinigte Bischof Heidenreich die Kirche zu Plessow mit der zu Plötzin<sup>12)</sup>. Wäre die Wüstwerdung von Stargesser mit der Filialierung von Plessow gleichzeitig erfolgt, so hätte in der Filialisationsurkunde von 1287 auch die Rechtsnachfolge der Pfardotation der Wüstung Stargesser geregelt werden müssen. Das Schweigen der Urkunde über den Verbleib des Pfarrvermögens von Stargesser legt die Annahme nahe, daß dieses Dorf bald nach 1264 wüst geworden ist und mit Plötzin vereinigt wurde. Eine Zusammenlegung mit Plessow kam nicht in Frage, weil das Domkapitel wegen der Gefahr der Entfremdung der Dotationsmasse kein Interesse daran haben konnte, die Pfarr-Dos von Stargesser einer Kirche beizulegen, an der es kein Patronatsrecht ausübte. Vielmehr war es bestrebt, das Einkommen seiner eigenen Patronatskirchen, wozu Plötzin gehörte, zu vermehren. Plessow wird also nach dem Wüstwerden Stargessers eine Zeitlang wieder selbständige Pfarre geworden sein, bis es 1287 ebenfalls mit Plötzin vereinigt wurde.

Diese Pfarrvereinigung ist nicht die einzige gewesen. Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an mehrten sich die Nachrichten über das Zusammenlegen der Benefizien. Welche Ursache führte diese kirchlichen Rechtsakte herbei? Infolge des Bestrebens, in jedes deutsche Kolonisationsdorf eine Pfarre zu legen, war das Land mit Pfarreien übersättigt worden. In der Folgezeit ergab sich, daß das Einkommen der einzelnen Pfarre nicht ausreichte, um einen Pfarrer darauf zu erhalten<sup>13)</sup>, und da trotz hinreichender Anwärtschaft, die Nachfrage nach dörflichen Pfarrstellen immer geringer wurde, ging man daran, die Benefizien zu vereinigen, um überhaupt eine seelsorgerliche Betreuung der Dorfgemeinden zu gewährleisten<sup>14)</sup>. Wie dürftig die Lebensverhältnisse des Landpfarrers waren, zeigen deutlich die Inventarangaben der Visitationsmatrikeln<sup>15)</sup>.

So nimmt es auch nicht wunder, wenn uns das Vikarienwesen, d. h. die Sitte, daß der Pfründeninhaber die Pfarrpflichten durch einen Stellvertreter gegen geringes Entgelt versehen ließ<sup>15)</sup>, nur in drei bezeichnenderweise gut dotierten Pfarreien bezeugt ist. Der Domkellner Johannes von Milow wurde 1303 Pfarrer von Langerwisch<sup>16)</sup>, wird aber das Amt selber nie ausgeführt haben<sup>17)</sup>. Ebenso verhielt es sich mit dem Domherrn Hentzo von Gersdorff, der auf Präsentation Karls IV. 1374 Pfarrer an St. Marien in Treuenbrietzen wurde<sup>18)</sup>, mit dem Domherrn Johannes Cassel, der am 12. 3. 1413 in Treuenbrietzen, vermutlich als Pfründeninhaber, genannt wird, im August desselben Jahres aber schon als magister et rector noviciorum nec non divum juvenum ibi existentium in Brandenburg fungierte<sup>19)</sup>, mit dem Domherrn Nicolaus von Klitzing, dem durch päpstliches Mandat vom 10. 12. 1401 das Vikariat an St. Marien zu Beelitz übertragen wurde<sup>20)</sup>, wie auch endlich mit Paul Czychow, dem Kalixt III. 1455 gleichzeitig drei Pfründen, nämlich die St. Marienpfarrkirche zu Beelitz, den St. Martin-Altar im Magdeburger Dom und ein Kanonikat in St. Marien ad gradus zu Mainz providierte<sup>21)</sup>.

Die zu vereinigenden Pfarreien erfuhren eine *unio per subjectionem*, d. h. das eine Benefizium wurde Mater, zu der das andere als *ecclesia filialis* in ein Abhängigkeitsverhältnis trat. Während bei der Übernahme von wüsten Pfarreien eine Fusionierung der Dotationsmassen stattfand, blieben die Vermögen noch bestehender Pfarreien bei deren Vereinigung getrennt. So konnte dann bei späterer Veränderung des Filialverhältnisses die Dotation der Filia ohne schwierige Auseinandersetzung mit der bisherigen Mutterkirche in den neuen Parochialverband übergehen. In gleicher Weise blieben auch die kirchlichen Einkünfte derjenigen Dörfer getrennt, die seit jeher Filialen gewesen sind; ja sie werden in den kirchlichen Lagerbüchern<sup>22)</sup> sogar als Pfarreien bezeichnet, obwohl sie niemals den Charakter einer eigenen Parochie gehabt haben. Es sollte damit nur die Zweckbestimmung des der Pfarre zu-

ständigen Vermögens angegeben werden. Schwierigkeiten ergaben sich nur, wenn etwa zum Zwecke von Neugründungen ein Teil der Feldmark ausgeschnitten wurde und nun zwei Gruppen zur Aufbringung der Pfarreinkünfte verpflichtet waren. Dieser Fall trat in der Zauche während des Mittelalters nicht ein, wohl aber im 18. Jahrhundert anlässlich der Gründung von Freienthal auf der Feldmark Damelang. Die langwierige Auseinandersetzung des Pfarrers Köpke in Radel mit der Kriegs- und Domänenkammer in den Jahren 1754–1759<sup>23)</sup> endete, wie aus einer Aufstellung Köpkes von 1789<sup>24)</sup> hervorgeht, damit, daß Damelang 1 Wispel 15 Scheffel an die Pfarre abführte und das Amt Lehnin 9 Scheffel Meßkorn erstattete, so daß der Pfarrei Radel die 2 Wispel Scheffeln Korn der Matrikel von 1541 aus Damelang erhalten blieben<sup>25)</sup>.

Der Zeitpunkt der Vereinigung der Pfarreien ist neben wirtschaftlichen Notwendigkeiten weithin durch die Patronatsverhältnisse bestimmt gewesen. Mehr als die Hälfte aller in der Zauche während des Mittelalters vereinigten Pfarreien stand unter dem gleichen Patronat. Wenn sich auch der Termin der Vereinigung in den meisten Fällen nicht erweisen läßt, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß viele Vereinigungsakte erfolgten, als beide Pfarreien unter dasselbe Patronat kamen<sup>26)</sup>. Ob dies aus Fürsorge für die Pfarrer geschah oder aus Habsucht in der Hoffnung, die Dos der Filialkirche zum Areal des Gutes schlagen zu können, läßt sich nicht immer klar entscheiden.

In der nachstehenden Tabelle sind die Pfarrvereinigungen, die bis 1540 in der Zauche erfolgten, zusammengefaßt. Wo das Jahr der Vereinigung nicht beurkundet ist, wird die jeweils älteste Urkunde, die den Vollzug der Vereinigung meldet, als Beleg angeführt.

In der Reformationszeit wurden neben einigen weiteren Pfarreien sämtliche Hilfspriester- und Altaristenstellen<sup>27)</sup> in den Städten aufgehoben sowie die Klöster und Stifte aufgelöst, so daß die Zahl der aktiven oder notfalls zu aktivierenden Seelsorgekräfte noch mehr zusammenschrumpfte.

Tabelle II. Die Pfarrvereinigungen bis 1540

| Lfd. Nr. | Mater           | Ecclesia filialis | Jahr | Mutmaßlicher Vereinigungstermin | Beleg                                   |
|----------|-----------------|-------------------|------|---------------------------------|---|
| 1.       | Bliesendorf     | Kammerode         |      | vor 1527                        | Curschmann S. 434                       |
| 2.       | Bliesendorf     | Litzkendorf       |      | bald nach 1375                  | Landbuch S. 221, Riedel A X 392         |
| 3.       | Bochow          | Göhlsdorf         |      | vor 1527                        | siehe Nr. 1                             |
| 4.       | Elsholz         | Rieben            |      | vor 1527                        | Curschmann S. 400                       |
| 5.       | Elsholz         | Schönefeld        | 1540 |                                 | Riedel A IX 450                         |
| 6.       | Golzow          | Pernitz           |      | vor 1459                        | Riedel A VIII 418 f.                    |
| 7.       | Golzow          | Kammer            |      | 1529–1541                       | Curschmann S. 434, Riedel A X 395       |
| 8.       | Jeserig         | Gollwitz          |      | 1459–1527                       | Riedel A VIII, Curschmann S. 434        |
| 9.       | Neu-Langerwisch | Alt-Langerwisch   | 1287 |                                 | Riedel A VIII 176                       |
| 10.      | Netzen          | Michelsdorf       |      | 1442–1527                       | Riedel A X 277, Curschmann S. 434       |
| 11.      | Phöben          | Kemnitz           |      | vor 1459                        | siehe Nr. 6                             |
| 12.      | Plötzin         | Stargese          |      | 1264–1287                       | siehe S. 61                             |
| 13.      | Plötzin         | Plessow           | 1287 |                                 | siehe S. 61                             |
| 14.      | Saarmund        | Bergholz          |      | vor 1527                        | Curschmann S. 402                       |
| 15.      | Schalach        | Brachwitz         |      | vor 1459                        | siehe Nr. 6                             |
| 16.      | Schmerzke       | Göttin            |      | 1389–1459                       | Riedel A VIII 361, Riedel A VIII 418 f. |
| 17.      | Stargese        | Plessow           |      | vor 1287                        | siehe S. 61                             |
| 18.      | Stücken         | Fresdorf          |      | vor 1459                        | siehe Nr. 6                             |
| 19.      | Treuenbrietzen  | Nichel            |      | vor 1459                        | siehe Nr. 6                             |

1) Lappe in Zs. f. Rechtsgesch. Kan. Abt. 1913 S. 198, 218 f. — 2) siehe S. 58. — 3) Riedel A XI 487: „Hat vor Alters diser Pfarrer jerlich von der Retzger velt marcke gehabt den Zehenden mit zweien hufen.“ — 4) 1375 (Landbuch S. 221) und 1450 (Schoßregister) sind die Angaben so kurz, daß man annehmen muß, daß das Dorf schon in der Auflösung begriffen war. — 5) Zeitpunkt des Wüstwerdens unbekannt; 1375 (Landbuch S. 200) noch unversehrt. — 6) Riedel A X 392. — 7) K. A. Altstadt Brandenburg Gen. Nr. 1. — 8) Riedel A X 449: „... hat den kornzehend, kan ungewerlich den uff 6 W. genisen.“ — 9) Riedel A VIII 185. Gley S. 50 hält Stargese zu Unrecht für eine slawische Siedlung und gibt als Beweis die bereits reduzierte Hufenzahl von 18 Hufen nach dem Schoßkataster von 1624 an. Er hat nicht nur die Urkunde von 1264, sondern auch die von 1287 (Riedel A VIII 179) übersehen, nach der Stargese Pfarrdorf gewesen ist. — 10) Riedel A X 388. — 11) Riedel A VIII 179: „... ecclesiam Plesowe, que quondam de villa Stargese nunc destructa extitit filia, subjecimus et adunivus ecclesie in Plotsin.“ — 12) Notiz im Prokurationsregister von 1527 ff. zur Pfarrei Schlunkendorf: „Obiit in paupertate.“ (Curschmann S. 400). — 13) So in Schönefeld 1541 (Riedel A IX 450): „Nachdem sich aber ein Pfarrer davon nicht mögen erhalten, Ist sie einem Altaristen zw Belitz jn curam gethan, Itzund aber vor einem Jhar

haben die von Schlarnsdorff solchs zur Pfar gen Elsholtz gelegt.“ — 14) Riedel A X 394: „Der Itzige Pfarrer (von Golzow) hat in seinem anziehen auf dise Pfar pro Inventario nichts befunden, weil er dan ehelich Ist und den visitatoren sein armut clagt, Ist Ime der Inventari verlassen. Datzu wollen die Leutte zeugen 6 kandel Zinen, 6 Schussel und 1 Spanbett. Soll also stets pro Inventario bei der Pfar bleiben.“ — 15) Lindner S. 33 f. — 16) Riedel A VIII 196. — 17) 1304 ist er bereits ohne Amtsbezeichnung (Riedel A VIII 199). 1314 Abgesandter des Brandenburger Domkapitels in Rom (Riedel A VIII 211). — 18) Abb u. Wentz S. 102. — 19) Abb u. Wentz S. 137. — 20) Abb u. Wentz S. 135. — 21) Vatikanische Regesten, abgedruckt in Jb. br. KG. 1931 S. 5. — 22) Diese wurden erstmalig für Westfalen und den Regierungsbezirk Potsdam angelegt auf Grund des Ministerialerlasses vom 8. 12. 1859. (Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung 1860 S. 38). — 23) G. St. A. Prov. Brandenburg Rep. 40 Berlin P. I. Sup. Neustadt Brandenburg Lehnin Nr. 1. — 24) K. A. Neustadt Brandenburg Mitt. 1 Nr. 1. — 25) Riedel A X 392. — 26) Eine Untersuchung über die Geschichte der Gutsherrschaften in der Zauche könnte zu genaueren Terminbestimmungen der Pfarrvereinigungen führen. — 27) Über Bezeichnung und Rechtsstellung derselben vgl. Lindner S. 39 ff.

## VIII. Das Fabrikgut der Kirche

Neben das Benefizialvermögen der Pfarrei trat von Anfang an das Fabrikgut der Kirche als selbständiges Rechtssubjekt. Für die sächlichen Bedürfnisse der Kirche an Brot, Wein und Kerzen werden kleine, den Bedürfnissen der Kirche entsprechende Ackerflächen — oft Wiesen und in die Verhufung nicht einbegriffene Reststücke von Plänen — zum Nutzen der Kirche bereitgestellt worden sein. Daß, wie aus der Schenkungsurkunde Ottos II. von 1187 hervorgeht<sup>1)</sup>, ein ganzer Dorfteil für den Kerzenbedarf und die Belange der Küsterei zur Verfügung gestellt wurde und daß die Kirche zu Glinde 1375 eine Hufe besaß<sup>2)</sup>, gehört gewiß zu den Ausnahmen. Fabrikvermögen in Höhe von einer Hufe und mehr hatten nach den Visitationsakten außerdem noch Alt-Langerwisch<sup>3)</sup>, Fresdorf<sup>4)</sup>, Plötzin<sup>5)</sup>, Werder<sup>6)</sup> und St. Marien in Treuenbrietzen<sup>7)</sup>, die beiden letzten möglicherweise schon zur Zeit der Landnahme. Wie bei der zweiten Kirchenvisitation von 1558 verzeichnet wurde, hatte Jacob von Rochow die infolge Einführung der lutherischen Lehre überflüssig gewordene Monstranz der Kirche von Groß-Kreutz an sich genommen und ihr dafür eine Hufe wiederkäuflich abgetreten<sup>8)</sup>.

Es hat den Anschein, daß das Fabrikvermögen durch Stiftungen aus irgendwelchen ersten Anlässen allmählich vergrößert wurde. Der Pachtzins wurde teils in Korn und Heu, teils in Geld, teils aber auch in Wachs und Wein erstattet. Nach den Visitationsmatrikeln besaßen die Kirchen zu Grebs, Netzen, Neuendorf, Schmertzke, Schönefeld und Stücken zur Wachsgewinnung eigene Bienenstöcke; die St. Marienkirche zu Treuenbrietzen besaß einen Weinberg<sup>9)</sup>, ebenso Werder<sup>10)</sup>, und die Kirche zu Stücken unterhielt einen Weingarten auf dem Kirchhof<sup>11)</sup>. Die Kirchen von Bochow, Caputh, Göttin, Grebs, Kemnitz, Michelsdorf und Michendorf ließen einige Schafe auf der Brache weiden. Außerdem hingen bei einer nicht geringen Anzahl von Kirchen Wachsernten teils an gewissen Höfen<sup>12)</sup>, teils am ganzen Dorf<sup>13)</sup>. In Wust hatte die Kirche 2 Pfund Wachs von einem See<sup>14)</sup>, in Phöben 3 Pfund Wachs von drei und 9 Groschen von zwei Wehren<sup>15)</sup>, in Kemnitz 6 Groschen Zins von dem Wehr<sup>16)</sup>. In Schmertzke trat der Pfarrer bei der zweiten Visitation selber als Pachtanwärter auf den Kirchenacker auf<sup>17)</sup>.

Zu den Pertinentien des Fabrikvermögens gehörte auch das „Heilige Gut“. Es umfaßte eine Kossätenhofstelle mit dem dazugehörigen Land, nicht aber den gesamten Kirchenacker, der, wie bereits erwähnt, verschiedenen Vermächtnissen seine Entstehung verdankt. Daß das heilige Gut zumeist ein Kossätenhof war, ergibt sich aus dem Einkommensverzeichnis der Kirche zu Göhlisdorf von 1541: „... hat den fleischzehend uffm Cothessen hoff hat, 10 gr. vom heiligman“<sup>18)</sup>. Bei der zweiten Visitation ist „vom heiligman“ durchstrichen und hinter der Hofbezeichnung „Tewes Span“ eingefügt worden. Noch deutlicher wird dies, wenn wir die auf dem heiligen Gut ruhenden Lasten in Dörfern der westlichen Zauche mit den entsprechenden Dörfern der östlichen Zauche vergleichen, wo diese Bezeichnung „Heiliger Mann“ und „Heiliges Gut“ völlig fehlt.

| Ort         | Text   | Beleg                        |
|-------------|--|------------------------------|
| Krielow     | ... hat ein heilig man, gibt vor einer wisen und Land 1/2 schock und den Zehend an fleisch.                              | Riedel A X 385               |
| Zauchwitz   | ... Hatt auch ein Cossethen Hoff bekommen vom hoff und Wiesen 1 Thaler, haben auch den fleischzehend auf demselben hoff. | K. A. Beelitz Litt. f. Nr. 1 |
| Groß-Kreutz | ... hat 1 heiligman, gibt jährlich 24 gr. Zins.  | Riedel A X 390               |
| Rieben      | ... jtem hatt ein Cossaten, von demm bekommppt das gotshaus 1 thaler schoss.   | Riedel A IX 450              |

Über die rechtliche Stellung des Kirchenguts und den Pflichtenkreis seines Besitzers gibt die Visitations-

matrikel von Reckahn 1541 Aufschluß: „... hat ein heiligman, gibt 15 gr. von seinem gut, hat die kirch den Dinst vom heiligen man. Item gibt auch von einer gere 8 gr., gibt keine Zinse, sollen es derwegen einem andern aus thun und die Retardation von Ime einmahnen“<sup>19)</sup>. Wir entnehmen hieraus, daß an dem der Kirche gehörenden Hof die Verpflichtung des Kirchendieneramtes hing. Da der zur Hofstelle gehörige Acker den Besitzer meist nicht ernähren konnte, pachtete er in einem gesonderten Rechtsakt die übrigen Kirchenackerstücke hinzu und war somit in der Regel der Generalpächter der Kirche, sofern nicht der Patron einige Landstücke an sich nahm wie in Jeserig und Krahne<sup>20)</sup>. Das Kirchengut und die Ländereien der Kirche hatte der „heilige Mann“ nur in Zeitpacht inne. Das geht nicht nur aus dem Reckahner Einkommensverzeichnis der Kirche hervor, sondern erhellt auch aus den Verhältnissen in Plessow. Hans von Rochows Witwe hatte nach der Korrektur der zweiten Kirchenvisitation den der Kirche gehörenden Hof gegen eine Leistung von Brot und Wein an sich genommen. Die Visitatoren verlangten nun, sie solle „derwegen sovil als andere davon geben oder dem gotshaus denselben abtreten“<sup>21)</sup>. Beanstandet wurde also nicht die Inbesitznahme des Kirchenguts durch den Patron an sich, sondern nur die Vorenthaltung der auf dem Kirchengut ruhenden Last. Der Passus: „sovil als andere“ unterstreicht noch die Tatsache, daß das Kirchengut nicht an ein Erbpachtverhältnis gebunden war, sondern in Zeitpacht vergeben wurde.

Über die Verwaltung des Fabrikvermögens kann für die Zauche nur wenig gesagt werden. Allein in Treuenbrietzen, der am reichsten dotierten Kirche unseres Untersuchungsgebietes, sind 1330 als Verwalter des Fabrikgutes zwei provisores genannt<sup>22)</sup>. In Beelitz werden 1370 „Vorratsleute“ erwähnt<sup>23)</sup>, 1454 „gotteshusleute“<sup>24)</sup>. Nun ist jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß hinsichtlich der Beteiligung der Gemeindeglieder an der Verwaltung des Kirchenguts für die Diözese Brandenburg ähnliche Statuten herausgegeben wurden, wie sie für den Magdeburger, Havelberger und Meißner Sprengel bestanden<sup>25)</sup>. Wann es in den einzelnen Dorfgemeinden zur Heranziehung laikaler Elemente für die Vermögensverwaltung kam, hing jeweils von den örtlichen Bedürfnissen ab. Solange die Vermögenswerte noch gering waren und gegensätzliche Interessen zwischen Pfarrer und Gemeinde nicht obwalteten, lag die Verwaltung der Pfarr-Dos und des Kirchenvermögens gemeinsam in der Hand des Pfarrers, der wohl auch — besonders in der Anfangszeit — für die Beschaffung der sächlichen Bedürfnisse der Kirche an Brot, Wein, Kerzen und Paramenten Sorge trug. Als das Kirchengut sich durch Stiftungen und Vermächtnisse vermehrte und das Interesse der Gemeinde an der aus ihrer eigenen Mitte stammenden Vermögensmasse wuchs, trat das Amt der vitrici, procuratores oder altermanni in Erscheinung<sup>26)</sup>. In den Gemeinden der Zauche finden wir die Namen Kirchväter oder Vorsteher<sup>27)</sup>, zumeist aber Gotteshausleute.

Die Frage, durch wen sie bestellt wurden und wem sie verantwortlich waren, ist völlig ungeklärt. Es muß daher offen bleiben, ob sie von der Gemeinde gewählt, vom Patron eingesetzt oder vom Bischof berufen wurden. Aus den zitierten Urkunden, insbesondere den Akten der ersten und zweiten Kirchenvisitation geht nur hervor, daß sich das den Gotteshausleuten obliegende Amt darauf erstreckte, den Kirchenacker zu verpachten, das Kirchenvermögen vor Minderung oder Verlust der Nutznießung zu bewahren und das Kirchengut vor widerrechtlichen Übergriffen, insonderheit der Patrone, zu schützen.

1) Riedel A VIII 116: „... Tertia pars ville prememorata (Plötzin) ad luminaria tantum et ad reliqua custodie necessaria immutabiliter devolvenda est.“ — 2) Landbuch S. 221. — 3) K. A. Potsdam I Litt. g Nr. 1: „Hatt ein Keich und zwu hufen landes geben jährlich 8 sch. Rogken wan die ausgethan werden.“ — 4) K. A. Beelitz Litt. f Nr. 1. — 5) Riedel A X 388.



— 6) Riedel A X 379. — 7) Riedel A IX: „... hat 1 hufen, wirdt Jerlich vornudt, hat Jerlich davon 8 schfl. Rocken 3 schfl. hafern 3 gr. Zins 3 Altte schock midgelt. Hat noch von einer hufen die Andres Kop hat 8 schfl. Rocken 3 schfl. hafern 2 gr. Zins.“ — 8) Riedel A X 390. — 9) Riedel A IX 447: „... Hat einen Weinberg hat die Jahr 11 virdel weins getragen, wirdt vornudt und alweg von einem virdel 1 fl. midt gelt geben.“ — 10) Riedel A X 379. — 11) K. A. Beelitz Litt. f Nr. 1. — 12) Riedel A X 388: „(Damsdorf) hat 4 Pfd. wachs von Zween Buden.“ — 13) Riedel A X 382: „(Gildow) ... hat 3 Pfd. wachs, gibt Ider.“ — 14) Riedel A XI 437. — 15) Riedel A X 383. — 16) Riedel A X 390. — 17) Riedel A X 381: „... Weil dann der acker ubel gemist wirdt, und kann uber auffgewandte uncosten nichts erubern, Sollen es die-

jenn auffhun und dasselbe dem pfarrer vor andern umb 55 huerliche Pacht lassen.“ — 18) Riedel A X 388. — 19) Riedel A X 397. — 20) Riedel A X 386 f. bzw. 397. — 21) Riedel A X 389. — 22) Riedel A IX 381. — 23) Riedel A IX 400. — 24) Riedel A IX 400 f. — 25) Belege bei H. F. Schmid S. 193. — 26) H. F. Schmid S. 185 f.; dort weitere Literaturangaben. — 27) 1541 betr. Beelitz. K. A. Beelitz Litt. a Nr. 1: „... Es haben auch die Kirchvetter vor 100 Jharen ein vertrag Zwischen den Vorsteher und Pfarrer aufgericht, des Opfers halb so auff die Walfarth gefall unter andern des Inhalts das von den Vorstehern, dem Pfarrer solchs Opfers Jerlich 2 f. sollen gereicht werden. Weigern sich itzo die Vorsteher die Jhar dem Pfarrer zugeben, Ist derhalb mit Im geredt worden.“ — Plötzin 1541 Riedel A X 388. — Schlalach 1541 Riedel A IX 448.

## IX. Reformatorische Regungen in der Zauche vor dem Übertritt Joachims II

Daß die reformatorische Bewegung in unserem Untersuchungsgebiete früher Eingang fand als in anderen Teilen der Mark Brandenburg lag an der unmittelbaren Nähe von Kursachsen, dem Ausgangslande der Reformation. Durchreisende und Studenten, ausgetretene Mönche und Wanderprediger werden den Dörfern und Städten der Zauche den Geist, der von Wittenberg ausging, vermittelt haben. Als im Oktober 1517 — noch vor Luthers Thesenanschlag — der Dominikaner Tetzel in Beelitz erschien, war das Geschäft so uneinträglich, daß er geäußert haben soll, es müßten hier gar fromme Leute oder verzweifelte Buben sein<sup>1)</sup>. Trotz der Veröffentlichung des Wormser Edikts von 1521 in der Kurmark und der Androhung harte Bestrafung für seine Übertreter im Jahre 1524 durch den strengen, am Alten festhaltenden Kurfürsten Joachim I. scheute sich der Pfarrer von Wittbrietzen Peter Zepernick<sup>2)</sup>, durch seine persönliche Beziehung zu Luther schon längst dem Wittenberger Geiste zugetan und anscheinend durch seinen Patron, Kaspar von Köckeritz, gedeckt<sup>3)</sup>, schon 1525 keineswegs, in seiner Pfarochie im Sinne der Reformation zu wirken. Als 1525 Treuenbrietzen eine Stadtordnung erhielt<sup>4)</sup>, forderte der Kurfürst Joachim I. ausdrücklich die Erhaltung des alten Kirchenwesens. Er mußte wohl befürchten, daß der Einfluß des nahen Wittenberg zu aufrührerischen Exzessen, vielleicht zu sozialen Umtrieben führen könnte, wie das fünf Jahre später in Stendal geschehen ist<sup>5)</sup>. Wie stark dieser Einfluß war, zeigt die Tatsache, daß nach dem Ableben des streng katholisch orientierten Kurfürsten Joachim I. die Stadt Treuenbrietzen im Jahre 1537 das dem Domstift zu Tangermünde zustehende Patronatsrecht auf vier Jahre pachtete<sup>6)</sup>, so daß der Rat der Stadt nach dem Tode des bereits lutherisch eingestellten Pfarrers Simon Frödemann<sup>7)</sup> den von Luther empfohlenen Magister Johann Böhme<sup>8)</sup> als ersten evangelischen Pfarrer berufen konnte. Der Revers, den dieser bei Übernahme des Pfarramts unter dem 12. 7. 1538 ausstellte, betont bereits bei aller Achtung der rechtlichen Verpflichtungen gegen den Bischof von Brandenburg durchaus den evangelischen Standpunkt. 1537 wirkte Bartholomaeus Hansko<sup>9)</sup> als heftiger Verfechter der lutherischen Lehre in Saarmund. Obwohl Saarmund zum Leibgedinge der Kurfürstenwitwe Elisabeth gehörte, in dessen Pfarreien die Einführung der Reformation zugestanden wurde, so mußte er doch aus politischen Rücksichten — er hatte den Erzbischof Albrecht von Mainz, den Bruder Joachims I.<sup>10)</sup>, persönlich angegriffen — in Haft genommen werden.

Mit diesen vereinzelt protestantischen Regungen, die sich in der Zauche vor dem Übertritt Joachims II. zur Reformation bemerkbar machten, sind die Nachrichten über den Einfluß des Wittenberger Geistes erschöpft. Andererseits fehlt es nicht an Widerständen gegen die kirchlichen Neuerungen besonders im höheren Klerus. Die Seele des Widerstandes in der Zauche waren vor allem der Abt von Lehnin und das Brandenburger Domkapitel. Während der Widerstand des schon vom Alter gedrückten Abtes Valentin nur haltend war<sup>11)</sup>, suchte das Domkapitel in seiner Einflußsphäre den lutherischen Geist von vornherein zu bannen. Es sah sich veranlaßt, in den Dienstenden der Plebanen bei der Besetzung von Pfarreien domstiftischen Patronats die Verpflichtung aufzuerlegen, am hergebrachten Ritus festzuhalten und keine Neuerungen einzuführen<sup>12)</sup>. Die Spitze gegen den reformbereiten Bischof Matthias von Jagow<sup>13)</sup> und die vorbeugende Initiative gegen den jungen Kurfürsten sind unverkennbar. Dieser aber richtete seine konfessionelle Haltung weniger nach religiösen Grundsätzen als vielmehr nach den politischen Notwendigkeiten aus, und als die kirchlichen Führer der Mark Brandenburg auf dem Landtage von 1540, also nach dem Übertritt des Kurfürsten zur lutherischen Lehre, in „der Prelathen und Geistlichen Artikel“<sup>14)</sup> gegen die Durchführung der Reformation Verwahrung einlegten, war es bereits zu spät. Die Kirchenhoheit war in der Staatshoheit aufgegangen.

<sup>1)</sup> Vgl. W. Hoppe: Luther u. die M. Br.: Jb f. br. Ldg. 1950 S. 49 ff. — Heidemann S. 77; Schneider S. 28. — <sup>2)</sup> Fischer Bd. II/2: S. 991; geb. Luckenwalde, 1525–1554 Pfarrer in Wittbrietzen. — <sup>3)</sup> Luther widmete ihm die Auslegung des 111. Psalms im Jahre 1530. (Luthers Werke — Walchsche Ausgabe 5. Theil. S. 1532 ff.) — <sup>4)</sup> Riedel A IX 440: „... das alle und jegliche einwohner unser stadt Treuenbrizen sich alter gewöhnlicher löblicher Ordnung und Aufsatzung der heiligen Christlichen Kirchen wie unser aller vorfahren und Eltern gethan mit Vasten, beten, almosen und andren guten Werken halten.“ — <sup>5)</sup> Heidemann S. 167 ff. — <sup>6)</sup> Riedel A IX 444. — <sup>7)</sup> gest. 1537. Vgl. Anm. 5: „... her Simon Frödemans sel. Pfarrers zum förderlichsten alss seine nachgelassene Wittwe ...“ — <sup>8)</sup> Riedel A IX 445. Johann Böhme 1537–1541 Oberpfarrer in Treuenbrietzen (Fischer Bd. II/1 S. 71). — <sup>9)</sup> Allg. Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates. Berlin 1830 Bd. III S. 74; Heidemann S. 189 f. — <sup>10)</sup> Vgl. H. Gredy: Kardinalerzbischof Albrecht II. von Brandenburg in seinem Verhältnis zu den Glaubenserneuerungen. (1891). — <sup>11)</sup> Anlässlich der Visitation des Klosters Lehnin weigerte er sich, die neue Kirchenordnung vor der Rückkehr des Kurfürsten vom Regensburger Reichstag trotz der reformatorischen Haltung fast des gesamten Konvents anzunehmen (Riedel A X 399). <sup>12)</sup> So in Schmertzke unter dem 6. 3. 1536. (D. A. Tit. VI litt. A Nr. 1). — <sup>13)</sup> Joh. Gebauer: Beiträge zur Geschichte des Matthias von Jagow, Bischofs von Brandenburg, 1526–1544. (Jb. br. KG. 1907). — <sup>14)</sup> Friedensburg S. 103.

## X. Das Jahrhundert der Visitationen

Durch die reformatorische Bewegung brach der Apparat der bisherigen kirchlichen Verfassung und Verwaltung zusammen. Hatten die kursächsischen Teile des Bistums Brandenburg, d. h. die Kirchen der bischöflichen Sedes Wittenberg, Belzig und Zerbst, geschlossen die Prokuration an den Bischof von Brandenburg verweigert<sup>1)</sup>, so erfuhr die benachbarte Zauche das Wehen einer neuen Zeit in Gestalt von Kirchengutentfremdungen seitens der adligen Patrone, sei es, daß sie der Pfarre den Zehnt vorenthielten<sup>2)</sup>, sei es, daß sie bei längeren durch die Umwälzungen bedingten

Vakanzen nicht nur Gelegenheit nahmen, die Interkalarrüchte einzuziehen, sondern sich auch die stiftungsgebundenen Vermögenswerte von Pfarre und Kirche aneigneten<sup>3)</sup>. Der Grund dieses Vorgehens ist freilich nicht, wie Gebauer will<sup>4)</sup>, in evangelischer Gesinnung zu sehen, sondern in der Habsucht der Patrone, die die entstehende Verwirrung zur Bereicherung ihres Besitzes benutzten. Außerdem hatte das kirchliche Benefizium infolge Umsichgreifens des Präbendenwesens<sup>5)</sup> seine „geistliche Pertinenzqualität“<sup>6)</sup> verloren und war zu einer von den Amtspflichten unabhängigen

Rente herabgesunken. Billige Kräfte versahen kümmerlich den kirchlichen Dienst, während die Pfundeneinhaber ein sorgloses und unproduktives Dohnendasein führten. Seelsorgeamt und materielle Gegenleistung waren auseinandergefallen<sup>7)</sup>.

Hiermit sind nun schon die Aufgabenbereiche der ersten Kirchenvisitation bezeichnet, deren Regulativ die von Weinlöben 1540 verfaßten 15 „Artikel belangende der Kirchen und geistliche Güter“ war<sup>8)</sup>. Es galt einmal, die in Unordnung geratenen kirchlichen Besitzverhältnisse nach dem Rechtsgrundsatz: *Beneficium datur propter officium*, zu reformieren, sodann für geeignete Amtsträger zu sorgen und nicht zuletzt den ganzen kirchlichen Apparat auf den Kurfürsten als Repräsentanten auch der Kirchenhoheit auszurichten.

Bei der Amtsbesetzung wurde die Rechtskontinuität gewahrt. Der bisherige Pfarrer von Schmergow wurde für untauglich befunden und Peter Heß 1541 zum Pfarrer verordnet. Als der Abt von Lehnin in seiner Eigenschaft als Patron sich weigerte, den designierten zu präsentieren, baten die Visitatoren den Bischof von Brandenburg um dessen Institution<sup>9)</sup>. Dieses Vorgehen entspricht den kanonischen Bestimmungen des Devolutionsrechts<sup>10)</sup>, wonach der Kirchenobere bei der Amtsbesetzung an die Stelle des sich veräumendenden Kollators tritt. Die Annahme einer im Interesse der Seelsorge widerrechtlichen Ausschaltung des Abts von Lehnin — so Herold<sup>11)</sup> — trifft also nicht zu.

Es ist das Verdienst Herolds<sup>12)</sup>, Vorgeschichte und Verlauf der ersten Kirchenvisitation der Mark Brandenburg erschöpfend dargestellt zu haben, und so rekapitulieren wir kurz die Visitationsvorgänge in der Zauche. Im Frühjahr 1541 erschienen die kurfürstlichen Visitatoren in Brandenburg und visitierten die Kirchen der Alt- und Neustadt Brandenburg sowie wohl auch die Pfarreien, an denen der Rat der Neustadt Brandenburg das Kollaturrecht besaß, d. h. in der Zauche die Dörfer Gollwitz, Prützke und Wust. Anschließend verhandelte die Visitationskommission um den Sonntag Reminiscere 1541 mit dem Domkapitel<sup>13)</sup> und beschied nach Brandenburg die Pfarrer der Kirchen domstiftischen Patronats. Die Pfarrer von Schmerzke und Plötzin mögen erschienen sein; bei dem von Neu-Langerwisch ist anzunehmen, daß er nach Beelitz zur Visitation zitiert wurde. Die Zweitschriften der Matrikeln der zu dieser Pfarre gehörenden Dörfer befanden sich wohl in einem Heft mit den Matrikeln von Saarmund, Bergholz und Wildenbruch und sind verlorengegangen.

Der Visitationsabschied für das Kloster Lehnin ist vom 24. 5. 1541 datiert<sup>14)</sup>. Dort wurden die Dörfer klösterlichen Patronats visitiert. Es muß nun offen bleiben, ob die nicht klösterlichen Dörfer der westlichen Zauche, in denen hauptsächlich den Rochows die Kollation zustand, ebenfalls in Lehnin oder anderwärts — vielleicht in Brandenburg — visitiert worden sind. Weder die Matrikelabschriften noch die Briefkonzepte Weinlöbens vermögen diese Frage zu klären.

Von Lehnin reisten die Visitatoren nach Treuenbrietzen. Aus dem Anmeldegeschreiben ersehen wir, daß die Kommission aus 10 Personen und 2 Pferden bestand, für die der Rat der Stadt gegen Erstattung der Unkosten Quartier besorgen sollte<sup>15)</sup>. Hierüber wurden auch die Dörfer Brachwitz, Buchholz, Deutsch-Bork, Elsholz, Rieben, Schilach, Schönefeld und Wittbrietzen zur Visitation entboten. Möglicherweise wurden hier auch die Dörfer der kurbrandenburgischen Exklave Meinsdorf visitiert. Die Visitationsverhandlungen fanden mit dem Abschied vom 29. 5. 1541 ihren Abschluß<sup>16)</sup>.

Auf der Rückreise nach Berlin visitierte die Kommission am 31. 5. 1541 die Stadt Beelitz nebst den zur Stadt gehörenden Filialdörfern Lühsdorf und Schäpe sowie den umliegenden Pfarreien Schlunkendorf, Stücken und Zauchwitz<sup>17)</sup>. Es steht auch außer Zweifel, daß die Vertreter der Pfarreien Neu-Langerwisch, Saarmund und Wildenbruch, deren Matrikeln uns weder im Original noch in einer Zweitschrift erhalten sind, in Beelitz zur Visitation erschienen sind.

Welche Einrichtungen wurden nun durch die Beauftragten des Landesherrn in die neue Ordnung übernommen und was ging im Strudel der Ereignisse unter? Es hätte im Zuge der Entwicklung zu einer zentralen Staatsgewalt gelegen, wenn die kirchlichen Benefizien aus ihrer örtlichen Abschnürung herausgenommen und in einem Staatskirchenfonds vereinigt worden wären. Die bunte Verschiedenartigkeit der Gefälle, die noch naturalwirtschaftliche Gebundenheit des größten Teils der kirchlichen Vermögenswerte, die Unmöglichkeit, diese flüssig zu machen, und nicht zuletzt das Fehlen eines für die Verwaltung dieser Werte geeigneten Be-

amtentums, haben die Zentralisierung des kurmärkischen Kirchenguts verhindert. So blieb denn das Benefizium den einzelnen Kirchen erhalten, und es war ein Hauptanliegen der Visitatoren, die teils durch unmäßige Forderungen des höheren Klerus, teils durch patronatliche Machtüberschreitung unsicher gewordenen alten Rechte wiederherzustellen und die Besoldung des kirchlichen Amtsträgers zu sichern.

Aus ähnlichen Gründen mußte das Patronat erhalten bleiben. Infolge der ungeheuren Verschuldung des Kurfürsten war es unmöglich, die Patronatsrechte abzulösen und dazu noch dessen Pflichten, soweit sie materiell betont waren, zu übernehmen, wenngleich dadurch dauernde Eigenmächtigkeiten gegen ein einheitliches Kirchenregiment sanktioniert wurden. Die Nachrichten über die ersten beiden Visitationen zeigen allorts deutlich, wie hart die Visitatoren mit den Patronen aufeinander prallten. Beschränkten sie sich in der ersten Visitation der Zauche im Jahre 1541 in kluger Einschätzung ihrer tatsächlichen Macht und aus der allgemeinen konservativen Haltung des Reformwerks darauf, auf gutlichem Verhandlungswege oder im Schriftwechsel die Patrone zur Wiederherstellung der alten Rechtsordnung zu bewegen, so konnten sie bei der Überprüfung dieser Visitation im Jahre 1558 weit schärfere Töne anschlagen. So wurde Dietrich von Rochow wegen der widerrechtlichen Aneignung des Zehnts und der Dotalhufen auf der wüsten Feldmark Rokitz 1541 „geschrieben, davon abzustehen“, 1558 wurde er, weil die Sache noch nicht geklärt war, „vor die Visitatores zitiert“<sup>18)</sup>. Als Hans von Rochow der Pfarre Bliesendorf den Zehnt der Wüstung Kammerode vorenthielt, ist 1541 „dorumb gebetten, denselben der pfarre widerumb zuzuwenden“<sup>19)</sup>; als die von Happe das Trechwitz Pfarrhaus ohne Entschädigung in Besitz nahmen, wurde 1558 „inen aufgelegt, sich mit dem pfarrer derwegen zu vertragen“<sup>20)</sup>.

Diese Beispiele lassen sich mehr. Sie erweisen deutlich die Stärkung der kurfürstlichen Kirchenhoheit, besonders als seit 1543 im Konsistorium zu Cölln eine ständige Kirchenbehörde entstanden war. Gleichwohl gelang es den Visitatoren nicht immer, ihren Willen durchzusetzen. Unter dem Vorwande, das Domkapitel zu Brandenburg habe das Einkommen des Kirchspiels Götting, das „über lang vorweilte Zeit“ Filia von Schmerzke gewesen war, dem dortigen Pfarrer vorenthalten, unterstellte Dietrich von Rochow Götting der Pfarre zu Krahn kraft seines vermeintlichen Patronatsrechts. In Erkenntnis dieses Rechtsmißbrauches forderten die Visitatoren 1541 die Wiederherstellung des alten Zustandes<sup>21)</sup>, jedoch ohne Erfolg. Der darüber entbrannte Rechtsstreit zwischen Rochow und dem Domkapitel war 1558 noch nicht beigelegt, wie aus dem Vermerk der Visitatoren in der Matrikel von Götting hervorgeht: „... seindt die part vor das Consistorium gewisen“<sup>22)</sup>. Erst aus der Matrikel von 1575 erfahren wir, man habe sich „dahin vortragen, das der Pfarrer zu Schmerzke und der Pfarrer zu Krahn diese Kirche einen Sonntag umb den anderen bestellen sollen und theilen das Einkommen gleich“<sup>23)</sup>. Dieser rechtlich anfechtbare und seelsorgerlich unmögliche Zustand währte indes, bis laut Vergleich vom 4. 8. 1708<sup>24)</sup> vereinbart wurde, daß Götting solange von Krahn versorgt werden sollte, als Gollwitz bei Schmerzke bliebe; bei etwaiger Umpfarrung oder Vorsebständigung von Gollwitz sollte Götting wie vordem wechselweise von Krahn und Schmerzke versorgt und die Einkünfte geteilt werden, was aber, als Gollwitz 1854 selbständige Pfarre wurde, nicht eintrat. Götting blieb Filial von Krahn, und Rochow hat sich im Enderfolg gegen die Visitatoren behauptet.

Die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg hat die geistlichen und jurisdiktionellen Rechte des Bischofs von Brandenburg unangetastet gelassen, weil dieser positiv zu den Neuerungen stand. So erschien er auch in den ersten Jahren als Kontrahent der Visitationen neben dem Kurfürsten<sup>25)</sup>. Er ließ sich durch Beauftragte bei den Visitationsverhandlungen vertreten. Die Geistlichen der Diözese Brandenburg wurden angehalten, dem Bischof Gehorsam zu zollen und die üblichen Abgaben zu leisten. So heißt es im Visitationsabschied 1541 für Treuenbrietzen: „Es sollen auch Pfarrer, Caplan, Schule und andere Geistlichen alhier unsern gnedigsten Herren den Bischoff zu Brandenburg als ihren ordinarien gebürlich erkennen und S.F.G. von der Pfarre und Geistlichen Lehn die gewöhnliche Procuration nicht weigern“<sup>26)</sup>.

Bald jedoch wurden die bischöflichen Befugnisse hinsichtlich der *potestas ordinis* vom Generalsuperinten-

den, hinsichtlich der *potestas jurisdictionis* vom Konsistorium übernommen. Wie schnell sich die Dinge wandelten, geht aus folgender Gegenüberstellung hervor: Die „Priester und Pfarrer in sede Beilitz“, die vom Domkapitel der Vorenthaltung von Synodaticum und Cathedraticum beschuldigt wurden, stellten mit Schreiben vom Oktober 1541 die Ursache des Verzugs fest, baten den Kurfürsten um Erlaß des Vorwurfs des Ungehorsams — sie wollten um keinen Preis „widder E.C.F.G. bruchlich“ erscheinen — und erklärten sich zahlungswillig<sup>27)</sup>. Zwei Jahre später aber verweigerte Michael Coswig, Pfarrer zu Treuenbrietzen, dem Bischof die Prokuration mit der Begründung, mit der Fusionierung der Lehen im gemeinen Kasten sei seine Forderung gegenstandslos geworden<sup>28)</sup>.

So konservativ die Visitatoren auf der einen Seite bestrebt waren, althergebrachte Rechtsordnungen in die sich neu bildende Kirche zu übernehmen, so entscheidend führten sie andererseits Veränderungen herbei, wenn ihnen die obwaltenden Umstände bei der Durchführung und Sicherung des Reformwerks hinderlich waren. Wegen Versäumnis der Patronatspflichten und wegen arger finanzieller Bedrückung der Pfarrer wurde dem Stiftskapitel auf dem Schloß zu Tangermünde das Patronat über die Pfarre zu Treuenbrietzen und dem St. Lorenzkloster in der Neustadt Magdeburg das Patronat über die Pfarre Beelitz entzogen und beide Patronate dem Kurfürsten vereinigt. Auf Betreiben des kurfürstlichen Rates Weinlöben überließ der Kurfürst 1546 der Stadt Treuenbrietzen das Patronatsrecht über die Pfarre<sup>29)</sup>. Die Patronate des Klosters Lehnin erledigten sich von selbst, als der Abt Valentin starb und Kurfürst Joachim II. am 4. 12. 1542 die Huldigung der Klosteruntertanen entgegennahm<sup>30)</sup>. Dementsprechend findet sich in den Matrikeln der Dörfer, in denen das Kloster Lehnin das Patronat ausübte, mit Ausnahme von Jeserig und Trechwitz, das an die Happs übergegangen war, die Korrektur: „Unser gnedigster Herr“.

Die an den Nebenaltären der Stadtkirchen hängenden Lehen und Stiftungen wurden bei der ersten Visitation im „Gemeinen Kasten“ zusammengelegt und anderen Bestimmungen zugeführt; insonderheit wurde mit den darin zusammenfließenden Kapitalien die Besoldung derjenigen Kapläne sichergestellt, die zur seelsorgerlichen Unterstützung des Pfarrers im Amte belassen wurden.

Bis zur Reformation waren in Treuenbrietzen zwei Kapläne neben dem Pfarrer tätig, der diese zu unterhalten hatte. Die Visitatoren entschieden dahin, daß ein Kaplan genüge<sup>31)</sup> und beharrten bei ihrer Entscheidung trotz des Antrags des Pfarrers auf Einrichtung einer zweiten Kaplanstelle<sup>32)</sup>, zumal durch eine lebenslängliche Rente von jährlich 10 Gulden an Matthias Barz, der das Lehen der Heiliggeistkapelle innehatte<sup>33)</sup>, der gemeine Kasten ohnehin schon in seiner Leistungsfähigkeit beeinträchtigt war. Weiterhin verfügten sie, daß, falls Pfarrer und Rat die Indienststellung eines zweiten Kaplans — besonders wegen der Versorgung von Nichel — für notwendig erachten würden, dieser jährlich vom Pfarrer 10 Gulden, den Mehrbetrag des ausgesetzten Gehalts aber aus dem gemeinen Kasten erhalten solle<sup>34)</sup>. Nach dem Visitationsabschied von 1575<sup>35)</sup> hatte der erste Kaplan 60 Gulden und 2 Wispel Korn, halb Roggen, halb Gerste, der zweite Kaplan 40 Gulden und das gleiche Körnergefälle an jährlichem Einkommen.

In ähnlicher Weise vollzog sich die Fusion der geistlichen Lehen in Beelitz. Den Visitatoren lag eine leider nicht vollständige Einkommensaufstellung der geistlichen Stiftungen vom Jahre 1538<sup>36)</sup> aus der Feder des Pfarrers Kaspar Woldenscheer<sup>37)</sup> vor.

Daß diese von der Kommission benutzt wurde und die Verhandlungsgrundlage bei der Visitation abgab, geht aus den Bemerkungen hervor, die Weinlöben in die Aufstellung eingetragen hat. Es wurde festgesetzt, daß der Pfarrer und der Rat der Stadt Beelitz vier Pfarrer, zwei vom Rat und zwei von der Gemeinde, zu Vorstehern des gemeinen Kastens bestellen sollen, in dem folgende Lehen zusammenflossen:

| Bezeichnung des Lehens                             | Kollation      |
|--|----------------|
| 1. Das Einkommen der Pfarrkirche                   | Kurfürst       |
| 2. Das Einkommen der Nikolai-Kapelle               | —              |
| 3. Das Lehen Corporis Christi                      | Rat zu Beelitz |
| 4. Das Lehen Georgii                               | Rat zu Beelitz |
| 5. Commenda Crucis                                 | Schützengilde  |
| 6. Commenda Exulum                                 | —              |
| 7. Das Einkommen der Schneidergilde <sup>38)</sup> | —              |
| 8. Commenda Kalendarum                             | Kurfürst       |
| 9. Das Lehen Catharinae                            | Kurfürst       |
| 10. Das Lehen Petri                                | Kurfürst       |

Im einzelnen wurde angeordnet, daß aus dem Einkommen der Klendengilde die Unkosten der Begräbnisse Landfremder und der Unterhalt des Bestattungszubehörs gedeckt und daß aus dem Lehen Catharinae, Petri und des Kaland jährlich 20 Gulden an die Universität Frankfurt überwiesen werden sollen. Weiterhin wurde die verzinssliche Anlegung der angefallenen Kapitalien verfügt<sup>39)</sup> und die Kastenvorsteher zur regelmäßigen Unterstützung der Armen, Kranken und Invaliden mit Geld und Naturalien angehalten.

Die Einrichtung einer Kaplansstelle in Beelitz wurde erst in die Wege geleitet, als im Jahre 1554 der Rat der Stadt den Kurfürsten bat, die Pfarre Schlunkendorf, die 1541<sup>40)</sup>, vielleicht schon nach 1529<sup>41)</sup>, von Zauchwitz verwaltet wurde, nach dem Tode des Pfarrers Liborius Taube zum Unterhalt einer zu gründenden zweiten Pfarrstelle mit Beelitz zu vereinigen. Nach Fischer<sup>42)</sup> werden seit 1554 Pfarrer der Diakonatsstelle Beelitz genannt.

Die erste Visitation hatte wegen mannigfacher Ermittlungsschwierigkeiten so viel Rechtsbeziehungen unerledigt lassen müssen, daß sich 1558 der Kurfürst bewogen fühlte, eine neue Visitation anzuordnen. Die Instruktionsgrundlage für die Visitatoren war die „Ordnung und Satzung, wornach sich die Patronen, Pfarrern, Gotshausleuten und Gemeinden in denen Churfürstl. Brandenburgischen Dörfern in Geistlichen Sachen zurichten“ vom Jahre 1558<sup>43)</sup>. Als Verhandlungsgrundlage wurden die Akten der ersten Visitation benutzt, in deren Matrikelkonzepte Veränderungen und Nachträge hineingeschrieben wurden. Das ist das einzige, was wir aus dieser Visitation besitzen. Infolgedessen sind wir auch weder über ihren zeitlichen Verlauf noch über die personelle Zusammensetzung der Kommission, deren Seele wieder der Kanzler Weinlöben war, unterrichtet.

Als 1571 nach dem Tode des Markgrafen Johann die Neumark mit der Kurmark wieder vereinigt wurde, war der Zeitpunkt gegeben, für das ganze Land die Abfassung einer gemeinsamen Kirchenverfassung in Angriff zu nehmen. Das Ergebnis war die Visitations- und Konsistorialordnung von 1573<sup>44)</sup>. Sie fußt auf der nicht zur Veröffentlichung gelangten „Geistlichen Policey-, Visitations- und Konsistorialordnung“ von 1561<sup>45)</sup> und entnimmt einen großen Teil ihrer Rechtsbestimmungen der älteren Ordnung von 1558.

Der Befehl zur Visitation erging am „Montag nach Lätare“ (2. März) 1573<sup>46)</sup>; die Durchführung derselben zog sich jedoch wegen der verschiedensten Schwierigkeiten bis 1581 hin.

Allein für 1575 läßt sich ein vollständiger Reiseweg der Visitatoren nachweisen. Die Visitatoren<sup>47)</sup> begannen mit der Visitation von Mittenwalde, die am 3. 6. 1575 abgeschlossen war<sup>48)</sup>. Die Reise ging weiter über Zossen, Trebbin, Treuenbrietzen, wo sie ihre Arbeit am „Mittwoch nach Viti“ (26. Juni) abschlossen<sup>49)</sup>, nach Brandenburg Neustadt und Altstadt.

Aus den Visitationsmatrikeln der Dörfer ergibt sich im wesentlichen nichts Neues über ihre Parochialverhältnisse; sie sind vielfach gleichlautend mit den Konzepten der ersten und zweiten Visitation. Neu ist die Einrichtung der Inspektionen gemäß Artikel 9 der Visitationsordnung von 1573. Der Visitationsgedanke und die laufende Beaufsichtigung der im Lande verstreuten Pfarreien hat durch die Bildung von Inspektorsbezirken eine wesentliche Förderung erfahren.

Wie stand es vorher um die unteren kirchlichen Verwaltungseinheiten? Ein Zusammenschluß der Geistlichen eines kleineren Bezirks zu Capitula ruralia wie in Siebenbürgen<sup>40)</sup> läßt sich während des Mittelalters in der Zauche nicht erkennen. Die gesamte Unterteilung der Diözese Brandenburg in Bezirke der bischöflichen und archidiaconalen Verwaltung<sup>50)</sup> ging allein von der Zentrale Brandenburg aus und hatte, soweit wir erkennen können, keine Überordnung des Pfarrers im Sedes-Vorort über die übrigen Geistlichen des Bezirks im Gefolge. Aus der bischöflichen Beauftragung des Pfarrers von Beelitz zur Einführung des Johann von Milow als Pfarrer von Langerwisch im Jahre 1303 darf nicht auf eine geistlich oder juristisch begründete Amtsgewalt über die Sedes Beelitz geschlossen werden<sup>51)</sup>. Es entsprach wohl damaliger Gepflogenheit, die Einführung in die Amtsgeschäfte durch

einen benachbarten Pfarrer vornehmen zu lassen, ohne daß daraus übergeordnete Stellen hergeleitet werden können<sup>21)</sup>. Vielleicht war der Pfarrer von Beelitz und der von Prütze Vakanzverwalter und insofern mit den Geschäften besonders vertraut. Wohl mag sich aus der Versammlung der Sedes-Geistlichen bei den jährlich durch den Bischof oder seinen Vikar abgehaltenen Visitationen ein persönlicher Zusammenschluß der Pfarrer hier und da gebildet haben, eine kirchenrechtlich anerkannte Körperschaft ist jedoch daraus nicht entstanden.

Bei der Neuordnung der kirchlichen Verwaltung in der Reformationszeit behielt man zunächst die alte Sedeseinteilung bei. So wurde der Pfarrer von Wittstock anlässlich der auf Grund der kurfürstlichen Verordnung vom 10. 10. 1572 erfolgten Übersendung des „Corpus doctrinae Brandenburgicum“<sup>22)</sup> angewiesen: „... alle anderen Pfarrer sammt den Kirchvetern derselben Kirchen und Filialen, so unter ewern sede gesessen, zu euch bescheiden und mit vorlesung dieses unsers schreibens und befehls einem jeden auch eins der Bucher zustellen und dagegen 1½ fl. gut geld allsbald von ihm einfordern“<sup>23)</sup>.

Sah der Entwurf von 1561 noch eine „Superintendentz“ vor, die die Sedes Neustadt Brandenburg, Beelitz, Treuenbrietzen und Ziesar umfassen sollte<sup>24)</sup>, so verfügte die Visitationsordnung von 1573 eine Unterteilung der gesamten Mark Brandenburg in Inspektorsgebiete. Die Visitatoren wurden angewiesen, die Pfarrer größerer Städte zu Inspektoren der umliegenden Dörfer zu bestellen. Da die jeweilige Begrenzung der Inspektionen nicht verfügt wurde, bildeten sich die Bezirke auf Grund alter Gepflogenheiten und der örtlichen Lage, so daß sich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Pfarreien der Zauche folgendermaßen auf die Inspektionen verteilen:

| Inspektion     | Parochie  |
|----------------|---|
| Brandenburg    | Bliesendorf, Bochow, Deetz, Derwitz, Glindow, Golzow, Groß-Kreutz, Jeserig, Krahne, Netzen, Neuendorf/Brück, Phöben, Plötzin, Radel, Schmergow, Schmertzke, Werder. |
| Treuenbrietzen | Buchholz, Schialach, Treuenbrietzen, Wittbrietzen.  |
| Beelitz        | Beelitz, Elsholz, Neu-Langerwisch, Saarmund, Stücken, Wildenbruch, Zauchwitz.   |

Hatte die Visitation von 1575 in der Hauptsache das Anliegen, die Pfarreien auf die Visitations- und Konsistorialordnung von 1573 auszurichten und die Bildung der Inspektionen in die Wege zu leiten, so kam es in der Visitation von 1600 zuvörderst darauf an, den Lehrgehalt der lutherischen Orthodoxie sowohl gegen römisch-katholische Restbestände im Kirchenwesen als auch gegen das Eindringen kalvinistischer Anschauungen zur Geltung zu bringen. Während die Ankündigung des kurfürstlichen Entschlusses, die Visitation durchzuführen, vom 18. 10. 1599<sup>25)</sup> nur von der „reinen Lehre des heiligen Evangelii“ gesprochen hatte, forderte die Instruktion an die Visitatoren vom 9. 2. 1600 in Artikel 1 die Prüfung der Pfarrerschaft auf ihren lutherischen Bekenntnisstand und die ausdrückliche Verpflichtung auf das Konkordienbuch. Dementsprechend heißt es im Abschied für Beelitz<sup>26)</sup>, daß die Formula concordiae „Norma und Richtschnur solcher Lehre“ sei und daß „kein niedriger Irthumb, und sonderlich der einschleichende Calvinismus, nicht eingeführt“

werden dürfte. In ähnlicher Weise äußert sich der Abschied für Treuenbrietzen<sup>27)</sup>; außerdem werden darin die Dorfpfarrer ermahnt, fleißiger als bisher den Studien obzuliegen.

Was die rechtliche Seite der Visitation von 1600 betrifft, so bestimmte die Instruktion vom 9. 2. 1600 in Artikel 23 die Konsistorialordnung von 1573 zum Maßstab der Visitation. In der Verwaltung der Dorfpfarreien trat keine Veränderung ein; nur über Treuenbrietzen wird berichtet, daß „aus allerhand bedenkken“ die Gotteskisten beider Kirchen, St. Marien und St. Nikolai, zur besseren Leistungsfähigkeit zusammengelegt und zur Entlastung der Geistlichen auch das umfangreiche Pfarreinkommen<sup>28)</sup> in den Kasten geschlagen wurden, so daß nunmehr sämtliche kirchlichen Vermögenswerte und die jährlichen Gefälle in einem Fonds vereinigt waren.

Zum Verlauf der Visitation ist noch nachzutragen, daß im sofortigen Anschluß an die Instruktion die Kommission mit der Visitierung Berlins begann. Nachdem in der Zeit vom 2. 6. bis 6. 7. 1600 in geschlossener Folge Bernau, Spandau, Potsdam, Nauen, Rathe-now und Ziesar sowie die Dörfer der zu diesen Städten gehörenden Inspektionen visitiert waren, begaben sich die Visitatoren<sup>29)</sup> im September desselben Jahres erneut auf die Reise und unterzogen Brandenburg, Treuenbrietzen und Beelitz der Visitation<sup>30)</sup>.

Die kirchlichen Verhältnisse hatten sich am Ende des Reformationsjahrhunderts bereits so sehr konsolidiert, daß es gestattet ist, zum Schluß unserer Untersuchung eine Tabelle der Parochialverhältnisse nach der Visitation von 1600 darzubieten.

Tabelle III:

| Lfd. Nr. | Mater                                 | Filia                                       |
|----------|---------------------------------------|---|
| 1.       | Beelitz (Inspektorat)                 | Lühsdorf, Schäpe                            |
| 2.       | Beelitz (Diakonats)                   | Schlunkendorf, Kähnsdorf                    |
| 3.       | Bliesendorf                           | Ferch, Kanin, Busendorf, Klastow, Göhlsdorf |
| 4.       | Bochow                                |   |
| 5.       | Buchholz                              |   |
| 6.       | Deetz                                 | Götz  |
| 7.       | Derwitz                               | Krielow                                     |
| 8.       | Elsholz                               | Rieben, Schönefeld                          |
| 9.       | Golzow                                | Pernitz, Kammer                             |
| 10.      | Groß-Kreutz                           | Kemnitz                                     |
| 11.      | Jeserig                               | Trechwitz, Damsdorf                         |
| 12.      | Krahne                                | Reckahn, Mesdunk, Götting                   |
| 13.      | Netzen                                | Grebs, Nahmitz, Michelsdorf                 |
| 14.      | Neuendorf bei Brück                   | Wendisch-Bork, Reesdorf                     |
| 15.      | Neu-Langerwisch                       | Al-Langerwisch, Michendorf, Caputh          |
| 15a.     | (Neustadt Brandenburg St. Katharinen) | Prütze, Wust                                |
| 16.      | Phöben                                |   |
| 17.      | Plötzin                               | Plessow, Zolchow                            |
| 18.      | Radel                                 | Schwina, Damelang, Lehnin                   |
| 19.      | Saarmund                              | Bergholz                                    |
| 20.      | Schialach                             | Deutsch-Bork, Brachwitz                     |
| 21.      | Schmergow                             | Rietz, Gollwitz                             |
| 22.      | Schmertzke                            | Fresdorf, Tremsdorf, Schiaß, Seddin         |
| 23.      | Stücken                               |   |
| 24.      | Treuenbrietzen (Inspektorat)          | Nichel, Niebel                              |
| 25.      | Treuenbrietzen (Archidiakonats)       |   |
| 26.      | Treuenbrietzen (Diakonats)            |   |
| 27.      | Werder                                | Glindow, Petzow                             |
| 28.      | Wildenbruch                           | Kunersdorf                                  |
| 29.      | Wittbrietzen                          |   |
| 30.      | Zauchwitz                             | Körzin                                      |

1) Curschmann S. 394 ff. Dasselbst Bemerkung des Domkapitels zu den Rückständen: Tota sedes propter inobedientiam permansit in retardatis.“ — 2) Vgl. S. 48 f. — 3) So zog Joachim von Rochow die Pfarrhufen zu Kammer ein. (Herold in Jb. br. KG. 1925 S. 80). — 4) S. 5 f. — 5) Vgl. S. 60 f. — 6) Lehnert S. 29. — 7) Vgl. dazu die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts gebräuchliche Bezeichnung des Pfründeninhabers als Plebanus statt des älteren Sacerdos. (Lindner S. 33 f.). — 8) Riedel C III 471 ff. — 9) Riedel A X 402. — 10) Vgl. G. Ebers: Das Devolutionsrecht, vornehmlich nach katholischem Kirchenrecht. (1906). — 11) Jb. br. KG. 1925 S. 82 f. — 12) Jb. br. KG. 1925—1927. — 13) Riedel A IX 279 f. — 14) Riedel A X 399. — 15) Riedel A IX 446. — 16) Riedel A IX 454 ff. — 17) K. A. Beelitz Litt. a Nr. 1 — 18) Riedel A XI 487. — 19) Riedel A X 178. — 20) Riedel A X 387. — 21) Riedel A X 177 f. — 22) Riedel A X 397. — 23) K. A. Altstadt Brandenburg Gen. Nr. 1 — 24) K. A. Neustadt Brandenburg Litt. g. Nr. 1 — 25) Vielfach findet

sich in den Visitationsabschieden die Unterschrift: „Des Kurfürsten und Bischofs Visitatoren.“ — 26) Riedel A IX 467. — 27) G. St. A. Rep. 47 B 8—10 M. A. 192. — 28) Riedel A IX 462. — 29) Riedel A IX 463. — 30) Riedel A X 403. — 31) Sein Einkommen wurde auf 50 Gulden, 1 Wispel Roggen und ein Wispel Gerste festgelegt. (Riedel A X 454 ff.). — 32) Riedel A IX 460. — 33) Zur Dotierung dieser Kaplanei s. Urkunde des Kurfürsten vom 16. 11. 1440 bei Pischon Urkundensammlung S. 46: „... das wir ... zu des hiligen Geistes Capellen zur truwen Brietzen und dem Altaristen, der itzund dieselbe Capelle mit Gottes diensten versorget, und allen Altaristen, die dene dieselbe Capelle hinfürder zu ewigen Zeiten Besitzen und versorgen werden, einen Wispel korns in der Mollen vor unser Stadt Beilitz gelegen gnediglich vereinigt haben.“ — 34) Riedel A IX 458. Die Verwaltung dieses Fonds wurde in die Hände von vier Männern gelegt, und zwar einer vom Rat und drei von den Gilden. Folgende Lehen wurden auf diese Weise vereinigt: 1. Das Lehen Petri in St. Nicolai.

2. Das Lehen Mariae Magdaleneae in St. Nicolai. 3. Das Lehen Barbarae in St. Marien. 4. Das Lehen Levini et Thomae. 5. Das Lehen Catharinae primae missae. 6. Das Lehen Trium regum in St. Nicolai. 7. Das Lehen Crucis in St. Marien. 8. Das Lehen Corporis Christi in St. Nicolai. 9. Das Lehen Sixti et Laurentii. 10. Das Lehen Johannis Evangelistae. 11. Das Lehen Capellae St. Spiritus. 12. Das Lehen Gertrudis in der St. Gertrud-Kapelle. Die Lehen Jacobi, Michaelis und Apolloniae wurden mit Zustimmung des Bischofs zur Besoldung des Stadtschreibers bereitgestellt, wobei aber die Visitatoren den interimistischen Charakter dieser Einkommensverwendung betonten. — 35) Superintendentur-Archiv Treuenbrietzen — 36) K. A. Beelitz, Litt. a Nr. 1. Das Verzeichnis enthält die Namen der Lehen, der Leistungsverpflichteten und des Einkommens:

| Lehen                     | Erträge |         |         |                |
|---------------------------|---------|---------|---------|----------------|
|                           | Roggen  | Hafer   | Gerste  | Geld           |
| 1. Commenda Kalendarmum   | 30 Sch. | 6 Sch.  | 6 Sch.  |                |
| 2. Lehen Corporis Christi | 24 Sch. |         |         | 2 1/2 T. 3 gr. |
| 3. Commenda exulum        | 56 Sch. | 40 Sch. | 3 Sch.  |                |
| 4. Lehen Georgii          | 24 Sch. | 14 Sch. | 10 Sch. |                |
| 5. Commenda Crucis        | 2 Sch.  |         |         |                |

37) Fischer Bd. II/2 S. 977: geb ... 1496, gest. Beelitz 1563. Pfarrer in Beelitz seit ungefähr 1528. — 38) Weinlöben bemerkt in Woldenscheers Aufstellung: „Diese gilde hat kein lehen, sondern haben wollen ein lehen uffrichten Ist aber vorluben. Ist numals als In Kasten geschlagen.“ — 39) K. A. Beelitz Litt. a Nr. 1: „... Und do an den Zinnß und Pachten so wir dem kasten von den lehen und gilden zugeschlagen etliche widerkeuflich oder ablosslich seind, sollen der Pfarrer und Vorsteher des kastens die Hauptsummen so abgelegt wurden widerumb uff gebürliche vorzinsung auss thun.“ — 40) K. A. Beelitz Litt. f Nr. 1. — 41) Curschmann S. 400. Glosse im Prokurationsregister: „oblit in paupertate.“ — 42) Bd. I S. 61: Beelitz 2. Pfarrstelle (Diakonus) 1. 1554–1556 N. N. Joachim. — 43) Mylius I, 1 S. 263 ff. Die Annahme v. Brünnecks (S. 100 f.), die Ordnung und Satzung sei das zusammen-

gefaßte Ergebnis der gehaltenen Visitationen von 1558, wird schon durch die Präambel widerlegt: „So seindt demnach Se. Churf. G. als der Landesfürst bewogen, die Ehrwürdigen achtbaren, und hochgelarten, S. Churf. G. verordnete Visitatores abermal abzufertigen, mit befehl, die vorige gehaltenene Visitation zu reitieren.“ — 44) Mylius I, 1 S. 273 ff. — 45) G. St. A. Rep. 47, 13. Vgl. Haß in FBPG 1914: D. ältesten Entwürfe einer Konsistorialordnung f. d. Kurmark Br. — 46) K. A. Kyritz Litt. i Nr. 2. — 47) 1. Andreas Musculus, geb. Schneeberg (Sachsen) ... 1514, gest. Frankfurt a. O. 29. 9. 1581. Er war ein leidenschaftlicher Verfechter der lutherischen Orthodoxie. Vgl. Chr. W. Spieker: Lebensgeschichte des Andreas Musculus. 1858 L. Grote: Zur Charakteristik des Andreas Musculus (Zs. f. hist. Theol. 1869). 2. Bartholomaeus Radtman. 3. Joachim Steinbrecher. — 48) K. A. Potsdam I Litt. a Nr. 1. — 49) Friedberg S. 189. — 50) Curschmann S. 226 ff. — 51) Riedel A VIII 196: „Mandamus ... quatinus dominum Johannem de Milow, ... in corporalem Possessionem inducatis.“ — 52) So wurde durch Urkunde vom 1. 11. 1378 (Riedel A VIII 321) der Pfarrer von Prützke mit der Einführung des Pfarrers von Schmertzke beauftragt. — 53) Es stellt ein von Andreas Musculus und dem Hofprediger Georg Cölestin verfaßtes kirchliches Lehrgesetzbuch mit streng lutherisch-orthodoxer Haltung dar. — 54) G. St. A. Rep. 47, 15. — 55) Vgl. Annm. 45. — 56) Mylius I, 1 S. 341 f. — 57) K. A. Beelitz Litt. a Nr. 1. — 58) K. A. Treuenbrietzen Litt. e Nr. 1. — 59) Pischon S. 127 gibt es mit 455 Talern 5 Groschen 4 Pf. an. — 60) 1. Christoph Pelargus, geb. Schweidnitz 5. 8. 1565, gest. Frankfurt a. O. 10. 3. 1633. Seit 1599 Generalsuperintendent der Mark Brandenburg. 2. Johann Köppen, Präsident des Konsistoriums. 3. Erhard Heyder, Sekretär der Visitationskommission. 4. Valtin Pfuel, Domdechant zu Brandenburg. — 61) Brandenburg 15. 9. 1600 (K.A. Neustadt Brandenburg Gen. Nr. 2), Treuenbrietzen 20. 9. 1600 (K.A. Treuenbrietzen Litt. e Nr. 1), Beelitz 24. 9. 1600 (K.A. Beelitz Litt. a Nr. 1).

## Ergebnisse

Bei der Landnahme der Zauche im 12. und 13. Jahrhundert wurde unser Untersuchungsgebiet von einem dichten Netz von Pfarreien überzogen, in die auch die Wendensiedlungen bald einbezogen wurden. Sie entstanden auf grundherrlicher Basis.

Aus den Tabellen I und III ergibt sich, daß die Zahl der Pfarrstellen in 400 Jahren um 40% zurückgegangen ist. Die Ursache dieses Rückgangs liegt nicht etwa in den kirchlichen Umwälzungen der Reformationszeit, sondern ist in der wirtschaftlichen Entwicklung des ausgehenden Mittelalters begründet.

Die im Zuge der Durchführung des kirchlichen Reformwerkes abgehaltenen Visitationen spiegeln noch einmal die eigenkirchenrechtlichen Gedanken in dem erst um die Wende zum 17. Jahrhundert allmählich erlahmenden Widerstand der Grundherrschaft gegen die Kirchenhoheit des Staates wider. Das Aktenmaterial der Visitationen, die Matrikeln und Abschiede sind zur Ermittlung frühkolonialer kirchlicher Rechtsverhältnisse ausgewertet worden; der Verlauf der Visitationen

von 1575 und 1600 ist kürzer behandelt, weil diese eine Gesamtdarstellung erfordern.

Mit der Visitation von 1600 hat die Bildung einer evangelischen Landeskirche der Kurmark Brandenburg nach der kirchenrechtlichen Seite hin im wesentlichen ihren Abschluß gefunden. Das kirchliche Leben verlief von nun an in den Bahnen, die durch die Erfahrungen der Visitatoren und insbesondere durch die Visitations- und Konsistorialordnung von 1573 gezogen waren.

Erst mit der Ansetzung von Siedlern kalvinistischen Bekenntnisses — in der Zauche hauptsächlich in Treuenbrietzen, Salzbrunn und Lehnin — trat ein neues Rechtsmoment für die kurmärkische Kirche in Erscheinung. Bei den sich entwickelnden Schwierigkeiten zwischen dem lutherischen Pfarrer und dem neuen reformierten Prediger ging es zumeist um die Stolgebühren, die die Pfarrstelleninhaber aus dem mittelalterlichen Rechtsbegriff der *parochia clausa* auch von den Reformierten für sich beanspruchten.

## Übersicht:

Quellen S. 47. — I. Äußere und innere Grenzen der Zauche S. 48. — II. Zur Frage der vor-kolonialen Existenz der Kirche S. 50. — III. Der methodische Weg S. 52. — IV. Merkmale der Pfarrei S. 52. — V. Die Straßen und die Landnahme der Zauche S. 55. — VI. Die Pfarrsprengelbildung in der Zauche S. 58. — VII. Das Zusammenlegen von Pfarreien S. 61. — VIII. Das Fabrikgut der Kirche S. 63. — IX. Reformatorische Regungen in der Zauche vor dem Übertritt Joachims II. S. 64. — Ergebnisse S. 68.





Frankfurter Studenten in verschiedenen Sommertrachten (s. Anhang 7 d-f)

Hermann Mitgau-Göttingen:

## Alt-Frankfurter Studententrachten

Dr. Rudolf Lehmann, \* 16. September 1891, dem Heimatforscher der Niederlausitz, zu seinem 60. Geburtstage

Bei einem Versuch, die Entwicklung der Studentenkleidung Deutschlands darzustellen<sup>1)</sup>, fiel mir auf, daß nur wenige zeitgenössische ältere Bilder aus der Universitätszeit der alten märkischen Oderstadt, von der 1811 nach Breslau verlegten brandenburgischen alma mater Viadrina zu Frankfurt/Oder auf uns gekommen sind; wie anders z. B. die zahlreichen Stiche, Albumblätter usw. aus Jena, Heidelberg, Gießen, Marburg und weiteren gleichaltrigen Universitäten<sup>2)</sup>!

### I.

Eine eigentümlich-herkömmliche und stetige Einheit wie Eigenart in Schmuck und Schnitt der Kleidung und in Abzeichen, wie sie örtlich-national (als Volkstracht), gesellschaftlich-sozial (als Standes- und Amtstracht) Stammeslandschaften und Berufskreise Deutschlands noch etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts unterschied, hat bis auf wenige Überreste einer internationalen bürgerlichen Mode des Mitteleuropäers weichen müssen. Diese begleitet und kennzeichnet den inneren Auflösungsprozess der ständisch-beruflichen wie völkisch gebundenen, überlieferten Gesellschaftsordnung. — Hierher gehörte auch eine „Studententracht“, die sich in Deutschland bis in die jüngste Gegenwart erhalten hatte. Noch bis vor kurzem sah eine verbreitete volkstümliche Vorstellung den deutschen Studenten nur mit bunter Mütze und Band, obgleich sich seit Jahrzehnten die Mehrzahl äußerlich in nichts von anderen Zeitgenossen unterschied und diese Kleidungsabzeichen nur während des Semesters für Korporationsangehörige galten (anders als z. B. bei den Studenten der Nordischen Länder, die im Auslande sofort an Mütze und Kokarde einheitlich zu erkennen sind).

Die deutsche Universität hat durch alle Zeiten bis auf die Gegenwart eine ausgeprägte Sonderstellung im öffentlichen Leben eingenommen. Sie war ein Eigen-

gebilde an korporativen Vorrechten und Überlieferungen, denen nichts Ähnliches an die Seite zu stellen ist. Es entspricht dem Geiste gesellschaftlichen Prestiges aller Vergangenheit, vor allem des Mittelalters, daß Träger und Angehörige einer solchen Institution Wert darauf legten, sich von Dritten, d. h. Nichtakademikern zu unterscheiden — wie bis vor wenigen Generationen jeder Stand sein Selbstbewußtsein in der Art und Weise, sich anzuziehen und zu benehmen, öffentlich kundzutun suchte. So finden wir die mannigfachen „Trachten“ der sozialen Schichtungen in der Gesellschaftsordnung aller Kulturvölker. Diese Unterscheidungen wurden, den Anschauungen der Zeit entsprechend, auch behördlich und landesherrlich angeordnet und reglementiert, wie es im Reichstagsabschied von 1530 heißt: „damit in jedem stand unterschiedlich erkenntnuss sein mög“ oder wie es der hohe Rat von Augsburg wollte, daß „jeder für den oder die, der er oder sy ist, erkannt werden möge“. So bestimmen auch die ältesten Statuten der Universität Wien (XIV, nach Scheuer) ausdrücklich: „Demzufolge, weil die Gestalt und Beschaffenheit der äußeren Kleidung den inneren Menschen zu erkennen gibt, und gleichsam ein Kennzeichen einer besonderen Macht und eine Anzeige von Ausübung dieser oder jener Kraft ist, so verordnen wir in betreff der äußeren Kleidungen, daß jede Fakultät sich selbst eine anständige Kleidung wähle, in welcher sie ihre Handlungen zu verrichten haben wird.“

Dies hatte zugleich seine praktische Bedeutung, sonderlich für die Universitätsangehörigen. Zu den vornehmsten Rechten der alma mater gehörte nämlich bis in die Neuzeit hinein das der eigenen Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt, die eifersüchtig gehütet wurden. Begreiflich, daß man sich als Student und Magister den Stadtknechten und Söldnern gegenüber auf dieses Privileg jederzeit berufen wollte und sich dabei

keines besseren Ausweises bedienen konnte als der Tracht.

Betrachten wir Bilder des deutschen Studenten zu den verschiedensten Zeiten, so ergibt sich aber zunächst, daß von einer einheitlichen Studententracht weder zeitlich noch örtlich die Rede sein kann. Immer und überall, selbst im Mittelalter, war das Studentenkleid mehr oder weniger abhängig von der wechselnden Gesellschaftsmode der Völker und Zeiten. Deren Wandlungen hat der „Bursenknecht“ wie der moderne Student alle getreulich, ja oft als ihr Exponent, mitgemacht. Hinzu kommt eine eigenartige, bezeichnende Liebe für die Uniform, für das Soldatenkleid des Landknechtes, der wallensteinischen oder schwedischen Soldateska, für die friederizianische und napoleonische Uniform. Dennoch sind wir berechtigt, von einer „studentischen Tracht“ zu sprechen, d. h. von Kleidungs- und Schmuckformen, die aus dem nur dem Studenten eigentümlichen Schicksale hervorgingen und sich als Ausdruck ihres gemeinsamen Lebens überlieferungsgemäß erhielten. Wir lernen damit ein gut Stück Geschichte deutschen Studententums kennen.

Es ist anzunehmen, daß auch die Studententracht in Frankfurt/O. nicht örtlich etwas Besonderes war, sondern die allgemein zu beobachtenden Merkmale der Zeit trug. Demselben Studenten (in seiner interterritorialen Freizügigkeit) begegnen wir in Wien, in Prag, in Leipzig; doch zeigen sich gewisse Unterschiede, die das 17. und 18. Jahrhundert hervorrief. So war z. B. in Jena, Leipzig, Halle, Gießen eine Studentenschaft etwa mehr von dem Typus des „Renommisten“ oder des „Stutzers“ beherrscht. Für Frankfurt/O. ist dies jedoch nicht überliefert.

## II.

Die ältesten Bilder und Urkunden vom deutschen Scholaren des Mittelalters zeigen ihn in einer allgemein verbreiteten Tracht, die der des geistlichen Standes verwandt war. Viele von ihnen waren ja junge Kleiner, die die niedere Weihe der Kirche bereits empfangen hatten. Sie mögen das mönchische Gewand ihrer Klosterschulen getragen haben, das ihnen ein geistliches Ansehen verlieh und sie auf der Reise im fremden Lande unter den Schutz der Kirche und Orden stellte. Wir lesen von einem „clericalis vestitus“ oder auch „vestitus scholasticus“ als Bezeichnung der üblichen Scholarenkleidung. Es war ein langer, geschlossener Mantel („kutte“, lat. mantellum) oder ein talarartiger Rock (pallium, auch toga, cappa und tunica) von einfarbigem dunklen Stoffe mit weiten Ärmeln, Kapuze (auch „Gugel“ genannt, deren Innenfutter Gelegenheit gab, Unterscheidungsmerkmale anzubringen) und Gürtel (cingulum). Der Mantel durfte nicht über die Schulter zurückgeschlagen werden, sondern mußte den ganzen Körper bis zu den Knöcheln bedecken. Es durften weder Brust noch Beine sichtbar sein. In einem Leipziger Statut wird er später einmal der „erliche Studentenmantel“ genannt, der ursprünglich offenbar mehr durch Sitte als durch Vorschrift für die dem Studenten „angemessene Kleidung“ galt und auf den ältesten Abbildungen typisch zu finden ist. Vermutlich ist eine Kleidervorschrift (sowohl für den Scholaren als für Magister und Doktoren) mit dem auf Deutschland übertragenen Universitätsvorbild Paris übernommen worden. Ohne daß wir darüber bisher Sicheres feststellen konnten, läßt sich annehmen, daß schon in den ältesten Zeiten z. T. die nichtgeistlichen Scholaren, sonderlich die von Adel, wohl auch ihre weltlich-farbige („multicoloris vestis“), d. h. die ihrem Stande übliche Kleidung mit Wehr (die sonst im allgemeinen streng verboten war) und selbst mit einem Barte trugen, — wenn dies auch nicht gern gesehen wurde.

Gewiß hat dies „geistliche Gewand“ auch noch die alte Frankfurter Viadrina gesehen. Denn der langsame zähe Fluß der Überlieferung brach damals nicht so schnell ab wie heute. Aber schon ihre erste Zeit, ihre ältesten Scholargenerationen standen unter einem anderen, umwälzenden Gesetze der Mode.

Als die Viadrina 1506 gegründet wurde, waren die mittelalterlichen, klösterlich-korporativen Bindungen der Universitäten in Deutschland wie in Frankreich und Italien — mitten im Zuge der Renaissance — gerade in voller Auflösung. Als sichtbares Zeichen dieser Loslösung und Verweltlichung, — die unverkennbar auch die Kunst der Spätgotik ausweist — finden wir hier auf der Seite gesellschaftlichen Lebens die „modische“ Kleidung der Magister und Scholaren. Man vertauscht den feierlich-schlichten Studentenmantel mit dem auffallenden, ja exzentrischen, die Körperformen scharf betonenden französisch-burgundischen Modekleide der vornehmen Welt. In Leipzig entbrannte darob ein förmlicher „Trachtenkrieg“ an der Universität, ein langwieriger bedenklicher Tumult, der schließlich nur mit Mühe vom Kurfürsten selbst unterdrückt werden konnte. —

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde die noch spätgotische Schecke-Jacke mit einfarbigem Stehkragen und geschlitzter getragen, „damit das kostbare Futter oder die saubere weiße Wäsche zur Geltung gelange“ (Alwin Schultz). Über diese Jacke hing wohl auch, namentlich bei den vornehmeren Studenten, ein kurzes kokettes Schultermäntelchen. Die ebenfalls enganliegende, aus Stoff genähte Strumpfhose in einem Stück, oft zweifarbig („versicoloris“, „miparti“) — d. h. es glich das linke Bein nicht dem rechten — war mit einem sichtbar getragenen farbigen Latze (der „Schamkapsel“) und einer kurzen Zwischenhose („Bruch“) nur mühsam am Wams durch Nesteln verschnürt. Anstößige Entblößungen waren kaum vermeidbar. Und später hieß es noch von den spanischen Mänteln der Studierenden in Wittenberg zu Melanchthons Zeiten: „sie bedeckten nicht das, was die Natur bedeckt haben wollte“. Neben der Kapuze („Gugel“) kamen mannigfache Kopfbedeckungen auf, so: spitze Hüte oder pelzverbrämte, mit Schwänzen und „Ohren“ versehene Kappen (Konrad), an die man gern lange Federn oder gar wehende Büsche von Straußen- oder Reiherfedern „impositis plumis ac cristis in pileos“) steckte. Auch das Barett („pirett“), das bis dahin nur den Graduierten zukam, war als Kopfbedeckung beliebt (im siebzehnten Jahrhundert dann geradezu vorgeschrieben). Dazu trug man das Haar bei glattem Gesichte langgelockt. Die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts bezeichnenden „gehörnerten Schnabelschuhe“ (auch „Schiffsschnäbel“), werden jetzt vertauscht mit den nun vorn ganz breiten „Ochsenmäulern“, auch „Entenschnäbel“ genannt, wie ja jede Mode sich gern im Gegensatzlichen bewegt.

Mit dem 16. Jahrhundert, namentlich in seiner zweiten Hälfte, erscheinen dann die „unfletigen und schendlichen“ Pluderhosen, die bis zu den Knien reichten; getrennt jetzt Hose und Strumpf, der unter dem Knie festgebunden ist. Von ihnen wird noch die Rede sein. Man trug dazu als Unterkleid das übliche Wams, später eine gefaltete Halskrause („Kröse“), die man wegen ihrer zunehmenden Größe auch „Mühlsteinkragen“ nannte, farbige Strümpfe, als Überrock: kurzen spanischen oder langen, oft mit Pelz verbrämten Mantel (die „Schaube“), mit mächtigen Aufschlägen, sowie Mützen aller Art oder ein Barett, darunter die „Kalotte“, eine enge Haarhaube, oft golddurchwirkt; alles nunmehr weit und bauschig. Barett, Wams und Hose waren mannigfach geschlitzt — das Merkmal der Mode — mit teurer Seide unterlegt und mit farbigen Puffen versehen. (An Stelle der Pluderhose waren in Frankreich und Spanien eine steife Pumphose Mode, dann auch ein nur den Oberteil der Schenkel bedeckender ausgestopfter Wulst, ein Kleid, das aber, scheint's, in Deutschland wenig Anklang fand.) Der Bart, der sich auch schon früher findet, wurde als breiter oder spitzer Vollbart und Knebelbart beliebt, wenn man ihn nicht nach Landsknechtsart möglichst martialisch wachsen ließ (1542). Auch das Haupthaar wechselte zwischen kurzgeschoren und lang herabwallend gelockt. In jungen Jahren bekränzte man es gar, wie es ein Bild des ehemaligen Frankfurter Studenten Ulrich von Hutten

zeigt, wogegen z. B. die Studenten zu Ingolstadt verwahrt wurden. — Dieser phantastisch-abenteuerliche Aufputz war eine deutsche Mode und soll von den Landsknechten — den „nackten Knaben“ Kaiser Maximilians — und ihren Dirnen mitgebracht worden sein. Er war zunächst Soldaten- („Reuter“-) kleid, wurde vermutlich gerade als solches auch in der Scholarenschaft beliebt und kostete viele Ellen teuren Stoffes an Tuch, Samt und Seiden. In einem Wittenberger Kreditedikt vom Jahre 1562 (*Leges Acad. Witib. 1597*, cit. nach Dolch) werden die „*Sammete Paret, Pluderhosen, Wammes und Mentel mit Sammet und Seiden verbremet*“ gerügt und bemerkt, daß die Scholaren oft „*zehen, etliche zwanzig, etliche dreißig, ja vierzig, fuffzig und mehr Taler schuldig sein*“. — So sehen wir hier bereits, wie sonderbar nahe sich die akademische Jugend dem Soldatsein fühlte.

Mit allen Mitteln und in Strenge gingen die Universitäten — wie die weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten ehrlich entrüstet über die „Unsittlichkeit“ und den Luxus der neuen Tracht — gegen die „widderlich weltliche“ und „heidnische“ Modetorheit vor. Sie verboten den Neuerern den Besuch der Vorlesungen, ähnlich wie heute die katholische Kirche der ärmellosen kurzen Damenmode den Zutritt zum Gottesdienst verwehrt. Der Senat straffte mit Karzer, Geldbußen und Ausweisungen, verweigerte die Immatrikulation, ja er „retardierte“ den Examenkandidaten, d. h. er hielt ihn von der Prüfung zurück oder erkannte die Disputation nicht an, wenn sie nicht in vorgeschriebener Kleidung abgehalten wurde, wie bei der Magisterprüfung des Geiler v. Kaisersberg im Wintersemester 1463—1464. Die Pedellen wurden eidlich verpflichtet, alle anzuzeigen, die sich der Kleiderordnung nicht fügten. Dies galt namentlich bei den Neuankommenden, bei „Ausländern“, und denen vom Adel. Es ist ergötzlich zu lesen, wie die Vorgeladenen sich dann entschuldigten: sie hätten für ander Gewand eben gerade kein Geld oder Tuch, man solle es ihnen geben; oder „übrigens sei er an sieben Universitäten vorher gewesen, und nirgends sei ihm diese seine Kleidung verboten worden“ (so Freiburg 1546); oder die verlangten Kleider seien noch beim Schneider oder im Koffer. Ergötzlich ist auch die Nachsicht eines hohen Senates Ausländern und denen vom Adel gegenüber, die man aus begreiflichen Gründen nicht gern vertreiben wollte.

Mit dem 17. Jahrhundert, der Zeit des Großen Krieges in Deutschland, verlassen wir die mittelalterliche Universität und ihre interterritoriale Scholarenschaft. Im Territorialstaate gibt es jetzt landesherrlich reglementierte Bekenntnisschulen für die akademische Berufsausbildung der Landeskinder. Die Verweltlichung der Studentenschaft hat sich überall durchgesetzt. Der „Bursche“ ist Einzelpersonlichkeit, nicht mehr genossenschaftlich-vertretbares Glied der landsmannschaftlichen Schutzgilde oder Burse und tritt mit gehörigem Selbstbewußtsein und einer empfindlichen Kavalleriehehre auf. Die zahlreichen Bestimmungen über das Leben an der Hohen Schule haben sich mit der weltlichen Tracht im allgemeinen abgefunden und suchen nur übermäßiger Putzsucht, unsittlichen Extravaganzen oder der Verwahrlosung zu steuern. In dieser kriegerischen Zeit, in der der Student jahrelang ein Landsknechtleben führte, trägt das Äußere Soldatenzuschnitt oder — wenn man besonders vornehm auftreten wollte — Gewand und Allüren des Diplomaten und Hofmannes. Es galt ja an Stelle der mittelalterlichen Autorität von Kirche und Glauben der Geist der Staatsraison, der großen Politik und der vielen Höfe, eine Welt schwülstiger Phrase und eitler Selbstgefälligkeit, in deren Dienst Künstler, Dichter und Denker standen wie früher in dem der Kirche. Die pompöse Perücke verlieh der Gesellschaft ihren Charakter wie einst der Haarschnitt dem Ägypter unter dem autokratischen Ramses. Es ist zugleich die großartige Kunstepoche des Barock, voll weitschweifender Phantasie und kühner Raumbeherrschung. Wie in der

Politik so war auch für die Mode des Kontinents Frankreich tonangebend, ähnlich dem Spanien des sechzehnten Jahrhundert. Deutschland, jahrzehntelang Kriegsschauplatz, ausgeplündert und gemartert von der Soldateska Europas, folgte willig dem französischen Einfluß. Es ist, als kaffe eine Lücke zwischen der hohen Kultur deutschen Mittelalters, die Weltgeltung hatte, und dem wiedererwachten Deutschland des 18. Jahrhunderts, ein fehlendes Stück unserer Entwicklung, das wir nie haben ersetzen können.

### III.

Wir dürfen also annehmen, daß sich der Frankfurter Student in seinem Äußeren, wie wohl überhaupt in seinen Sitten, nicht wesentlich von den Kommilitonen anderer Universitäten unterschied. Das Bild, das sich von diesen allen zeichnen läßt, besonders die Entwicklung ihres Kleides, ist zugleich das Bild vom *Academicus Francofurtensis*. Im Alltagsgewande, in Soldatenuniform und gesellschaftlichem Modekostüm seiner Zeit sieht man ihn selbstbewußt und Händel suchend die alte Oderstadt mehr beunruhigen als mit gelahmtem Fleiße ehren. Abbildungen von ihm selbst aus der ältesten Zeit, dem 16. Jahrhundert, scheinen nicht mehr vorhanden zu sein, wie mir auch die Herren Dr. Konrad (ehem. Pr.-Friedland), und ebenso noch der 1939 verstorbene Frankfurter Büchereidirektor Felix Plage als Fachkenner Alt-Frankfurter Bilderkunde bestätigten<sup>3)</sup>. (Siehe aber dazu Anhang Nr. 8—10.) Um so mehr ist es zu begrüßen, daß uns ein Konterfei aus späterer Zeit, besonders aus den letzten Jahren der Viadrina, überliefert worden ist. Hier handelt es sich vor allem um eine reizvolle Serie von aquarellierten Federzeichnungen, die vor Jahren Plage für das Städtische Bilderarchiv Frankfurts im Althandel erwarb. (S. u.)

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, der Frühzeit der Universität, hatte sich — wie wir sahen — gerade mit der Verweltlichung und Individualisierung des „Bursenknechtes“ die Kleidung gewandelt: der geistliche Charakter des mittelalterlichen Studentenkleides wich dem modischen Gesellschaftskostüm. Über diese älteste Zeit liegen für Frankfurt zwei zeitgenössische Äußerungen vor. Die ältere bezieht sich u. a. auf die Kopfbedeckung, besonders das Tragen der Barette für Scholaren und Dozenten. Die ältesten Frankfurter Statuten (Statutenbuch Nr. I des Breslauer Universitätsarchivs, fol. 102) sagen (zit. nach Kaufmann): „*debent omnia supposita tam graduata quam non graduata decenter habitata incedere*“<sup>4)</sup>. Danach folgen noch einzelne Bestimmungen für die Magister und Doktoren: „in publicis actibus“ sollen sie nur auftreten „*rotundis birretis birretati ac scapularis seu capucio per humeros posito*“<sup>4)</sup>, sie und die *jurium baccalaurei* sollen womöglich nicht ohne Begleitung eines Dieners ausgehen; schließlich behandeln sie das Verbot gewisser Modetorheiten für alle Scholaren. (Akten und Urkunden der Universität Frankfurt/O. 1—6, Breslau 1897 fg.) So dürfen die kurzen Übermäntel nicht flott über die Achsel geschwungen getragen werden, die Beinkleider ungegürtet. Die deutsch verfaßten Statuten von 1610 untersagen dann die aus Spanien kommende Mode des kurzen Mäntelchens wie die „*Pudelfrisur*“, „*mit welcher sie sich wider die Natur und den Befehl des Apostels zu Weibern umbildeten*“. (Nach Hausen, 1806, 79 fg.)

Heinrich Grimm weist in seinem mit gelehrtem Fleiße verfaßten Huttenbuche (1938), das auf die junge Viadrina ein neues vorteilhaftes Licht wirft, darauf hin, daß Hutten, dieser mit Heinrich von Kleist größte aller Frankfurter Studenten, der Kleiderordnung der Kommilitonen vom Adel unterworfen war (S. 65): [...] „den Edelleuten sind die Kleider nach der achtung, wertschafft, und mit dem verbremen nachgelassen, wie den Magistris und superiorum facultatum baccalaureis. Auch alle gantz unzurschnittelt und einer ehrlichen zimlichen Lenge. Doch mögen sie Sammete Pareith [Baret] oder Scheplein tragen, on allen geschmuck von Federn, Perlen, Golt oder anderm gesticke, und sollen hiemit gemeint sein, die als Edelleut von jren vier

anhen geboren“, — ein Zugeständnis, das sich überall wiederfindet, wie ja überhaupt die Herren vom Adel unter den Studierenden mancherlei Vorteile und Auszeichnungen genossen haben. Sonst blieb meist ausdrücklich dem Adel das Tragen von Federn vorbehalten, auch von Waffen. — Die Frankfurter Herren werden sich an das obige Verbot wenig genug gehalten haben!

Was unter diesen Modetorheiten des 16. Jahrhunderts, vor allem in seiner zweiten Hälfte, zu verstehen ist, macht eine weitere Frankfurter Quelle<sup>5)</sup> zur Studententracht anschaulich klar. Es ist eine — später in der Oderstadt gedruckte und oft wieder aufgelegte — Predigt, in der der (nicht sonderlich sympathische) Frankfurter Stadtpfarrer und Brandenburgische Generalsuperintendent Professor Andreas Musculus von der Kanzel der Marienkirche 1555 gegen den „zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrigten Hosenteufel“ wettete: „erstlich von wegen des übelstands/ dadurch sie sich zu unmenschen machen/, zum andern/, von wegen der ergernis und/ anreizung zu allen bösen begirden/, zum drytten, von wegen der unkost/, das jetzunder ein junger rotzlöffel/, ehe er noch das gele vom schnabel gar abwüschet/ mehr gelts zu einem paar hosen haben mus/ als sein Vater zum hochzeitkleid.“ Diese „unfletigen und schendlichen Pluderhosen“ waren das beliebte Modekleid der Studenten, gegen das an allen damaligen deutschen Universitäten Sturm gelaufen und strenge Verbote erlassen wurden, freilich im allgemeinen offenbar ohne großen Erfolg; denn die Strafandrohungen wiederholten sich alle paar Jahre. Der „Hosenteufel“ mußte damals um so mehr auffallen, als er an die Stelle der enganliegenden Strumpfhose trat, der unter französisch-burgundischem Einfluß nach Deutschland gekommenen Gesellschaftsmode der gotischen Zeit. Der bekannte Holzschnitt des Titelblattes gibt dem Leser eine schauderregende Vorstellung (Anhang Nr. 9).

Erst knapp einhundert Jahre später finden wir Äußerungen über den Frankfurter Studenten wieder. Von dem phantastischen Landsknechtsaufputz hat er sich inzwischen zum Soldaten des Dreißigjährigen Krieges<sup>6)</sup> gewandelt: der wallensteinische Zuschnitt oder der schwedische lange Uniformrock mit Koller (ärmellosem Wams) waren beliebt geworden. Hatte doch manch einer der Kommilitonen jahrelang mitgefochten, bis er den Weg wieder in die Hörsäle zurückfand, — freilich verwilderter und verwahrloster denn je.

Es gibt Aquarelle in akademischen Stammbüchern, deren Ausschmückungen mit Wappen und Sinnbildern wie auch figürlichen Darstellungen oder Stadtprospekten seit alters beliebt war. Man hatte dafür — meist durchaus mittelmäßige — Künstler an der Hand, die ziemlich handwerksmäßig solche Darstellungen nach Wunsch anfertigten. Die im Jenaer Stadtmuseum vor 1945 befindliche Kopie aus der Sammlung Kippenberg (s. Anhang Nr. 1) ist ausdrücklich mit „Frankfurt a. d. O. 1626“ bezeichnet. Fast gleichzeitige farbige Figurenbilder enthält das seinerzeit im Besitze des „Historischen Vereins für Heimatkunde“, Frankfurt/O. befindliche Album des stud. Balthasar Fünster (nicht „Fünfter“ wie Fußnote<sup>7)</sup>) mit Eintragungen aus Wittenberg und Frankfurt/Oder aus der Zeit von 1620 bis 1630. Hier stellen u. a. zwei farbenfrische Blätter von 1627 vermutlich Frankfurter Studenten dar: ein Liebespaar im vornehmen Gesellschaftskleide der Zeit und zwei in schwarz modisch gekleidete junge Männer (s. Nr. 2 im Anhang). Beide Aquarelle verraten aber keinerlei studentische Kleidungsmerkmale.

Eigentümlich sticht dann später gegen die Nachkommen dieser rauhen Zeit, „die Renommisten“, das Äußere des „à-la-Mode-Studenten“ ab. Er trägt das gepflegte Kostüm der vornehmen Welt, mit galanten Spitzen und Bändern, in der Kavaliershaltung der repräsentativen, prunkliebenden — und so unsoliden Barockperiode. Dieser Gestalt findet sich das nächste alte Conterfei des akademischen Bürgers der Viadrina: um 1700. Es ist ein Kupferstich in der großen Serie von



Studenten in Gala (s. Anhang 7a)

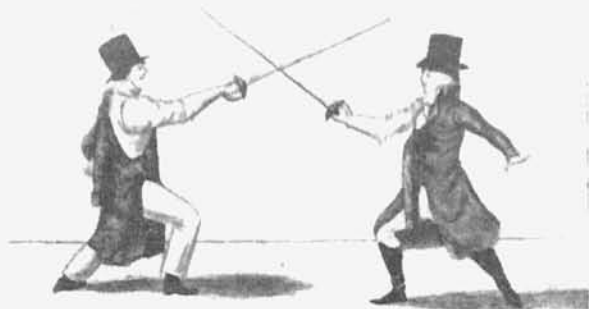
Studententypen aller zeitgenössischen, deutschsprachigen Universitäten, gezeichnet und gestochen von Phil. Jacob Leidenhoffer, — in seiner ständigen Wiederholung bezeichnender für das elegante Prunkkostüm des Stützers überhaupt als für eine besondere Studententracht (s. Nr. 3 des Anhangs).

Ein Ausweis rein studentischen Brauches äußerte sich gerade damals am Studentenkleide. Zu den Auswüchsen akademischen Lebens gehörte auch in Frankfurt/Oder der Pennalismus. Die Pennäle, früher „beane“ genannt (im 19./20. Jahrhundert „krasse Füchse“), mußten beim Bruderschaftsmachen mit dem Bursch (dem „Schoristen“) alles tauschen, was sie auf dem Leibe trugen. Das nannte man „Hojen“, auch „Hutschen“. Diesem ehrenvollen Brauch entging der Pennal dadurch am besten, daß er sich so schäbig wie möglich anzog. So kam es, daß hier ein natürliches Gegengewicht gegen den „Pomadenhengst“, den „à-la-Mode-Studenten“ entstand (zumal diese Neulinge während des Pennaljahres auch keinen Degen tragen durften). Die lumpige, zerrissene Pennaltracht durfte erst nach der Rezeption (Aufnahme) als ehrlicher Bursch mit dem modischen Kostüm vertauscht werden. Dieser Pennalismus scheint im 17. Jahrhundert auch zu Frankfurt a. d. O. in zweifelhafter Blüte gestanden zu haben. Denn Universität und Berliner Regierung suchten mehrmals einzugreifen. (1616, 1633, 1636, 1638, 1647, zuletzt 1659, s. dazu Lit. bei Erman-Horn Nr. 3633 [1618 betr.] fg.). Später mußte bei der allgemeinen Bekämpfung des Pennalismus jeglicher Unterschied der Kleidung zwischen jungen und alten Semestern verboten werden. Dagegen wandten sich die Pennale selbst, ein eigenartiger Vorgang, der mit der damals weit verbreiteten Armut in der Studentenschaft in Zusammenhang zu bringen ist. Denn die „Pauperes“, die nicht in der Lage waren, sich das teure Modekostüm zuzulegen, kamen mit der anspruchslosen Pennalkleidung billig durch, ohne unangenehm aufzufallen.

#### IV.

Um diese Zeit entstanden überall landschaftliche Zusammenschlüsse, die „Landsmannschaften“, z. T. aus den alten „Nationalkollegien“, z. T. sogar neben ihnen. Das ist für die Geschichte der Tracht insofern bemerkenswert, als in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Sitte aufkam, „die Ränder der Hüte mit seidenen Bändern von verschiedener Farbe pro distinguendis diversis nationibus“ aufzubinden. [Zur Unterscheidung der verschiedenen Landsmannschaften.]





Rappierübung (s. Anhang 7h)

Auch in Frankfurt a. d. O. bestanden — im 17. Jahrhundert wieder organisiert — mehrere solcher landsmannschaftlicher Vereinigungen. In einem Briefe<sup>\*)</sup> des jungen Jahn aus dem Jahre 1801 (21. 12. 1801; Breslauer Staatsarchiv), der sich — ohne immatrikuliert zu sein — in Frankfurt/O. aufhielt, werden drei „Kränzchen“ genannt (es gab damals an der Viadrina im ganzen etwa nur 230 Studenten): ein märkisches, ein schlesisches und ein preußisch-(pommersches) („diese mit allen übrigen Deutschen und anderen Landsleuten bis zu Hottentotten und Samojeden“). „Der Zweck dieser drei Verbindungen“, sagt der spätere Turnvater (der wohl schon damals Gedanken in der Richtung der späteren Burschenschaftsbewegung anhing) wenig liebenswürdig, „ist die Aufrechterhaltung des rohen Burschens. Daher ist ein großer Theil ihrer Gesetze bloß expreß dazu gegeben, um Duelle anzuzetteln. Außer den allgemeinen Nachtheilen hat das Kränzchen für jedes Mitglied folgende Nachteile“, so heißt es in dem Briefe weiter: „1. Abhaltung vom Studiren, 2. Verderbung des Herzens, 3. Zerrüttung der Gesundheit, 4. Verführung zu Schulden.“ [...] „Endlich wähen die Kränzianer in ihrem Rausche, die ersten Burschen der Erde zu sein und lächeln mit dummer Verachtung auf Akademien hinab, wo das Kränzchen-Unwesen nicht herrscht. Kennlich sind die Kränzianer 1. an ihrem Air, 2. an dem Renomiren mit dem Merkzeichen ihrer Vereinigungen. Ihre Farben sind bey den Schlesiern schwarz und rosa, bei den Märkern orange, auch orange und schwarz oder orange und violett, bei den Preußen grau und rot. Diese Farben paradieren als Kocarden an den Hüthen, als Püscheln an den Tabakspfeifen und an den Collets ihrer Stammbücher. [...] Außer den Namen der einzelnen Kränzchen im Zuge C. V. M. C. prangen hier auch noch die Symbole derselben.“ [...] (s. Anhang Nr. 5, 6 u. 7).

Neben und gegen diese Landsmannschaften bildeten sich später im ausgehenden 18. Jahrhundert „Orden“, die nun ihrerseits wieder Abzeichen einführten. So trugen z. B. die Mitglieder des „Ordens der Freundschaft“ zu Leipzig um den Hals gebunden einen silbernen Triangel mit dem eingravierten Wahlspruch „Soraborum saluti“, umgeben von Sonnenstrahlen als Gesellschaftsabzeichen. Es sind auch für Frankfurt/O. solche Orden überliefert worden, so die „Unitisten“ und „Constantinisten“. Das Abzeichen der 1789 aufgelösten Unitisten war ein silbernes Kreuz mit den Buchstaben U. J. A. F.\*). Aus den umfangreichen Prozeßakten über Händel unter den Frankfurter Musen-söhnen dieser Zeit (ehem. Breslauer Staatsarchiv) sind übrigens die Statuten und „Allgemeinen Cartell-gesetze“ dieser Korporationen noch genau bekannt (s. Golinski a.a.O.).

Sowohl gegen die Frankfurter Landsmannschaften wie gegen die Orden wurde mehrmals von höchster Stelle in Berlin streng vorgegangen, so z. B. 1782, wo es hieß: „Kein äußerliches Kennzeichen der Lands-

mannschaften oder anderer Verbindungen durch Tragen von Bändern oder Coquarden oder dergl. Abzeichen sei gelitten.“ — Auch das Degentragen wurde streng untersagt: „auch solches nicht unter dem Behuf des Ausreitens erlaubt, so wenig als auf den Studentenstuden das Halten von Haudegen oder Haurapieren.“ — Scheint jedoch alles nicht viel genutzt zu haben. Denn schon 1750 hatten unterm 10. Juli Rektor und Professoren um Zurückziehung eines königlichen Verbotes nachgesucht, Degen zu tragen, weil „ja Hausdiener, Apotheker und Barbieregesellen den Degen tragen dürften.“ Es sei bisher das einzige Zeichen gewesen, durch das sich die Studenten von den Handwerksburschen und bloßen Schülern unterschieden hätten. Sie erhielten von Friedrich dem Großen abschlägigen Bescheid.

Für das späte 18. Jahrhundert finden wir als den kennzeichnenden Zug wieder die Vorliebe für militärische Uniform, dem wir schon früher begegnet sind. Man trug auf der Allongeperücke oder dem Zopf den schulterbreiten Dreispitz oder Lederhelm mit Federbusch („Stürmer“), offenen, langschößigen Rock mit farbiger Weste, enge Hosen und hohe bespornte „Kanonnen“ oder Wadenstrümpfe und Schnallenschuhe, den Raufdegen (den seit 1750 Friedrich der Große für Preußen verboten hatte!) Es ist unschwer die Uniform wiederzuerkennen, die die siegreichen Truppen des Großen Friedrich trugen. Und eine Generation später finden wir jenen knappsitzenden Frack und den riesigen Zweispitz der Napoleonischen Zeit.

Daneben gibt es aber auch um die Jahrhundertwende eine degenlose, mehr bürgerliche Tracht, die uns aus der Goethe-(Werther-)zeit wohl vertraut ist. Es ist der erst kostbar bestickte, farbige, später einfarbige Frack mit Spitzenhemd und Kragen, langem Mantel und Kniehosen in Wadenstrümpfen oder in hohen Stiefeln oder Gamaschen; dazu Schnallenschuhe, Zylinder oder Schirmmütze. Der Zopf aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verschwindet allmählich. — Aus jener Zeit bezieht sich das Spottwort Börmes über den Jenaer Studenten: er gleiche von oben einem römischen Krieger, von unter einem deutschen Postillione.

Aus diesen Jahren ist eine Reihe von Bildern eines Frankfurter Studiosen noch vorhanden: so ein Stammbuchblatt von 1777 (siehe Anhang: Nr. 4). Wir erkennen hier sofort die Uniform des Großen Friedrich wieder. „Zottige Seitenhaare, übermäßig große Dragonerstiefel und ein Hut, aus dem man drei hätte machen können“ (Reh) fallen besonders auf. Noch deutlicher wird die Vorliebe des Studenten für das Soldatenkleid aus Bildern der Napoleonzeit. Hier liegt die eingangs erwähnte Bilderreihe von 1805 vor, also aus der letzten Zeit der Viadrina (Anhang Nr. 6—7).



Studenten in Wintertrachten (s. Anhang 7g)

\*) = „Unitas iungit amicos fideles“ (= Eintracht erhält die Freundschaft).



„Die zwölf aquarellierten Federzeichnungen, die Plage 1932 [1929] d. Vfs.] entdeckt hat, sind für die Kenntnis des Studentenlebens der alten Viadrina wichtig. Vielleicht waren sie für ein Tafelwerk zur 300-jährigen Jubelfeier der Universität gedacht, die dann freilich durch die Kriegswirren verhindert wurde; man denke an die entsprechenden Alben von Wittenberg und Leipzig. In Strich und Farbauftrag zeigt sich ein tüchtiger, wohlgeübter, leider ungenannter Künstler; vielleicht war es ein auswärtiger Meister, der von einem Verlage hierher geholt worden war. An die Studentenschaft als Auftraggeber wird man nach der Art der Motive [von h und n abgesehen] kaum denken dürfen. Einigermaßen überrascht, daß die Studenten allen obrigkeitlichen Mandaten zutrotz in den Farben der Kränzchen auftreten: das schlesische, märkische und preußische sind mehrfach erkennbar. 1803 hatten die Behörden anlässlich des Auszuges der Musenschaft nach Neuzelle zwar klein beigegeben, jene Verbote

aber erneuert; die Studenten mögen sich aber als Herren der Lage gefühlt und der Verbote gespottet haben<sup>10</sup>). — Der Künstler hat allerhand Bezifferungen angebracht, die darauf schließen lassen, daß die vorliegende Reihe nicht vollständig ist. Die Uniformen der drei Kränzchen stimmen überein mit den Angaben des Briefes von Jahn.“ (K. Konrad, Ergänzungsblätter zur „Bilderkunde des deutschen Studentenwesens“, in „Breslauer Hochschulrundschau“, Jg. 24, Heft 2 (Febr. 1933), Seite 24, Nr. 180a) —.

Die Bilderreihe, aus der hier einige ausgewählt wurden, vermittelt einen anschaulichen Eindruck vom Studenten der Oderstadt kurz vor der Burschenschaftsbewegung, jener großen inneren und äußeren Erneuerung deutschen Studententums. Sie sollte Frankfurt nicht mehr erleben, damit auch nicht einen neuen Abschnitt in der Geschichte der deutschen Studenten-

<sup>1</sup>) Vgl. dazu J. H. Mitgau, Die Studententrachten. In: D. Akad. Deutschland II (1931) S. 135 ff. — Allgemein ferner: J. H. Mitgau, D. dt. Alltagsleben im zeitgenöss. Bilde (1937). — <sup>2</sup>) In K. Konrad, Bilderkunde d. dt. Studentenwesens II (1931), zitiert als B.K., finden sich nur vereinzelte Hinweise. — Dazu: Nachträge u. Ergänzungen (1935). — B.K. 49, 4; Nachtrag 161 a (Kränzianer-Schlesier); A. Methner u. G. Lustig, Corps Borussia (1911); G. Lustig, „Zur Entwicklungsgesch. der ältesten Breslauer Stud.-Verbindungen“ (1923). — „Wende und Schau“ II (1932). — Nachtrag 180 a, B.K. 75 b 5, 75 b 2; 1215 (neue Darstellung). — Auch schriftliche Auskünfte von Dr. Karl Konrad, 1933, Pr. Friedland, für die ich an dieser Stelle nochmals bestens danke. — L. Golinski: Die Stud. Verbdg. Frkf./O., Diss. Breslau (1903). — H. Müller: Geschichte des Corps Silesia, Festschrift, Breslau (1897) [Hier der Hinweis, daß die Verbindungsabzeichen der aufgelösten Frankfurter Universität auf Breslauer Corps übergehen]. — Über sonstige Literatur s. Erman u. Horn, Bibliographie d. dt. Universitäten II (1904), 173—195 (Nr. 3376—3724), s. auch 17328—17363 (Bildl. Darstellungen). — <sup>3</sup>) Beiden verdanke ich auch sonst Unterlagen zu den folgenden Ausführungen. — <sup>4</sup>) „Es sollen alle Assistenten, sowohl die Graduierten wie die Nichtgraduierten angemessen gekleidet auftreten.“ — „bei öffentlichen Anlässen sollen sie nur mit runden Barett und mit Schultertüchern oder einer Kapuze über die Schultern bedeckt“ ...

— <sup>5</sup>) Damalige Frankfurter Verhältnisse im allgemeinen schildert der Frankfurter Bürgersohn und langjährige Student Christoph Stummel in seinem „Studentes“, 1549 (vgl. K. Konrad, Student und Theater, S. 74 ff.). — Die vielen Druckauflagen Frankfurt/O. 1549/1550, Köln, Straßburg usw., leider ohne Holzschnitte. — <sup>6</sup>) „Eine üppige, leichtfertige, freche, prächtige, unverschämte Kleidung macht sich nirgends mehr als bei den Studenten breit“ („Hoffarts-Spiegel“, Rostock 1643). — <sup>7</sup>) Vgl. dazu [Seilkopf]: Stammbücher Frankfurter Studenten a. d. 17. u. 18. Jh. = „Märk. Blätter“, Beil. z. Frankf. „Oderztg.“ 1914, Nr. 142 (ohne Abbildungen). — Fünster offenbar übereinstimmend mit dem Berliner Hof- und Kammergerichtsrat Balthasar F. aus Lüben, Schles., 1605—1648, siehe Stolberger Leichenpredigt Nr. 9491. — <sup>8</sup>) Abgedr. bei A. Methner u. G. Lustig: Geschichte des Corps Borussia zu Breslau 1911, Seite 36 ff. — Auch Pohland im „Volksfreund“ 1919, 6. V. — <sup>9</sup>) 1771 an der Universität Halle entstanden (Golinski, 89 ff.) in Frankf./O. führend. — <sup>10</sup>) Ein farbiges, anschauliches Bild der Ereignisse und Zustände dieses Jahres entwirft F. Plage auf Grund archivalischer Quellen, besonders der Universitätsakten, in seiner Artikelserie „Sturm und Drang an der Universität Frankfurt/Oder im Jahre 1803“, „Oder-Zeitung“, Fkf./O. vom 24./25. 12. 1935; 4./5. 1. 1936; 16. 1. 1936; 28. 1. 1936; dort auch Wiedergaben obiger Bilder.

#### Anhang:

##### Verzeichnis von Alt-Frankfurter Studenten-Bildern (1—10)

###### 1. Student 1626:

Im Besitz des Stadtmuseums zu Jena befand sich unter den 20 Aquarellen aus dem Studentenleben, kopiert aus Stammbüchern der Sammlung Kippenberg, auch ein als solches bezeichnetes Frankfurter Trachtenbild aus dem Jahre 1626. (Dargestellt sind zwei Studenten in dem Habit des 17. Jahrhunderts: schwarze Tracht mit weißen Kragen; der eine mit ockergelber Schärpe, ebensolchen langen Strümpfen und Federhut, der andere mit großem Schlapphut und rotem Band, ebensolchem schmalen Bande um die Hüften als Degengehänge und langen roten Strümpfen.) — (Höhe 8 cm a. weiß. Pap. = B.K. 75 b, 5; dazu „Nachträge“ S. 186.) 2. Studenten [?] 1627:

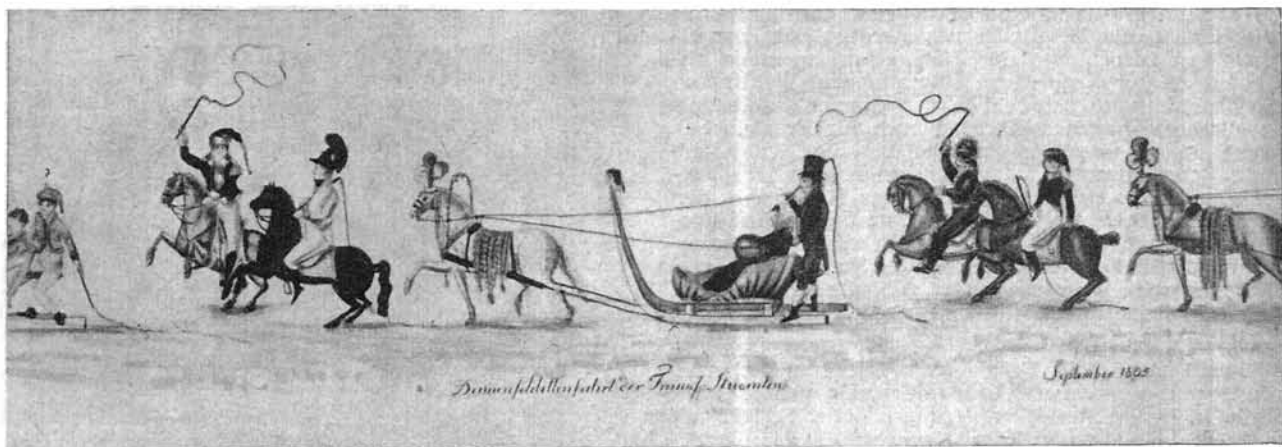
Aquarelle in dem Album des stud. jur. Balthasar Fünster, Wittenberg und Frankfurt/O. 1626—1630, Quer 16°, s. Zt. in der Stadtbücherei Frankfurt/O. aus dem Besitze des „Historischen Vereins für Heimatkunde, Frankfurt/O.“. Darin: 1627 Lie-

bespaar (der junge Mann weinrotes Modekleid, mit Spitzbart, Eintragung Joh. Becker aus Freistadt). — 1626/27. Zwei junge Männer in schwarz modisch gekleidet mit leerem und vollem Geldbeutel (dazu lateinische Eintragungen des Stud. Joh. Nitzsitz).

###### 3. „Academicus Francofurtensis“:

a) Kupferstich von Phil. Jac. Leidenhoffer um 1700, 14,7 mal 24 cm (in der Serie von 20 nachweisbaren, örtlich verschiedenen Studententypen, die aber wohl nur Mode- und Kavalierentypen der [Barock-]Zeit überhaupt sein dürften; oft reproduziert: so einige bei Konrad, Bilderkunde, 2. Aufl. 1931). — (Das offenbar seltene Original des Frankfurter Stiches war im Museum des Lienau-Hauses zu Frankfurt a. d. O. in einem eingerahmten Blatt vertreten.) — (B.K. 49,4.)

b) Trachten der Studierenden von ... Frankfurt ... (auf einigen steht: „Leopold exud.“; s. E. G. Baldinger in Med. u. Phys. Journal Bd. VIII, 1793, 25) um 1700; nach Erman-



Horn 17340; 24 Kupfer des Studenten (Academicus) der damaligen mitteleurop. Universitäten (war nicht einzusehen, vielleicht mit 3 a) identisch?).

#### 4. Student 1777:

Aquarellierte Bildstiftzeichnung im Stammbuch des Frankfurter Studenten C. W. v. Werdeck (Blatt 119: Figur, die wohl einen Studenten darstellen soll, in soldatenähnlicher Uniform der Zeit mit bespornten Reitstiefeln, rotem Frack, weißen engen Hosen, schwarzem Dreispitz mit weißer Feder und goldener Borte, Kavalierdegen um die Hüfte geschnallt). — Eigentum der ehemaligen „Museums-Gesellschaft e. V.“, Frankfurt a. d. O. (BK. Nachtrag 117 b) nach Mitgau.)

#### 5. Franz Schlotter, Zwei Studenten 1789:

Farb. Aquarell in Oval: Doppelfigur in Schattenbildprofil mit farbiger Kleidung. Im Stammbuch des Frankf. Studenten C. H. Kühl. (Zwei Studenten im Freien sitzend; der vordere hält ein Buch geöffnet mit Stammbucheinträgen; gelbe Hose, dunkelgrüner Rock, rote Weste und Armelaufschläge, Zweispitz mit Kokarden (?), Zopf.) — Eigentum wie 4. — (BK. Nachtrag 142 d) nach Mitgau.)

#### 6. Studenten 1798 oder 1803/6:

In der Corpszeit der Borussia zu Breslau, XVII. Jg., Heft 31 (1930), wird über ein Frankf. Stammbuch Seidel (1804–1806) berichtet und durch Buntwiedergabe dreier Kränzianer belegt, daß das preuß. Kränzchen den grünen Rock mit roten Aufschlägen trägt, das schlesische: schwarzen Rock mit roten Aufschlägen (bekannt schon aus dem Stammbuch Knötel 1803, vgl. Zur Entwicklungsgeschichte d. ält. Bresl. Stud.-Verb. von G. Lustig, 1923, S. 4), das märkische: einen weißen Rock mit orange Aufschlägen. — Das Corps Borussia hat die Darstellung aus dem Seidelschen Stammbuch auch als farb. Bildkarte herausgegeben. (BK. „Nachträge“ 161 a) in „Erg. Bl.“ VI.)

#### 7. Ansichten aus dem Studentenleben 1805:

a) Praesides, Juny 1805; 10 × 10,5. (Drei Studenten in voller Gala mit bespornten Kanonen, damazierten Glockenschlägern, weißen Stiefelhosen, Zweilmastern mit weißen Federn, aber verschiedenen Kokarden. Student links: schwarzer Frack, roter Kragen und Armelaufschlag, schwarz-rote Kokarde [Schlesier]; Mitte: weißer Frack, orange Kragen und Armelaufschlag, weiß-orange Kokarde [Märker]; rechts: grüner Frack, roter Kragen und Armelaufschlag, grüne Kokarde [Preuß]. Alle zeigen auf den Epauletten den preußischen [?] Adler. Die Epauletten sind von links nach rechts: gelb [Gold], gelb, grau; die Adlerfarben: schwarz, schwarz, rot.)

b) General-Anführer bey feierlichen Aufzügen und Comitaten, Juny 1805; 6,2 × 10. Vom Künstler mit 21 signiert. (Roter Frack, schwarzer Kragen, Armelaufschlag und Bandler. Orange Kokarde auf dem Zweispitz, Adler auf den gelben [goldenen] Epauletten.)

c) Seitenadjutant bei Aufzügen, Juny 1805; 10 × 6,1. Vom Künstler mit 19 signiert. (Bläulicher Frack und Zylinder mit ebensolchen Straußfedern. Schwarzes Bandler, gelbe [goldene] Epauletten.)

d) — f) Studenten in verschiedenen Sommertrachten. Mai 1805; 16,5 × 10. (Zehn Personen in zwangloser Anordnung. Jeder einzelne sorgfältig charakterisiert: rauchend, die Dose präsentierend und daraus schnupfend, mit Zylindern, Kappen. Einer mit großer schwarzer betrodelter Beutelmütze: Farbe schwarz, roter Streifen mit ebensolcher Kokarde; einer: bläulicher Frack und roter Kragen [Lausitzer]; einer schwarzer Frack, roter Kragen, gelbe [goldene] Epauletten mit Adler, Zweispitz [weiße Feder, schwarze Kokarde — Schlesier]; einer: langer Schwarzrock, mützenartige grüne Kappe mit grün-roter Feder [Preuß].)

g) Verschiedene Wintertrachten, 1805; 11 × 9,8. Vom Künstler mit 18 signiert. (Flotte Schlittschuhläufer, Kopfbedeckungen: pelzbesetzte Beutelmütze, Zipfmütze, Helm, Zylinder. Auffällig bei einem: Orange-Halsband mit Kreuz [?].)

h) Rappierübung, October 1805; 10,5 × 6,8. (Glockenschläger glacié. Zugeknöpfter Mantel läßt bei jedem der zwei Studenten die rechte Seite frei! Zylinder.)

#### i) Universitätsbeamte.)

k) Student in Ballkleidung, October 1805; 4,2 × 7,5. (Weißer Frack und Escarpins. Orange Kragen und Armelaufschlag [Märker], gelbe Epauletten mit Adler, schwarzer chapeaubas getragener Zweilmaster.)

l) Chapeau d'honneur bey feierlichen Aufzügen, October 1805; 5,8 × 7,9. (Schwarzer Frack und Escarpins, Degen, kein Hut.)

m) Damenschlitttenfahrt, September 1805; 23,2 × 8,7. (Inmitten ein Schlitten mit Dame; hinter ihr, auf den Kufen stehend, der die Zügel führende Student. Je zwei Reiter vorn und hinten. Links und rechts Andeutungen anderer Schlitten. Die Reiter sind ebenso uniformiert wie die Praesides Nr. 1, nur daß sie Beutelmützen und Helme tragen. Die Pferde tragen rot-blau-gelbe Federbüsche.)

n) Feierliches Comitât, September 1805; 26,6 × 8,2. (Vorreiter: roter Frack, rote Kokarde; es folgen je zwei Reiterpaare in weißen, schwarzen, blauen, schwarzen, schwarzen Fräcken, rotbefrackter Spitzenreiter mit schwarzbefrackten Begleitern, roter Kutscher; im Wagen drei Studenten, darunter einer in schwarzem Frack.) — (BK. 180 a, „Nachträge“ Seite 188 bzw. Erg. Bl. IV.)

Weitere unmittelbare Darstellungen des Alt-Frankfurter Studentenlebens im Bilde wurden bisher nicht bekannt. Vielleicht, daß gelegentlich in Stammbüchern ältere Bilder auftauchen. Derartige Stammbücher werden ja ab und zu noch im Althandel angeboten, wie z. B. 1929 bei Straub, Berlin, die Stammbücher der Frankfurter E. W. Dickmann (1796 bis 1801) und Viertel, (1767–1775), beide mit Aquarell- und Tuschzeichnungen. Die drei anderen bis 1945 in Frankfurt aufbewahrten (Ratsbibliothek und Lienau-Haus) Frankfurter Stammbücher enthalten keine Studentenbilder, ebenso nicht die in der ehemaligen Stadtbücherei aus dem Besitz des „Historischen Vereins für Heimatkunde“ (1939).

Ein glücklicher Umstand hat einen subtilen Kenner wie Heinrich Grimm-Balkow in einer umfassenden Schau zur Fünfhundertjahrfeier der Letternkunst 1940 in Frankfurt/Oder („Altfrankfurter Buchschätze aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege“) die Frühdrucke der Oderstadt sammeln, sichten und — in dieser eindrucksvollen Übersicht zum erstenmal — öffentlich zugänglich machen lassen. Der sorgfältig zusammengestellte Katalog (1940, zweiter Fassung) verzeichnet folgende Drucke mit Holzschnitten, deren Druckort Frankfurt/Oder wie Verfasser Beziehung zum Universitätsleben der Viadrina nahe legen:

8. Nr. 47, Andreas Henrici, Chyromancia, Frankfurt/Oder; Holzschnitt des Titelblattes: Mann in Dokortracht darstellend, der einem Patrizier aus der Hand liest.

9. Nr. 79 a) — c), Andreas Musculus, „Vom Hosen Teuffel“, Frankfurt/Oder 1555. Titelholzschnitt: Landsknecht in Pluderhosen von zwei kleinen Teufeln bedrängt (s. Text oben). Neudruck 1894 (s. Erman-Horn Nr. 13453 fg.)

10. Nr. 80, Mattheus Friederich, „Wider den Sauffteuffel“, Frankfurt/Oder 1557. Titelholzschnitt: Saufgelage, im Hintergrund Teufel (2. Aufl., 1. A. 1551).

Vielleicht fertigte auch der Buchillustrator der Elchhorn-Offizin in Frankfurt/Oder, der wir die Drucke Nr. 79 und 80 verdanken, der Frankfurter Holzschnelder und Kupferstecher Frantz Friederich, von 1549 bis 1585 nachweisbar, die genannten Abbildungen an?

## Bücherschau

Dr. Curt Meyer, Alt-Berliner politisches Volkstheater (1848 bis 1850). Verlag Lechte, Emsdetten (Westf.). 1951. 167 S.

Auf die sehr gründliche, flüssig und anregend geschriebene Arbeit sollen die Freunde der Berliner Geschichte besonders hingewiesen werden. Es ist überraschend, welche Fülle von Bühnenstücken in etwa zwei Jahren den nach den Wohnvierteln recht unterschiedlichen Berliner Theaterbesuchern dargeboten wurde, wie in dieser erregten Zeit auch das Sommertheater erzieherisch auf das Publikum einwirkte und es durch Leistung zum Verzicht auf eigenes „Mitagieren“ führte, wie an Stellen, die später in der Theatergeschichte berühmt wurden, in diesen Jahren zuerst ein einfacher Musentempel die Hörer sammelte, während allerdings die Mehrzahl der Sommerbühnen nur ein flüchtiges und meist schweres Dasein hatte. Die Märzrevolution und die Reaktion werden hier in einem Spiegel aufgefangen, der das Wesen des Berlinertums dieser Jahre gut erkennen läßt. Der Verfasser gibt viele Hinweise auf das Leben der Bühnendichter und Schauspieler, auch der als Straßengrößen bekannten Zeitgenossen, da diese in den Posen und politischen Dialogen häufig verwendet wurden und den Zuschauern nur zu bekannt waren. Aus den wesentlichen Stücken werden treffende Beispiele und politische Couplets abgedruckt, so daß die Zeit zu uns spricht. Zwölf Bildbeilagen und farbiges Titelbild (Nante als Nationalversammler) und gute Register ergänzen die lebende Darstellung. M. H.

Walter Stengel, Quellenstudien zur Berliner Kulturgeschichte. Zeitvertreib, 112, S. 80. Berlin: Märkisches Museum.

„Spiele, Masken, Tierliebhabereien“ sind in dem letzterscheinenden Heft behandelt, auf das wir wieder mit allem Nachdruck hinweisen. An Hand der anscheinend so nichtigen Dinge führt uns Dr. Stengel durch Künste und Kulturen, zu vergessenen Spiel- und Sammlerleidenschaften, plaudert von der Pique-Zehn des Hans Kohlase und von kostbaren Hundehalsbändern, von den Spielern, den Tänzern der Redouten und Mummereien, den Herren der Tiere, sei es der große Friedrich mit seinen Windspielen, der Seifensieder Bläschen mit seiner Töle „Azur“ oder Th. Th. Helme mit dem Mops „Napoleon“. Die Fülle der sorgfältig belegten Einzelheiten verwirrt in dieser meisterhaften Darstellung nicht, man folgt dem kundigen Mann willig über 109 Textseiten, bedauert, daß die Lektüre beendet ist, und überlegt, was man selbst durch Geschautes oder Gelesenes davon kennt. Ich hätte gern noch bei den Kegelspielern am Schluß den erfindungsreichen Postrat Pistor, Mauerstr. 34, begrüßt, bei dem Achim von Arnim wohnte und auf der Bahn im Garten mit seinen Freunden kegelte, während Pistor an seinen geistreichen Konstruktionen arbeitete (1804/09).

Schließlich wird auf die eingehende Besprechung von Dr. Fricke im Jahrbuch 1950, S. 69, vor allem aber jeder Landesgeschichtler auf das Lesen dieser Quellenstudien hingewiesen. M. H.

Wer sich ein wenig auskennt in der Flut der Humboldt-Literatur, angefangen mit Alexander von Humboldts Vorwort zu den Gesammelten Werken von 1841 bis hin zu den modernsten Werke- und Quellenpublikationen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, von Rudolf Hayms Lebensbild von 1886 bis zu O. Harnacks und Eduard Sprangers, Siegfried A. Kaehlers und Johann Albrecht von Rantzaus Charakteristiken, der weiß, daß eine wesentliche Lücke blieb: Humboldts tiefe Verbundenheit mit der Kunst.

Wie oft standen die märkischen Wanderer nicht im Schloßchen Tegel vor dieser Frage! Wer wußte wohl noch von Gustav Friedrich Waagens kurzen Hinweisen von 1859 oder den in Jahrbüchern oder Zeitschriften fast vergrabenen Essays? Nun hat der Direktor der Berliner Nationalgalerie den großen Wurf getan. Es ist ein auf Wilhelm von Humboldt transkribiertes Lebensbekenntnis des Meisters der Schinkel-, Blicke- und Thorvaldsenforschung geworden. „Der Weise rechnet mit dem Unglück als einer Möglichkeit im Leben, im eigenen wie in dem der Nation — nichts mehr und nichts weniger heißt das hier. Er selbst erlitt die Niederlage im politischen Kampf, Mißgunst und Undank, und ging innerlich ungebrochen daraus hervor. Den Zusammenbruch des Staates hatte er ebenfalls erlebt und hatte erfahren, wie sich das Volk dabei bewährte.“ Aus solchem Geiste formte sich ein allerdings ganz neues Bild des Kunstwerkes Tegel. Sprangers sentimentale Deutung wird von dem Rheinländer Rave im Geiste märkisch geformten Klassizismus überwunden durch eine herbere, aber echtere Heranführung an Gottfried Kellers „Traum vom fernenblauen Leben“. Wir erfahren vom Wirken hellenischen Geistes in der Mark und vom Plünderungsspek — der Franzosen in Tegel, von den Sinnbildern der Kassandra und der Erhebung, vom Schloßchen schließlich als dem Gehäuse eines vollkommenen Lebens, eines Lebens aus der Kunst als dem „lebendigen und sprechendsten Symbol der Gottheit“. Die kurzen Tegelstudien Raves in der „Atlantis“ und in den „Gärten der Goethezeit“ sind in ihrer neuen Verwandlung zu einer der schönsten Deutungen geworden, die sich um die wenigen Musensitze der Mark Brandenburg bemühen.

Silvester 1819 trat Wilhelm von Humboldt aus dem tätigen Leben des Staatsmannes zurück in den Dienst der Ideen. Schloßchen Tegel wurde ihre Behausung und zugleich die Behausung der Denkmale jener weitreichenden Begegnungen mit den Meistern der Kunst, die dem Hausherrn im hellenischen Geiste nahe standen: Rauch, Schinkel, Thorvaldsen, Tieck, Schick. Im wissenden Erschauen und Deuten der Meister und ihrer Werke wächst um die Bau- und Kunstgeschichte des Schloßchens Tegel das lebensvolle Bild des märkischen Klassizismus auf: vom Verhältnis zwischen Bauherrn und Baumeister, von der Formfrage Schloßchen oder Schloß, von der Idee des Turms der Winde, vom Sinn des Pozzo di San Calisto, von der Hoheit und Grazie der Charakteren, von den Elgin Marbles, vom inneren Wert edler Werkstoffe, vom Nachhall Roms, vom Park und den Gräbern. Eines aber wird vor allem weithin sichtbar: die allzu sehr im dämmerlichten Hintergrund gebliebene Gestalt eines stillen Lenkers der Kunstpolitik Jungpreußens, würdig einer Zeit, die die geschichtsphilosophischen Grundlehren der Hegel und Schlegel und die junge kritische Kunstwissenschaft der Rumohr und Passavant, der Waagen und Schnaase hervorbrachte. Rave faßt diese kaum erschlossene Welt Humboldtscher Gedanken in die Worte zusammen: Wo die Kunst aus der Mitte des menschlichen Gemüts entspringe, da schreite sie „vor jedem Irrwege sicher, ewig jugendlich, auf einer Bahn fort, die ihr erlaubt, sich nach allen Seiten hin in unbeschränkter Freiheit zu bewegen.“

Mag sich der Kunsthistoriker der in so reichem Maße erschlossenen neuen Erkenntnisse freuen: den schlichten märkischen Wanderer nimmt Raves Tegelbuch in anderer Weise gefangen. Wer kennt nicht die Herzengüte und Bereitwilligkeit der Schloßherrin Frau Marie Agnes von Heinz, die jedem Besucher noch einen Glanz jenes Menschentums vermitteln, das seit Wilhelm von Humboldt dieses Haus erfüllt? Ein gleicher Glanz leuchtet uns aus Raves Werk in die Seele. Die Kunst des Sehens und die Begnadung mit dem deutenden Wort besitzen viele Meister der Kunstwissenschaft. Allzu viele sind nur Aufstiehlser! Paul Ortwin Rave

hat die Kunst des Sehens und Deutens in seinen Führern und kunsthistorischen Werken in jahrzehntelanger Übung zur Vollendung erhoben, zwingend auch dort, wo es sich um Gelegenheitsschriften handelte. Wir nahmen in Tegel gern den alten Fontane zur Hand, aber wir wußten, daß aus seinem Anti-Klassizismus heraus vor Schinkel und Humboldt seine Liebe in kühler Distanz verharrete. Humboldt hat versichert, daß ihn die Elginschen Marmore „wie lebendige Wesen und höher und tiefer als Menschen“ anzogen. Dem Dichter Fontane lebte das Leben nur im Menschen. Rave aber trägt in seinem Herzen die Liebe zum Lichtblau, jenem kühlen nordischen Blau, „das man fast die Schinkefarbe nennen könnte.“ Darum leuchtet aus seinem Sehen und Deuten des Lebens und der Kunst im Schloßchen Tegel der helle Schein der Liebe, der so stark unsere Seele bezwingt, der Schein einer Liebe, die jener Zeitspanne gilt, in der sich Märkisches und Hellenisches am innigsten in Geist und Werk verbunden. Wie vielen Menschen gab diese Verbundenheit auch in der düstersten Zeit der deutschen Hauptstadt die Kraft, die die Seele vor der Schranke des Todes aus der Hoffnung nimmt: spes aeterna supra sepulcra.

Hermann Fricke.

Mario Krammer, Alexander von Humboldt. Mensch — Zeit — Werk. Volksverband der Bücherfreunde 1951.

Es war am Pfingstabend 1938, als der Bornimer Gärtner und Denker Karl Foerster die Anregung zu diesem Buche gab. Alexander vom Humboldt, dem fast 90 Lebensjahre vergönnt waren, ist noch einer der Lehrer des Astronomen Wilhelm Foerster, des Vaters des Gartenphilosophen, gewesen. Wie Mario Krammer das Thema anfaßte, hörten wir wohl zuerst schon 3/4 Jahre später durch einen Vortrag „Alexander v. Humboldt und Berlin“. Er sah in Werk und Lebensgang von Alexander den Sinnwandel des Jahrhunderts zur neuen „Periode der Forschung und Technik, der planmäßigen Nutzung der Erde“. In diesem Geiste ist der „Versuch eines Lebensbildes“, der von der Aufklärung bis zum heraufkommenden Zeitalter der Technik führt, geschrieben. Der geistige Mutterboden ist Berlin, und einer der größten, weltberühmten Söhne dieser Stadt soll uns ohne übergroße wissenschaftliche Belastung nahegebracht werden. Darum wird der Leser dankbar die weiter ausholenden Darstellungen der geistigen Stufen genießen, kulturgeschichtliche Bilder, die der Verfasser in reicher Fülle einstreut, aus denen das wissenschaftliche Weltbild und die künstlerische Form Humboldts emporsteigen. Diesem Forscher und Weltentdecker war die Gewalt des Wortes bis zur dichterischen Höhe verliehen, und sein zeichnerisches und malerisches Können gab den Berichten einen poetischen Reiz, so daß sich Generationen an seinen „Ansichten der Natur“ und seinem „Kosmos“ zu Freunden der Naturwissenschaften heranbildeten.

In der Darstellung wird manchem das Kapitel über den Aufbau einer deutschen humanistischen Kultur, in dem der Bruder Wilhelm als geistige Persönlichkeit eingehend geschildert wird, vielleicht etwas zu ausführlich erscheinen. Aber es ist wesentlich als Spiegel der berlinischen Welt und zur Klärung des Auftretens von Alexander, der lange in Südamerika und 20 Jahre in Paris lebte, später aber täglicher Tischgast Friedrich Wilhelms IV. war und von den Berlinern als Gegenspieler des reaktionären Kreises um den König angesehen wurde.

Ein besonderes Verdienst hat das Buch, indem es aus den vielen Ausgaben der Briefe eine kleine, durch sein Leben führende Auswahl, ergänzt durch Briefe und Reden über ihn, bringt. Die Hälfte aber des schön ausgestatteten Werkes nehmen Kapitel aus den beiden genannten Hauptwerken ein und bieten dem Leser den ganzen Reichtum seiner Sprache, die strömende Fülle der Gedanken und lassen die weitweite Kenntnis des Weisen auf vielen Gebieten ahnen. Es sei erwähnt, daß die klassisch gewordene „Geschichte der physischen Weltanschauung“ aus dem zweiten Bande des Kosmos abgedruckt ist. Schriften-, Literatur- und Quellenachweise ergänzen das Buch, wobei ich die übergroße Bescheidenheit des Verfassers bedaure, der nur zum dritten Teil (aus dem Werk) ein Namenregister gibt und uns in seiner persönlichen Arbeit zur Selbsthilfe zwingt.

M. H.

## Unseren Lesern

reichen wir das „Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 1951“ in der Hoffnung, daß wir uns wieder, wie beim ersten Jahrbuch 1950, ihrer Zustimmung erfreuen dürfen.

Die „Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.“ ist 1884 als Touristenklub gegründet worden mit dem Ziel, die geschichtlichen Stätten der Heimat zu erwandern. Diese Möglichkeit bietet die Vereinigung ihren Mitgliedern auch heute noch an jedem zweiten Sonntag durch nähere und weitere Fahrten in die Mark. Die Grundlagen zu unserer Arbeit gibt uns die über 4000 Bände brandenburgische und berlinische Literatur umfassende Bibliothek. Sie bietet unseren Mitarbeitern und jedem, der das Schrifttum der Heimat studieren will, eine einzigartige Gelegenheit hierzu. Kataloge und eine fast alle märkischen Orte umfassende Archivsammlung erleichtern die Benutzung. Im Winterhalbjahr bieten wir durch Vorträge, die freitags in 14 tägiger Folge stattfinden, Einblick in neuere Forschungsergebnisse aller Gebiete der Landeskunde. Diesen Vorträgen entsprechen im Sommer an jedem zweiten Sonnabend Führungen und Besichtigungen in Berlin und der näheren Umgebung.

Über das Programm berichtet unser „Mitteilungsblatt“, das auch Berichte über die Vereinsarbeit und Wanderungen, über den Schriftenaustausch usw. enthält. Der Jahresbeitrag ist für 1951 auf 12,— DM für Mitglieder, auf 6,— DM für Fördernde (Damen) festgesetzt worden. — Interessenten bitten wir, sich an den 1. Vorsitzenden, Herrn Martin Henning, Bln.-Charlottenburg 9, Oldenburgallee 20, oder den Schriftführer, Herrn Carl Löffler, Bln.-Friedenau, Schwalbacher Str. 2, zu wenden.

# Personen- und Sachverzeichnis

Albertus, Pfr. 57  
 Albrecht Achilles, Kf. 33  
 Albrecht I., der Bär 26, 48 51  
 Albrecht II., Markgraf 26 f., 42  
 Albrecht III., Markgraf 29  
 Albrecht, Erzbisch. v. Magdeburg (1389) 31  
 Albrecht, Erzbisch. v. Mainz und Magdeburg 64  
 Albrecht, Ritter, Lokator 42  
 Alexis, Willibald 6, 18  
 v. Arnim, Geschl. 28  
 v. Arnim, Achim 75  
 Askanier 22, 26 ff., 42 ff., 48, 51  
 Augustiner 25  
 Barnim IX. v. Pommern 35  
 Barz, Matthias, Bürger in Treuenbrietzen 66  
 Beatrix, Gemahlin Ottos III. 23  
 v. Beichlingen, Friedr. Graf, Erzbisch. v. Magdeburg 32  
 Bekmann, I. C. 29  
 Berghaus, Heinr. 48  
 Bernhard, Abt v. Cîteaux 21, 24  
 Bestehorn, Friedr. 52, 56  
 Bismarck 10  
 Böhme, Johann, Pfr. 64  
 Börne, Ludw. 73  
 Boitel, Thomas, Bgmstr. v. Prenzlau 37  
 Boleslaw der Kahle v. Schles. 42 ff.  
 v. Bonin, Burkhard 51  
 Breitenbach, Osk. 42, 44  
 Bremer, Thomas, Landeshptm. 34  
 Bronzezeit 39 f.  
 Bruns-Wüstefeld, Kurt 52  
 Burchardus de Glind 55  
 Burchardus, Pfr. 57  
 v. Buch, Joh. Hofrichter 22  
 v. Bülow, Heinr. 31  
 Calbutz, Joh., Pfr. 31, 34  
 Cassel, Joh., Domherr 62  
 Cölestin, Georg, Hofpredig. 68  
 Conrad, Pfr. 57  
 „Constantinisten“ 73  
 Coswig, Michael, Pfr. 66  
 Curschmann, Fritz 48 f., 51  
 Czychow, Paul, Domherr 62  
 Dänemark 22  
 Devrient, Eduard 19  
 Dickmann, E. W., Frankf. Student 75  
 Dieterich, Landgraf v. Thüringen 43  
 Döring, Matthias, Minorit 32  
 Dominikaner 30  
 Eggerd, Joh., Kämmerer d. Prenzl. Kaland 37 ff.  
 Ehrenberg, Christ. Gottfr., Naturforscher 34  
 Elisabeth, Kf.-Witwe 64  
 Ellefeld, Joach., Pfr. 34  
 Elster, Otto, Literaturhistor. 4  
 Erich, Erzbisch. v. Magdeburg 42  
 Erlinger, Georg, Kartograph 33  
 Etzlaub, Erhard, Kartograph 33  
 Eugen III., Papst 38  
 Fehse, W., Literaturhist. 5  
 Fidicin, Ernst 48, 54, 56  
 Fischbach, F. L. J., Chronist 29  
 Fischer, Otto 66  
 Foerster, Karl 76  
 Foerster, Wilh. 76  
 Fontane, Aug. 12

Fontane, Emilie geb. Labry 9, 11  
 Fontane, Louis 11, 13  
 Fontane, Martha (Mete) 9  
 Fontane, Pierre Barthélemy 12  
 Fontane, Th. 9 ff., 20, 76  
 Franziskaner 32  
 Friederich, Frantz, Frankf. Holzschn. 75  
 Friedrich, Mattheus, Dichter 75  
 Friedrich, Kaiserin Viktoria 9  
 Friedrich I., Kf. 44  
 Friedrich II., Kf. 30 ff.  
 Friedrich II., Kg. 73, 75  
 Friedrich Wilhelm I., Kg. 11  
 Friedrich Wilhelm IV., Kg. 76  
 Frödemann, Simon, Pfr., Pfr. 34  
 Fünster, Balh., Frankf. Stud. 72, 74  
 Gandert, Otto-Friedr. 41  
 Gebauer, J. 64  
 v. Gersdorff, Hentzo, Domherr 62  
 Gertrud, Abtissin v. Trebnitz 42  
 Giesenlage, Merten, Bürger v. Werben 30  
 Gley, Wern. 29, 51 f., 54, 56  
 Goethe 14 f., 23, 73  
 v. Gonzaga, Franzisk., Kard. 32  
 Gordinus I. Afrikanus 41  
 Gottshausleute 63  
 Gregor, Kard. 32  
 Grife, Rufo, Vogt 61  
 Grimm-Balkow, Heinr. 71, 75  
 Gruppe, Otto Friedr., Prof. 16  
 Günther, Erzbisch. v. Magdeburg 32  
 Günther, Abt v. Leubus 42  
 Guttmann, B. 48, 52 f.  
 Hansko, Barth., Pfr. 64  
 v. Happe, Geschl. 65 f.  
 Harnack, O. 76  
 Hauck, Alb. 20, 25  
 Havemeister, Joh., Dekan d. Prenzl. Kaland 37 ff.  
 Hebbel, Friedr. 16  
 Hechtreißerzünfte 43  
 Heffter, K. Chr. 48  
 Heidenreich, Bisch. 61  
 „heilighan“ 63  
 Heine, Th. Th. 75  
 Heinrich I., Hzg. v. Schles. 22, 25, 42 ff.  
 Heinrich II., Kaiser 51  
 Heinrich II., der Fromme 42 f.  
 Heinrich III., Hrz. zu Breslau 42  
 Heinrich d. Erlauchte (Wettin) 42  
 Hele v. Sundheim, Beringer 28 f.  
 Henrici, Andr. 75  
 Henricus, Pfr. 57  
 Hermann, Markgr. 28  
 Hermannus, Pfr. 28  
 Herold, Victor 35, 37 f., 50, 65  
 Heß, Peter, Pfr. 65  
 Heyder, Erhard, Visitations-Sekretär 68  
 Heyse, Paul, 11  
 Holtze, Friedr. 2 f.  
 v. Holtzendorf, Adelheid, Abtissin in Prenzlau 35  
 v. Holzendorff, Poppo 44  
 Hopfenbau 46  
 Hoppe, Willy 24, 26, 49, 61, 64  
 v. Humboldt, A. 76  
 v. Humboldt, W. 15, 76  
 Hutten, Ulr. 70 f.

Hus, Joh. 31  
 Hussiten 42  
 Illyrer 41  
 Innozenz II., Papst 59  
 v. Jagow, Matthias, Bisch. 64  
 Jahn, Fr. L. 73  
 Jaxa v. Köpenick 48  
 Jegerov, Dmitrij Nicolai 23  
 Joachim I., 35 f., 64  
 Joachim II., 34, 36, 64, 66  
 Johann I., Markgraf 3, 27 f., 42 f.  
 Johann, Kf. 47  
 Johann V. 28 f.  
 Johann v. Küstrin 66  
 Johannes, Bf. v. Schleswig 31  
 Johannes von Porto, Kardinalbf. 32  
 Johanniter 3  
 Jung, Hans 48  
 Kaisch, Henryk 22  
 v. Kaisersberg, Geiler 71  
 Kaland 37 ff., 66  
 Kalixt III., Papst 62  
 Kalvinisten 21, 68  
 Kammergerichtsordnung (1516) 37  
 Kannemann, Johannes, Magister 32  
 Karl IV., 3, 28, 46, 62  
 Karpeles, G., Literaturhist. 8  
 v. Kerkow, Adelheid, Abtissin i. Prenzlau 35  
 Kietz 44 f., 49, 55  
 Kippenberg, Sammlg. 72, 74  
 Kirchväter 63  
 Klassizismus, märk. 76  
 Klebow, Merten, Prenzl. Bürger 38  
 v. Kleist, Heinr. 71  
 v. Klitzing, Nic., Domherr 62  
 v. Klöden, Karl Friedr. 43  
 Klödensche Gewerbeschule 11  
 v. Kloster, Ludolf 43  
 v. Kloster, Wolff 46  
 Knack, Hugo Karl Aug. Lüders, Berl. Nagelschmiedemstr. 5  
 Knack, Friedr. Wilh., Berl. Nagelschmied 5  
 Knötel, Frankf. Stud. 75  
 Knorr, Heinz 41  
 v. Köckeritz, Kaspar 64  
 Köpke, Pfr. 62  
 Köppen, Joh., Präsidt. d. Konsistoriums 68  
 Kohlhasse, Hans 75  
 Konrad, Erzbisch. 49  
 Konrad, Karl Kulturhist. 71 ff.  
 Konrad II. v. Wettin 42  
 Koser, Reinh. 22  
 Krammer, Mario 10 ff., 76  
 Krause, Kommerzienrat 19  
 Krause, Minna 19  
 Krewitz, Paschen, Prenzl. Bgmstr. 37 f.  
 Krüger, H. A. 5  
 Kügler, Herm. 8  
 Kühl, C. H. Frankf. Stud. 75  
 Kulturgech., Berl. 75  
 Lamberg, Hermann, Bürger in Jüterbog 60  
 Lamprecht, Karl 30  
 Lemprecht, Pfr. 57  
 Landbuch Karls IV. 46, 48 f., 52 ff.  
 Laskonogi, Wladislaw 42  
 Lausitzer Kultur 41  
 La Vigne, Ingenieur 2

Lehmann, Rud., Heimatforscher 69  
 Leidenhoffer, Phil. Jacob, Kupferstecher 72, 74  
 v. Lepel, Bernh. 16, 19 f.  
 Lepsius, Karl Rich., Ägyptologe 4  
 Liebchen, Osk. 51, 56  
 v. Lintorff, Konr., Bisch. 31 f.  
 List, Hans, Bürg. v. Bukow 44  
 Loitze, Joh., Propst 37 f.  
 Ludat, Herb. 44 f., 49, 55  
 Ludwig d. Ä. 3, 28 f.  
 Ludwig von Thüringen 42  
 Luther 10, 34, 64  
 Lutter & Wegner 6  
 Lyngbystufe 39  
 v. Manteufel, Erasmus, Bf. 35  
 Marienverehrung 30  
 Masken 75  
 Mathieu, Césaire, Kardinal 20  
 Mathilde, Tante Ottos III. 51  
 Maximilian, Kaiser 71  
 Memhardt, J. G. 2  
 Mengel, Gertr. 9 f.  
 Menzel, A. 9 f.  
 Merseburger Vertrag 51, 59  
 Meyer, R. M., Literaturhist. 8  
 Meyer, Curt 75  
 Michelet, K. L., Philosoph 4  
 Milow, Joh., Domkellner u. Pfr. 62, 66  
 Mirow, G. 44  
 v. Möllendorff, Gebr. 31  
 Molner, Arnd, Priester 37 f.  
 Moltke 10  
 Münzen 41  
 Münster, Sebastian, Kartograph 33  
 v. Münsterberg, Heinr., Herzog 33  
 Mundt, Hans 29, 43, 56  
 Musculus, Andr., Prof. 68, 72, 75  
 Niederländer 59  
 Niemann, Jacob, Bauer 59  
 Nicolaus, Pfr. in Rädcl 57  
 Nicolaus, Pfr. i. Schmergow 57  
 Nikolaus V., Papst 32  
 Nikolaus v. Cues, Kard. 31 ff.  
 Nitzschewitz, Herm., Prototypar v. Frankf. 30  
 Nitzsitz, Joh., Stud. 74  
 Oelmann, Wilh. 25  
 Odairicus, Archipresbyter 51  
 Oliver von Sabina, Kardinalbisch. 32  
 Oprecht (Albrecht), Ritter 42  
 Otto I., Markgraf 48, 55  
 Otto II., Markgraf 24, 58, 63  
 Otto III., 3, 23, 27 f., 42 f., 51  
 Otto d. Gr. 22  
 Otto, Pfr. in Trechwitz 57  
 Pelargus, Christoph, General-superintendent 68  
 Pennalismus 72  
 Pfitzner, Joseph 23  
 Pfuel, Valtin, Domdechant 68  
 Philipp I. v. Pommern 35  
 Philipp von Alancoia, Kardinal, päpstl. Legat 31  
 Piasten 22, 41, 43 f.  
 Pistor, Karl, Postrat 75  
 Plage, Felix, Frankf. Bibliothekar 71  
 Pletz, Barth. Kämmerer d. Prenzlauer Kaland 37 ff.  
 Prämonstratenser 30  
 Pribislaw-Heinrich, Hevellerfürst 51

Raabe, W. 4 ff.  
 Radtmann, Barth., Kirchen-  
 visitator 68  
 Rave, Paul Ortsw. 76  
 Reformation 61  
 Reischel, Gust. 21  
 Reilstab, Ludw. 6  
 Riedel, A. F. J. 48, 59  
 Ritter, Karl, Geograph 4  
 Ritterorden, Dt. 22  
 v. Rochow, Geschl. 52, 59, 63,  
 65, 67  
 von Rohr, Kurt, Landes-  
 hptm. 34  
 Rudolf v. Sachsen 29  
 Rudolf, Erzbisch. v. Magde-  
 burg 43  
 Rudolf, Michael, Pfr. 37 f.  
 Ruppiner Bilderbogen 14  
 Sabinenkloster 35  
 Sachsenspiegel 22  
 v. Saldern, Geschl. 34  
 v. Saldern, Matth., kf. Rat 34  
 Sander, Dorothea, Ww. in  
 Prenzlau 37 ff.  
 Sander, Valentin 37 f.  
 Schacht, Jul. Ed., Medizinal-  
 rat 9  
 Schäfer, K. 51  
 Schinkel, K. Fr., 78  
 v. Schlabrendorff, Geschl. 62

Schmidt, Heiner, Felix 52, 54, 59  
 v. Schulenburg 44  
 Schultz, Joh. Bernh., Land-  
 messer 2  
 Schultze, Joh. 22, 24  
 Schulze, Berth. 20 ff., 48  
 Schwannorden 30  
 Sebald, Chronist 60  
 v. Segesar 42, 44  
 Seidel, Frankf. Stud. 75  
 Sibeling(k), Georg, Prenzl.  
 Notar, 37 f.  
 Sichter, Hans, Brdbg. Bürg. 60  
 Siegfried, Castellanus  
 v. Brdbg. 58  
 Siegfried, Bf. (1217) 51, 55  
 Slawenaufstand 51  
 Sohnrey, H. 6  
 Sombart, W. 21  
 Sorben 23, 51, 60  
 v. Sparr, Graf Otto Christ.,  
 Feldzeugmstr. d. Gr.  
 Kurf. 11  
 Span, Tewes aus Göhlisdorf 63  
 Sparre, Henning, Vogt 29  
 Spiele 75  
 Spiero, H., Literaturhistor. 5  
 Spranger, Ed. 76  
 Staeger, Franz, Berl. Verleg. 6  
 Stella, Tilemann 33  
 Steinbrecher, Joachim, Kam-  
 mersekretär 68

Steinzeit 39  
 Stengel, Walter 75  
 Storm, Th. 12, 18  
 Strachwitz, Moritz Graf 10  
 v. Strehle, Reynard 43  
 Studentenkleidung 69  
 Stülpmagel, Berl. Buchhdlr. 6  
 Stummel, Christ. 74  
 Taube, Liborius, Pfr. 66  
 Templer 22, 25, 30  
 Tetzel, Joh. 64  
 v. Thene, Geschl. 27, 29  
 Thomas, Lokator 42  
 v. Thümen, Georg, Patron 59  
 Tierliebhabereien 75  
 Tocke, Heinrich, Domherr in  
 Magdeburg 31 f.  
 Tracht 69 ff.  
 „Tunnel üb. d. Spree“ 11, 14 ff.  
 „Unitisten“ 73  
 Urban VI., Papst 31  
 Vaegt, Heumann, Prenzl.  
 Bürger 38  
 Valentin, Abt v. Lehnin 64, 66  
 Viadrina 69 ff.  
 Victoria, Kaiserin Friedrich 9  
 Viertel, Frankf. Stud. 75  
 Visitationen 36, 52, 63 ff.  
 Volkstheater 75

Waldemar d. Gr. 3, 33  
 Waldemar IV. 3  
 Wehrmann, Mart. 25  
 Weinbau 25, 63  
 Weinhöfen, Joh., Kanzler 52,  
 65 f., 68  
 Wels, Kurt H. 43  
 Wendland, Paul, ev. Predig. 34  
 v. Werdeck, C. W., Frankf.  
 Stud. 75  
 Wettiner 42  
 Wichmann, Erzbisch. 23, 48 ff.  
 Wiechert, Ernst 8  
 Wilbrand, Erzbisch. 43 f.  
 Willrichius, Pfr. 44, 46  
 Wilmar, Bisch. 55  
 Witte, Friedr. 9  
 Wittelsbacher 28  
 Witthuhn, Thewes, Prenzl. 38  
 Wögelitz, Johann, Bisch. 31, 34  
 Woldemar, s. Waldemar  
 Woldenscheer, Kaspar, Pfr. 66  
 v. Wuthenow, Joach. 33  
 Wuttke, Berl. Schneider 5  
 v. Ylow, Cuno 47  
 Zehnt 22, 53  
 Zell, Heiner 33  
 Zepernick, Peter, Pfr. 64  
 Ziegeler, Geschl. 44  
 Zisterzienser 20 ff., 30, 55 f.

## Ortsbezeichnungen

Die Kreisangaben entsprechen dem Regierungsbeschluss vom 6. 6. 1950, nach dem die Kreise Beeskow-Storkow, Lebus, Calau, Guben die neuen Kreisnamen Fürstenwalde (Spree), Seelow, Senftenberg, Frankfurt (Oder) erhielten und bedeutende Änderungen der früheren Kreis- und Gemeindegrenzen erfolgten. W. F. M. = wüste Feldmark

Albrechtsberg b. Oderberg  
 (Oberbarn.) 26  
 Altna b. Chorin (Angermünde; W.F.M.) 24  
 Altna b. Rüdersdorf (Fürstenwalde; W.F.M.) 24  
 Alt Friedland (Seelow) 46  
 Alt Krüssow (Ostprign.) 30  
 Alt Landsberg (Niederbarn.)  
 3, 43  
 Alt Langerwisch (Zauch-Belz)  
 50, 53 f., 57, 62 f., 65, 67  
 Altona b. Hamburg 24  
 Alt Töplitz (Zauch-Belz.) 49  
 Altmark 21 f., 59  
 Andreasberg b. Sanne (Oster-  
 burg) 30  
 Angermünde 24  
 Arnswalde 25  
 Assau (Zauch-Belz. W.F.M.)  
 Arendsee (Osterburg) 27, 55  
 Arendsee (Prenzlau) 26 f.  
 Bärwalde (Luckenw.) 49 f.  
 Ballenstädt 22  
 Bardenitz (Luckenw.) 48  
 Barnim (Land) 22 ff., 26 ff., 42,  
 44, 46, 51  
 Beelitz (Zauch-Belz.) 30, 48 ff.  
 Beelitz-Heilstätten (Zauch-  
 Belz.) 48  
 Beiersdorf (Oberbarn.) 26  
 Belzig (Zauch-Belz.) 48 f., 51,  
 55, 64  
 Bensdorf (Zauch-Belz.;  
 W.F.M.) 49  
 Bergholz (Zauch-Belz.) 54, 57,  
 62, 65, 67  
 Bergholz-Rehrbrücke (Pots-  
 dam) 49  
 Bernau (Niederbarn. 3, 28 f., 67

Bernickow (Königsberg) 30  
 Berlin 1 ff., 6 ff., 26, 28, 34,  
 67, 75  
 Biese (Osterburg) 27  
 Biesenthal (Niederbarn.) 26  
 Billingshöhe (Grafschaft) 22  
 Blankenburg (Bln.-B.) 29  
 Blankensee (Luckenw.) 48 ff.  
 Bliesendorf (Zauch-Belz.) 54,  
 57 ff., 61 f., 65, 67  
 Blumberg (Niederbarn.) 26  
 Bochow (Zauch-Belz.) 54 ff.,  
 59, 62 f., 67  
 Böhmen 43  
 Bötzw-Oranienburg (Nieder-  
 barn.) 26 ff.  
 Bötzw (Osthavelland) 33  
 Borkheide (Zauch-Belz.) 48  
 Borkwalde (Zauch-Belz.) 48  
 Borsendorf (Zauch-Belz.;  
 W.F.M.) 54, 57  
 Bosdorf (Wittenberg, fr.  
 Zauch-Belz.) 49 f.  
 Brachwitz (Zauch-Belz.) 54,  
 57 f., 62, 65, 67  
 Brandenburg 28, 30 f., 48 ff.  
 Brandenburg-Neustadt 50, 59,  
 65 ff.  
 Braunschweig 33  
 Breslau 69  
 Briehowa (W.F.M.) 51, 56  
 Briese (Niederbarn.) 26  
 Briest (Angerm.) 35  
 Britz b. Chorin (Oberbarn.) 24  
 Brück (Zauch-Belz.) 48, 50, 56  
 Buch (Bln.-B.) 29  
 Buchholz (Zauch-Belz.) 54, 57,  
 65, 67  
 Buchholz (Niederbarn.) 42  
 Buckow (Seelow) 39 ff.

Buckowsee 40, 44  
 Buckow (Pomm.) 25  
 Budorf (Zauch-Belz.; W.F.M.)  
 54, 57, 60  
 Busendorf (Zauch-Belz.) 49,  
 52, 54, 57 f., 67  
 Bussow (Zauch-Belz.; W.F.M.)  
 54 f., 57  
 Calvörde (Altin.) 30  
 Caputh (Zauch-Belz.) 11, 53 f.,  
 57, 63, 67  
 Chorin (Angerm.) 24 f.,  
 Cistetal (Zauch-Belz.; W.F.M.)  
 54  
 Colpin (Zauch-Belz.; W.F.M.)  
 54, 58  
 Crössin-See (Teltow) 49  
 Däber-See (Seelow) 42  
 Dahme (Luckenw.) 50  
 Dahmsdorf (Seelow) 41 ff., 46  
 Damelang (Zauch-Belz.) 53 f.,  
 62, 67  
 Damsdorf (Teltow) 54, 57,  
 64, 67  
 Darbrietzen (Zauch-Belz.;  
 W.F.M.) 54, 57, 60  
 Deetz (Zauch-Belz.) 51 f., 54 ff.,  
 59, 67  
 Derwitz (Zauch-Belz.) 54, 57,  
 59, 67  
 Deutsch-Bork (Zauch-Belz.)  
 54, 57 f., 65, 67  
 Dobblerin (Meckl.) 20  
 Dobbrikow (Luckenw.) 49  
 Dornstedt (Gardelegen;  
 W.F.M.) 30  
 Dubie (W.F.M.) 56  
 Dyrotz (Osthavelland) 53  
 Eberswalde (Oberbarn.) 26,  
 28 f.

Eggersdorf (Seelow) 43  
 Eken (Zauch-Belz.; W.F.M.)  
 54 f., 58  
 Elbe 51  
 Eldena (Greifswald) 22, 25  
 Elsholz (Zauch-Belz.) 52, 54,  
 56 f., 59, 62, 65, 67  
 Erfurt 32  
 Eschershausen 6  
 Etzin (Osthavelland) 52 f.  
 Feldberg (Meckl.) 35  
 Ferch (Zauch-Belz.) 50, 53 f., 67  
 Fichtenwalde (Zauch-Belz.) 48  
 Ficksdorf (Zauch-Belz.;  
 W.F.M.) 52, 54, 57, 61  
 Finow (Oberbarn.) 26 f.  
 Finowfurt (Oberbarn.) 29  
 Frankenfelde (Luckenw.) 24  
 Frankfurt (Oder) 43, 66, 69 ff.  
 Freienthal (Zauch-Belz.) 62  
 Freienwalde/Oder (Ober-  
 barn.) 43  
 Freitzow (Zauch-Belz.;  
 W.F.M.) 52, 54, 57  
 Fredorf (Zauch-Belz.) 54,  
 56 ff., 62 f., 67  
 Friedrichsaue (Seelow) 23  
 Frohnsdorf (Zauch-Belz.) 54,  
 57, 60  
 Fürstenwalde (Spree) 43  
 Garzau (Seelow) 43  
 Gersdorf (Wolmirstedt) 29  
 Glauer Berge (Teltow) 30  
 Glien (Osthavelland) 26  
 Glindow (Zauch-Belz.) 50 ff.,  
 54 ff., 59, 63, 67  
 Gnesen (Erzbist.) 22  
 Göhlisdorf (Zauch-Belz.) 54 ff.,  
 60, 62 f., 67



- Gölsdorf (Seelow; W.F.M.) 42  
 Göritz (Seelow) 30  
 Görtzke (Jerichow I) 49  
 Götlin (Osthavelland, fr. Zauch-Belz.) 49, 54 f., 57 f., 62 f., 65, 67  
 Götz (Zauch-Belz.) 53 ff., 57, 67  
 Gohlitz (Westhavelland) 54, 58  
 Goldberg (Meckl.) 20  
 Gollenberg b. Köslin/Pomm. 30  
 Gollwitz (Zauch-Belz.) 54, 57, 59, 62, 65, 67  
 Golm (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Golm, Hoher (Luckenw.) 30  
 Golzow (Zauch-Belz.) 54 f., 57, 59 f., 62, 67  
 Gramzow (Angerm.) 37  
 Grebs (Zauch-Belz.) 54, 57 f., 63, 67  
 Greiffenberg (Angerm.) 35  
 Grenzel (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57, 60  
 Griepensee (Seelow) 44, 47  
 Grimnitzsee (Angerm.) 35  
 Großbeeren (Teltow) 14, 51  
 Groß-Damelang (Zauch-Belz.) 53, 55, 57  
 Groß Kreutz (Zauch-Belz.) 54 ff., 57, 59, 63, 67  
 Grünow (Oberbarn.) 24  
 Grüntal (Oberbarn.) 29  
 Grüssau (Schles.) 25  
 Gütergut (Teltow) 51  
 Guten-Paaren (Westhavelland) 55  
 Gutkendorf (Teltow) 49, 51  
 Hamburg 33  
 Hardenbeck (Templin) 35  
 Harlungerberg b. Brandb. 30  
 Hasenfelde (Seelow) 43  
 Hatenick (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Havel 26, 48, 50 f., 55, 59  
 Havelberg (Westprignitz) 3, 31, 36, 51, 63  
 Havelland 21 f., 26, 52  
 Heckelberg (Oberbarn.) 26  
 Heegermühle (Oberbarn. 26 f., 29  
 Heiligengrabe (Ostprign.) 30  
 Heiligensee (Bln.-H.) 33  
 Heinersdorf (Teltow) 51  
 Heinrichau (Schles.) 25  
 Hellsee (Niederbarn.) 26  
 Hennickendorf (Fürstenw.) 24  
 Hennigsdorf (Osthavelland) 18 f.  
 Hermersdorf (Seelow) 42 f., 47  
 Hohenbarnim (Oberbarn.) 11  
 Hohenfinow (Oberbarn.) 26  
 Hohen-Henningen (Salzwedel) 30  
 Holtenau b. Kiel 24  
 How (Luckenw.) 47  
 Isekenberg b. Lenzen (Westprign.) 30  
 Jahnsfelde (Seelow) 42  
 Jerichow 3  
 Jeserig (Zauch-Belz.) 54, 57, 59 f., 62 f., 66 f.  
 Jütchendorf (Teltow) 49, 51  
 Jüterbog (Land) 23 f., 30, 48 ff., 56  
 Jüterbog (Luckenw.) 48, 51  
 Kähnisdorf (Zauch-Belz.) 53 f., 56 f., 59, 67  
 Kagel (Fürstenw.) 23 f., 43  
 Kaltenhausen b. Zinna (Luckenw.) 23 f.  
 Kammer (Zauch-Belz.) 51, 55, 57, 59, 62, 67  
 Kammerode (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57 ff., 61 f., 65  
 Kammin (Pomm.) 22, 35, 37  
 Kanin (Zauch-Belz.) 49, 54, 57 ff., 67  
 Kannenberg b. Werben (Osterburg) 27  
 Karow (Bln.-K.) 29  
 Karwitzer See (Meckl.) 35  
 Kasow, Hof; b. Lützow (= Charlottenburg) 29  
 Kemnitz (Zauch-Belz.) 49 f., 54, 57 ff., 62 f., 67  
 Ketzin (Osthavelland) 53, 58  
 Kienitz, Land (Seelow) 41  
 Klaistow (Zauch-Belz.) 49, 54, 57 f., 67  
 Klausdorf (Luckenw.) 53 ff., 57, 60  
 Klausnagen (Meckl.) 35  
 Klein Briesen (Jerichow I) 49  
 Klein Buckow (Oberbarn.) 47  
 Klein Damelang (Zauch-Belz.) 54, 57  
 Klein Kreutz (Westhavelland) 49  
 Kleinmachnow (Teltow) 51  
 Klobichsee, Gr. (Seelow) 39, 42  
 Klosterdorf (Oberbarn.) 24  
 Klosterfelde (Zauch-Belz.) 24, 29  
 Knoblauch (Osthavelland) 52 f.  
 Königsberg (Neumark) 30  
 Königshorst (Osthavelland) 23  
 Köpenick (Bln.-K.) 43  
 Körtzin (Zauch-Belz.) 50, 53 f., 57, 67  
 Kolbatz (Pomm.) 22, 25  
 Krahne (Zauch-Belz.) 52, 54 ff., 63, 65, 67  
 Krielow (Zauch-Belz.) 53 f., 57, 59, 63, 67  
 Küstrin 22 41  
 Kunersdorf (Zauch-Belz.) 52 ff., 57, 67  
 Kursachsen 63  
 Kyritz (Ostprign.) 32  
 Ladeburg (Jerichow bzw. Oberbarn.) 29  
 Landsberg/Warthe 3  
 Langerwisch (Zauch-Belz.) 50, 53 f., 57, 62 f., 65, 67  
 Lanke (Niederbarn.) 26  
 Lapenow (Oberbarn.) 42, 44  
 Lausitz 23, 43  
 Lebus 22, 25, 30, 36, 41 ff.  
 Leest (Zauch-Belz.) 49  
 Lehnin (Zauch-Belz.) 24 f., 27, 48, 50, 52, 55 f., 59, 62, 64 ff.  
 Lehnitzsee (Niederbarn.) 23  
 Leipzig 14, 17, 32, 70, 73  
 Leitzkau (Jerichow I) 22 49  
 Letschin (Seelow) 13  
 Leubus 25, 42 ff.  
 Liebenberger Mühle (Niederbarn.) 43  
 Liegnitz 43  
 Lienewitz (Zauch-Belz.) 49, 54, 57  
 Lieve (Angerm.) 25, 27  
 Liepnitzsee (Niederbarn.) 26  
 Lietzen (Seelow) 22, 25  
 Linthe (Zauch-Belz.) 48  
 Litzkendorf (Zauch-Belz.; W.F.M.) 52, 54, 57 ff., 61 f.  
 Lodiz (Westhavelland; W.F.M.) 55  
 Löcknitz (Niederbarn.) 41  
 Löwenberg (Niederbarn.) 43  
 Lubowsee (Niederbarn.) 26  
 Lucksfließ (Zauch-Belz.) 50  
 Lübeck 33  
 Lühsdorf (Zauch-Belz.; W.F.M.) 52 ff., 57, 60, 65, 67  
 Maduesee (Pomm.) 25  
 Magdeburg 4 f., 31 ff., 42 ff., 47 ff., 59, 62 f., 66  
 Marienberg b. Strausberg (Oberbarn.) 30  
 Marienberg b. Lensen (Westprign.) 30  
 Mariendorf (Bln.-M.) 30  
 Marienfelde (Bln.-M.) 30  
 Marienfließ (Ostprign.) 30  
 Marienpforte (Templin) 30  
 Mariensee (Angerm.) 24  
 Marienwalde (Neum.) 25, 30  
 Markau (Osthavelland) 58  
 Markendorf (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57, 60  
 Mecklenburg 22 f., 32, 35  
 Mehlsdorf (Luckenw.) 48  
 Meinsdorf (Luckenw.) 50, 52, 65  
 Meißen 22, 33, 42, 63  
 Memleben, Kloster 51  
 Merseburg (Vertrag) 51, 59  
 Mertensdorf (Zauch-Belz.) 52, 54, 57, 60  
 Mesdunk (Zauch-Belz.) 53 ff., 57, 67  
 Michelsdorf (Zauch-Belz.) 54, 57, 62 f., 67  
 Michendorf (Zauch-Belz.) 53, 54, 63, 67  
 Mittelmark 51, 59  
 Mittenwalde (Teltow) 51, 66  
 Möllendorf (Zauch-Belz.; W.F.M.) 48 f., 54, 57  
 Müncheberg (Seelow) 25, 41 ff., 46  
 Münchehofe (Seelow) 39, 42 f.  
 Mune (Zauch-Belz.; W.F.M.) 60  
 Nahmitz (Zauch-Belz.) 53 ff., 57 f., 67  
 Nauen (Osthavelland) 30, 51, 56, 67  
 Netzen (Zauch-Belz.) 52, 54 f., 57 f., 62 f., 67  
 Neuendorf b. Beelitz (Zauch-Belz.; W.F.M.) 53 f., 57, 60  
 Neuendorf b. Brück (Zauch-Belz.) 54, 56 f., 67  
 Neuendorf zu Treuenbrietzen (Zauch-Belz.) 54, 57, 60  
 Neuendorf b. Golzow-Oberjünne (Zauch-Belz.; W.F.M.) 52  
 Neuenkamp (Pomm.) 25  
 Neuhof b. Zonna (Luckenw.) 23  
 Neukammer b. Nauen (Osthavelland; W.F.M.) 30  
 Neukölln (Bln.-N.) Reitergrab 21  
 Neu Langerwisch (Zauch-Belz.) 50, 53 f., 57, 62, 65, 67  
 Neumark 22, 66  
 Neuruppin (Ruppin) 11, 13 ff., 33  
 Neuseddin (Zauch-Belz.) 48  
 Neuzelle (Frankfurt/Oder) 25  
 Nickel (Zauch-Belz.) 48, 50, 53 f., 57, 62, 67  
 Niebel (Zauch-Belz.) 53 f., 57, 60, 67  
 Niebelhorst (Zauch-Belz.) 49 f.  
 Niederfinow (Angerm.) 26  
 Niederlausitz 30, 42, 51  
 Niemegk (Zauch-Belz.) 51, 60  
 Nienburg 56  
 Nieplitz, Fl. (Zauch-Belz.) 49 f., 50, 56, 60  
 Nonnendamm (b. Bln.-Spand.) 29  
 Nonnenwiesen (b. Buckow/Seelow) 47  
 Nudow (Teltow) 51  
 Nuthe 26, 49 ff., 56, 60  
 Obersdorf (Seelow) 42 ff., 46  
 Obersee (Niederbarn.) 26  
 Oberzlaw (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Oder 21, 35, 41, 43, 51  
 Oderbruch 46  
 Oderberg (Angerm.) 25 ff., 42  
 Oranienburg (Niederbarn.) 26 ff.  
 Osdorf (Teltow) 51  
 Osterburg 27  
 Oststernberg 41  
 Paarsteiner See (Angerm.) 24  
 Panke 26  
 Pankow (Bln.-P.) 29  
 Pasewalk 36  
 Paterdamm (Zauch-Belz.) 55  
 Pechüle (Luckenw.) 48 f.  
 Pehlitz (Angerm.) 24  
 Pehlitzwerder (Angerm.) 24  
 Perleberg (Westprign.) 33  
 Pernitz (Zauch-Belz.) 52, 54 f., 57, 62, 67  
 Petershagen (Seelow) 47  
 Petznick (Templin) 35  
 Petzow (Zauch-Belz.) 49, 53 f., 57 ff., 67  
 Phöben (Zauch-Belz.) 54, 57 ff., 62 f., 67  
 Pforta (Thür.) 21  
 Plane 48 ff., 55  
 Planow (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Plattenburg (Westprign.) 33 f.  
 Plawe (Angerm.; W.F.M.) 24  
 Plessow (Zauch-Belz.) 54 f., 57, 61 ff., 67  
 Plötzin (Zauch-Belz.) 54 ff., 61 ff., 65, 67  
 Polen 22  
 Pommern 22, 33, 35, 41, 43  
 Potsdam 48 ff., 56, 67  
 Prag 31 f., 70  
 Prenzlau 35 ff  
 Prignitz 21 f., 30 ff.  
 Pritzhagen (Oberbarn.) 47  
 Prützke (Zauch-Belz.) 52, 54 f., 57 ff., 61, 65, 67  
 Pyritz Weizacker (Pom.) 25  
 Quarttschen (Königsberg) 22  
 Quilitz = Neuhardenberg; jetzt Marxwalde (Seelow) 42  
 Radel (Zauch-Belz.) 24, 51, 54, 57, 59, 62, 67  
 Ragösen (Angerm.) 24  
 Rahmersee (Niederbarn.) 26  
 Rathenow (Westhavelland) 67  
 Reckahn (Zauch-Belz.) 54 f., 57 ff., 63, 67  
 Reesdorf (Zauch-Belz.) 53 f., 57, 67  
 Rehbrücke (Potsd.-R.) 49  
 Reichenfelde (Königsberg) 30  
 Retzig (Feldmark) 62  
 Rieben (Zauch-Belz.) 54, 57, 59, 62 f., 65, 67  
 Rietz (Zauch-Belz.) 52 ff., 57, 67  
 Ringenwalde (Templin) 35  
 Rokitz (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57 ff., 61, 65  
 Rosdunk (Zauch-Belz.) 55  
 Ruskow (Westhavelland) 49  
 Rostock 9, 33, 43  
 Rotes Luch 41, 43, 46  
 Rüdersdorf (Fürstnwalde) 23 ff.  
 Ruhlsdorf (Oberbarn.) 24  
 Saare, Fl. 60  
 Saarmund (Zauch-Belz.) 26, 49 ff., 54, 56 ff., 60 ff., 64 f., 67  
 Salzbrunn (Zauch-Belz.) 68  
 Schäpe (Zauch-Belz.) 53 f., 54, 57, 60, 65, 67  
 Schenkendorf (Teltow) 51  
 Schermützelsee (Seelow) 39 f.

- Schiaß (Zauch-Belz.) 49, 53 f., 57 f., 67  
 Schlagenthin (Seelow) 42 f., 46  
 Schialach (Zauch-Belz.) 52, 54, 57 f., 62, 65, 67  
 Schlaube 41 f.  
 Schlesien 22, 43  
 Schlunkendorf (Zauch-Belz.) 52 ff., 57, 62, 65 ff.  
 Schmachtenhagen (Niederbarn.) 26 f., 29  
 Schmargendorf (Bln.-S.) 51  
 Schmergow (Zauch-Belz.) 54, 57, 65, 67  
 Schmertzke (Westhavelland) 50, 52 ff., 62 f., 65, 67  
 Schönberg (Meckl.) 33  
 Schönefeld (Luckenw.) 54, 57, 59, 62 f., 65, 67  
 Schönerlinde (Zauch-Belz.) 24  
 Schönfelde (Seelow) 43  
 Schönholz (Oberbarn.) 29  
 Schönow (Bln.-Zehlendf.) 51  
 Schönwalde (Niederbarn.) 24  
 Schöpfurth-Steinfurth (Oberbarn.) 26 f., 28 f.  
 Schorfheide 28  
 Schrapssdorf (Zauch-Belz.; W.F.M.) 49  
 Schwielowsee (Zauch-Belz.) 48  
 Schwina (Zauch-Belz.) 24, 53 f., 57, 67  
 Seddin (Westprign.) 21  
 Seddin (Zauch-Belz.) 53 f., 56 f., 60, 67  
 Sernow (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57, 60  
 Siethen (Teltow) 51  
 Sieversdorf (Seelow) 42 f., 46  
 Sittichenbach (Thür.) 21, 24  
 Smer-Damm 50, 56  
 Spandau (Bln.-S.) 3, 26 f., 33, 67  
 Spree 41, 43  
 Sputendorf (Teltow) 51 33, 67  
 Stahnsdorf (Teltow) 51  
 Stargesser (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57, 61 f.  
 Stendal 3, 32 ff., 64  
 Sternberg (Meckl.) 30, 33  
 Sternberg (Land) 43  
 Stobberow (Seelow) 41 ff.  
 Stolzenhagen (Angerm.) 29  
 Stolzenhagen (Niederbarn.) 24, 26 f.  
 Stolzenhagen (Saatzig/Pomm.) 29  
 Strausberg (Oberbarn.) 3, 26 ff., 43, 46  
 Stücken (Zauch-Belz.) 52, 54, 57 ff., 62 f., 65, 67  
 Swinemünde 11, 13 ff.  
 Sydow (Jerichow II) 29  
 Sydow-Fließ 27  
 Tangermünde 3, 30, 64, 66  
 Tegastorf (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Tegel (Bln.-T.) 33, 76  
 Teltow 27, 42, 51  
 Teltow (Land) 49, 51, 56  
 Tempelhof (Bln.-T.) 22, 26, 30  
 Tesekendorf (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Theenhof (Osterburg) 27  
 Töplitzer Werder (Zauch-Belzig) 49  
 Tornow (Zauch-Belz.; W.F.M.) 52, 54 f., 57  
 Tornow-See (Seelow) 47  
 Trebbin (Teltow) 49, 66  
 Trebegoß (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Trebitz (Zauch-Belz.) 48  
 Trebnitz (Seelow) 42 f.  
 Trechwitz (Zauch-Belz.) 52, 54,  
 Tremdsdorf (Zauch-Belz.) 52 ff., 57 f., 67  
 Treuenbrietzen (Zauch-Belz.) 48 ff., 55 ff., 60, 62 ff.  
 Uckermark 22, 27 f., 30, 35 f., 52  
 Ünzer Heide (Westprign.) 33  
 Verden, Bistum 31  
 Vierraden (Angerm.) 35  
 Wachow (Westhavelland) 49  
 Walkenried (Thür.) 21  
 Walther-Nienburg (Jerichow II) 51  
 Wandlitz (Niederbn.) 29  
 Wandlitzsee (Niederbn.) 26  
 Warthe 21  
 Wedding (Bln.-W.) 29  
 Wegenstedt (Altmark) 30  
 Welse (Angerm.) 35  
 Wendisch-Bork (Zauch-Belz.) 53 f., 57, 67  
 Wendisch-Kreutz (Zauch-Belzig) 54, 57  
 Wendisch-Rogäsen (Zauch-Belzig) 54  
 Wendisch-Tornow (Zauch-Belzig) 54 f., 57  
 Wendland (Hann.) 23  
 Werbellin (Angerm.) 28  
 Werben (Altmark) 30  
 Werbig (Zauch-Belz.) 57, 60  
 Werder (Zauch-Belz.) 24 f., 50, 54 ff., 59 f., 63, 67  
 Werneuchen (Niederbarn.) 26  
 Weseram (Zauch-Belz.) 49  
 Weststernberg 41  
 Wida (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57  
 Wildenbruch (Zauch-Belz.) 52 ff., 56 ff., 65, 67  
 Wilmersdorf (Bln.-W.) 51  
 Wilsnack (Westprign.) 30 ff.  
 Wismar 33  
 Wittenberg (Lutherstadt) 64, 70, 72  
 Wittbrietzen (Zauch-Belz.) 52 54, 56 f., 61, 64 f., 67  
 Wittstock (Ostprign.) 67  
 Wolletzsee (Angerm.) 35  
 Woltersdorf (Niederbarn.; W.F.M.) 24  
 Wriezen (Oberbarn.) 24, 43  
 Wollup (Seelow) 23  
 Wust (Zauch-Belz.) 52, 54, 57, 59, 63, 65, 67  
 Zachow (Westhavelland) 55  
 Zauche 24, 26, 47 ff.  
 Zauchwitz (Zauch-Belz.) 52, 54, 57, 63, 65 f., 67  
 Zehdenick (Templin) 30  
 Zehlendorf (Niederbarn.) 26  
 Zepernick (Niederbarn.) 29  
 Zerbst (Anhalt) 64  
 Zernow (Zauch-Belz.; W.F.M.) 54, 57, 59  
 Ziesar (Land) 49  
 Ziesar (Jerichow) 67  
 Zinna (Luckenw.) 23, 30, 32, 48 f., 55, 61  
 Zinndorf (Niederbarn.) 24  
 Zolchow (Zauch-Belz.) 54, 57, 59, 67  
 Zossen (Teltow) 66  
 Berichtigung zum 1. Band (1950):  
 S. 2, Z. 4 lies: Geburtstag.  
 S. 2, Z. 15 lies: Wirkl. Geh. Kriegsrat.

Berichtigung  
 S. 32, 2. Sp., 3. Abs., 6. Z.  
 lies: entschieden

# 1. Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte (1950)

Herausgegeben im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.  
von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

Inhalt: Stadtrat W. May: Zum Geleit / H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanierhofburg Spandau (mit 2 Skizzen) / Dr. J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald (mit 4 Abbildungen) / G. Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenkartei für Berlin und die Mark Brandenburg (mit 6 Abbildungen) / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwarz: Die Kalandbruderschaft in Prenzlau / Der Neuruppiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker / M. Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch / Bücherschau: W. Bonacker: Berlin im Werden des Stadtplanes (Dr. Faden); W. Stengel: Quellenstudien zur Berliner Kulturgeschichte (Dr. Fricke) / Namenverzeichnis

DIN A 4 kart. 72 S., davon 4 S. Bildbeilagen a. Kunstdr.

## Märkischer Wandergruß. Beiträge zur Landesgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Heinz Gebhardt (1951)

Willibald Alexis, Märkische Landschaft — Dr. Hermann Kügler, Berliner Kind — Spandauer Wind und die gute alte Zeit. — Prof. Dr. Friedrich Solger, Geologischer Spaziergang längs der Spree. — Dr. Eberhard Faden, Die Spree im märkischen Berlin. — Dr. Mario Krammer, Fontanes Jugendländ. — Dr. Berthold Schulze, Martinique bei Berlin. — Albert Ludewig, „Dat Rathüsiken up dem Kerkhof“ zu Spandau. — Bruno Stephan, Der Weddinger Oehlberg. — Wilhelm Schmidt, Die Schulzen von Rixdorf. — Harry Methling, Rüdersdorf. — Max Krügel, Garzau. — Emil Dux, Juliiusturm und Tetzeltkasten, Klüberinnerungen.

DIN A 5 kart. 39 mit Bildbeilagen und Skizzen

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54



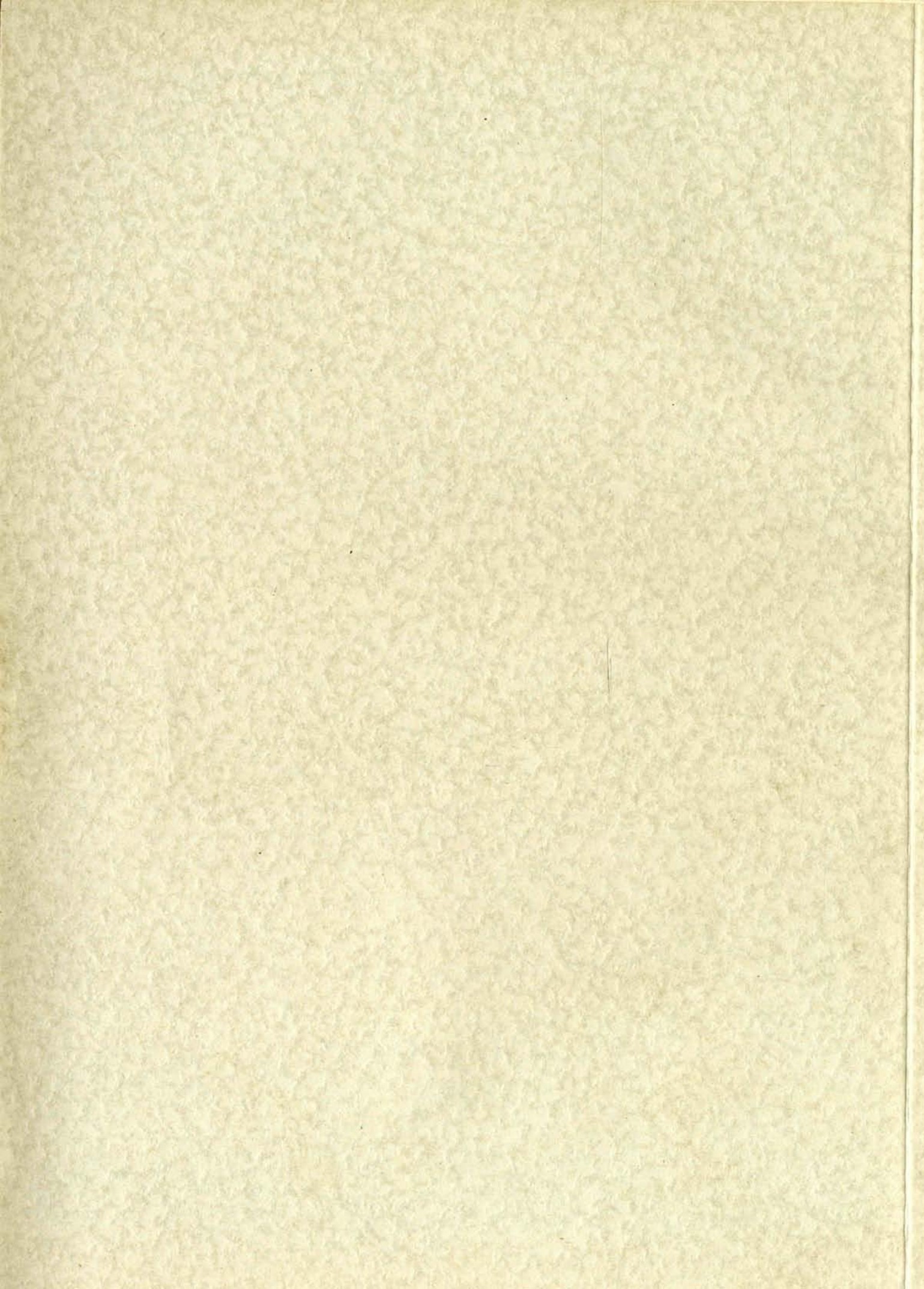
KARL SALOMO

Berlin-Neukölln

Sanderstraße 27

800 Expl.

Dez. 1951



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)